



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Generaloberst Helmuth von Moltke
Erinnerungen - Briefe - Dokumente

4. 12.

Generaloberst
Helmuth von Moltke

Erinnerungen
Briefe Dokumente
1877-1916

**Ein Bild vom Kriegsausbruch,
erster Kriegsführung und Persönlichkeit des
ersten militärischen Führers des Krieges**

Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von

Eliza von Moltke

geb. Gräfin Moltke-Hultfeldt

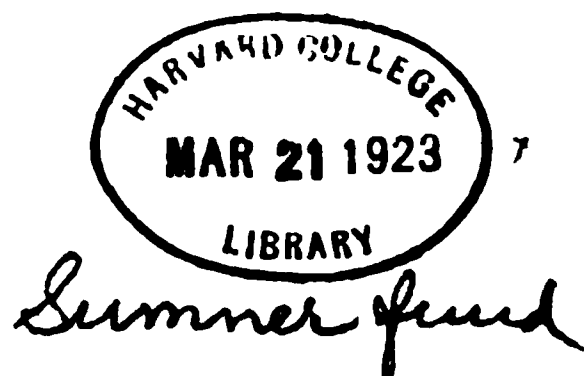
1922

Der Kommende Tag A.-G. Verlag, Stuttgart

Ger 2400.64

✓ A

—



Erste Auflage

Erstes bis fünftes Tausend

**Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in sämtliche Sprachen,
ausdrücklich vorbehalten**

**Copyright 1922 by Der Kommende Tag A.-G.
Verlag, Stuttgart**

Druck: Der Kommende Tag A.-G. Verlag, Stuttgart

Vorwort des Herausgebers

aufbaut, unmöglich zu machen, scheiterte. — Die Aufzeichnungen sollten damals erscheinen, um vor die Menschen und Völker die nackten Tatsachen hinzustellen und dadurch eine Gegenwirkung gegen die Verschleierung der Wahrheit zu schaffen. Auch dieser Versuch eines Appells an die Öffentlichkeit scheiterte, da das Erscheinen der Aufzeichnungen durch das Eingreifen gewisser Persönlichkeiten verhindert wurde.

Seitdem dieses im Jahre 1919 sich abspielte, hat sich manches zugetragen. Der Frieden von Versailles, dessen Schuldartikel deutsche Unterhändler unterschrieben haben, hat das größte Unheil über Deutschland und die Welt gebracht. In Deutschland ist inzwischen eine ganze Literatur entstanden, die sich mit den Gründen des Kriegsverlustes beschäftigt. Immer wieder wird auf die Marneschlacht und das Versagen der ersten Obersten Heeresleitung, insbesondere auf die angebliche Unfähigkeit Moltkes hingewiesen. Heißt es doch in dem von Karl Rosner herausgegebenen Buch »Erinnerungen« des ehemaligen Kronprinzen Wilhelm, Moltke habe »in einem mißverstandenen Pflichtgefühl, wider Willen und in Erkenntnis seiner Unzulänglichkeit« eine Aufgabe, die über seine Kräfte ging, auf sich genommen. Das sei sein Verhängnis geworden. Seines und der Unsrigen.

ierten Regierungen erklären, und Deutschland erkennt dies an, daß Deutschland und seine Verbündeten für alle von ihnen verursachten, den alliierten und assoziierten Regierungen und ihren Volksangehörigen erwachsenen Verluste und Schäden verantwortlich sind, die entstanden sind als Folgen des Krieges, der ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten auferlegt worden ist.

Ich sage das Obige trotz dieser etwas wenig sagenden Fassung des Artikels nicht aus einer fälschlichen Interpretation desselben heraus, die den Deutschen sonst vorgeworfen wird, sondern weil das Gesagte seine tatsächliche Folge und seine Behandlung von Seiten der Sieger in Wirklichkeit so ist. (Der Herausgeber.)

sundheit frisch und tatkräftig am 1. August ins Schloß. Erst, was er dort in den Nachmittagsstunden des 1. August erleben mußte, hat ihn auf das schwerste getroffen. Dem Generalstabschef oblag es, die militärischen Maßregeln so zu ergreifen, daß das Vaterland inmitten eines Walles von Feinden nicht zertrümmert werde; die Politik, die auf Sand gebaut war, versagte, und darum war die militärische Verfügung die einzig mögliche. Auf Moltke, der seit Jahren mit klarem Blick die politische, wirtschaftliche und militärische Lage Deutschlands erkannt hatte, der immer auf die Gefahren hingewiesen hatte, die Deutschland drohten, lastete in diesen Stunden, in denen er um die Ausführung des Mobilmachungsplanes kämpfen mußte, ganz allein die Verantwortung. Nach diesen Stunden, in denen alle seine Einwände überhört wurden, war Moltke ein anderer Mensch. Seine Zuversicht war erschüttert. Das Vertrauensverhältnis zwischen ihm und dem Kaiser war zerstört. Seine Überzeugung war von da ab: Wo solche Verhältnisse in einem Lande möglich sind, muß Unglück daraus entstehen. Zwar hat Helmuth von Moltke die einschlägigen Verhältnisse seit langer Zeit sachgemäß ernst beurteilt, aber stets gemeint, der Ernstfall werde in den maßgebenden Persönlichkeiten die notwendigen Kräfte auslösen, was leider nicht eingetroffen ist. »Ich kann wohl Krieg führen gegen den äußeren Feind, aber nicht gegen den eigenen Kaiser«, waren seine Worte nach den vorangegangenen Erlebnissen. Der einzige Mann, der am 1. August nach dem völligen Versagen der deutschen Politik die militärisch notwendigen Verfügungen treffen mußte, der in diesen Augenblicken kämpfen mußte gegen Unverstand und Kurzsichtigkeit in militärischer und politischer Hinsicht, dieser Mann war, als ihm endlich am Spät-

Kapitel strenger urteilen, als man jetzt gewillt ist, es zu tun, und dann die Ursachen erkennen für vieles, das daraus folgte.

Moltke war seit Anfang Dezember 1914 wieder in Berlin. Er fing nun an, in die wirtschaftlichen Verhältnisse sich einzuarbeiten; er sah die Gefahren und Übelstände im Lande, er erhob seine warnende Stimme. Dies erregte den Unwillen derjenigen Männer, die jetzt die Macht in Händen hatten, und die versuchten, seine Tätigkeit zu verhindern. Zur selben Zeit entschlossen sich mehrere Persönlichkeiten, an den Kaiser heranzutreten mit dem Hinweis, daß General von Falkenhayn ein Unglück für das Land sei, daß die Armee kein Vertrauen zu ihm habe. Feldmarschall von Hindenburg verlangte seinen Abschied, wenn General von Falkenhayn weiter die Leitung behalten würde. Moltke schrieb an den Kaiser, auch der Kronprinz setzte sich für die Angelegenheit ein. Aber alles war damals umsonst. Die Klarsehenden drangen nicht durch. Zwanzig Monate später, im September 1916, drei Monate nach Moltkes Tod, wurde ausgeführt, was er zur rechten Zeit zu unternehmen geraten hat. Damals war er der einzige, der für das Verlangen der im Osten führenden Persönlichkeiten an maßgebender Stelle ausführlich den strategischen Plan vorschlug; später, als andere auf dasselbe verfielen, war es für vieles leider zu spät. Denn die Gefahren für Deutschland, die Moltke hatte kommen sehen, wenn alles so blieb, wie es damals war, die waren eingetreten und hatten eine verzweifelt ernste Lage gegenüber der Übermacht der Feinde geschaffen. Was hätte erreicht werden können, wenn im Jahre 1915 Moltkes Rat befolgt worden wäre, wie hätte sich die Kriegslage gestaltet, wenn im November 1914 oder später im August 1915 die nötigen Truppen nach dem Osten

sacht haben; denn wahrlich, nicht leichten Herzens ist der Entschluß zu diesen Veröffentlichungen gefaßt worden, sondern aus der Erkenntnis heraus, daß es die Pflicht fordert, für einen Mann einzutreten, der in der unerhörtesten Weise verleumdet wird.

Moltke war der treueste Diener seines Königs und Vaterlandes, der an gebrochenem Herzen starb aus Sorge um sein Volk und Land, weil er genau voraussah und voraus erlebte, wie alles kommen und werden müsse in Anbetracht der Verhältnisse, die in Deutschland herrschten. Diese Veröffentlichungen sollen dazu beitragen, daß die Wahrheit erkannt werde, und so der Weg gefunden werden kann, um die Unwahrhaftigkeit zu besiegen, die als zerstörende Kraft alles wahre Leben vernichten möchte, die Deutschland mehr und mehr in einen Trümmerhaufen verwandeln wird, wie Moltke es bereits im Frühjahr 1904 voraus empfand und niederschrieb.

Möchten doch die Deutschen endlich aufhören, sich selber zu zerfleischen, ihre besten Männer zu verunglimpfen. Nur so kann in Erfüllung gehen, woran Helmuth von Moltke fest glaubte: die Neugeburt des echten wahren Deutschtums, aufgebaut auf Wahrheit und Erkenntnis. Dann sind seine Leiden um sein Vaterland nicht umsonst gewesen, dann verwandelt sich seine »Tragik« in ein für das Deutschtum segensbringendes »Heldentum«, dessen Früchte spätere Geschlechter ernten werden. »Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.«

Unter diesem Leitmotiv stehen meine Veröffentlichungen.

Weil ein übersichtliches Bild von Moltkes Wirken und Persönlichkeit gegeben werden soll, ist die folgende Anordnung des Inhaltes dieses Buches getroffen worden.

XIV.

Erster Teil

Ein Memorandum Moltkes Betrachtungen und Erinnerungen

•

serbische Angelegenheit zu der Wetterwolke, die sich jeden Augenblick über Europa entladen kann.

Österreich hat den europäischen Kabinetten erklärt, daß es weder territoriale Erwerbungen auf Kosten Serbiens anstreben, noch den Bestand dieses Staates antasten wolle, es wolle den unruhigen Nachbar nur zwingen, die Bedingungen anzunehmen, die es für ein weiteres Nebeneinanderleben für nötig hält und die Serbien, wie die Erfahrung gezeigt hat, trotz feierlicher Versprechungen ungezwungen niemals halten würde.

Die österreichisch-serbische Angelegenheit ist eine rein private Auseinandersetzung, für die, wie gesagt, kein Mensch in Europa ein tiefer gehendes Interesse haben würde, das in keiner Weise den europäischen Frieden bedrohen, sondern im Gegenteil ihn festigen würde, wenn nicht Rußland sich eingemischt hätte. Das erst hat der Sache den bedrohlichen Charakter gegeben.

Österreich hat nur einen Teil seiner Streitkräfte, 8 Armeekorps, gegen Serbien mobilisiert. Gerade genug, um seine Strafexpedition durchführen zu können. Demgegenüber trifft Rußland alle Vorbereitungen, um die Armeekorps der Militärbezirke Kiew, Odessa und Moskau, in Summa 12 Armeekorps, in kürzester Zeit mobilisieren zu können* und verfügt ähnliche vorbereitende Maßnahmen auch im Norden, der deutschen Grenze gegenüber, und an der Ostsee. Es erklärt, mobilisieren zu wollen, wenn Österreich in Serbien einrückt, da es eine Zertrümmerung Serbiens durch Österreich nicht zugeben könne, obgleich Österreich erklärt hat, daß es an eine solche nicht denke.

Was wird und muß die weitere Folge sein?

* Randbemerkung Moltkes: Ist inzwischen geschehen.

es die Mobilmachung wirklich ausspricht, in wenigen Tagen zum Vormarsch fertig sein kann. Damit bringt es Österreich in eine verzweifelte Lage und schiebt ihm die Verantwortung zu, indem es doch Österreich zwingt, sich gegen eine russische Überraschung zu sichern. Es wird sagen: »Du Österreich machst gegen uns mobil, du willst also den Krieg mit uns.«

Gegen Deutschland versichert Rußland, nichts unternehmen zu wollen, es weiß aber ganz genau, daß Deutschland einem kriegerischen Zusammenstoß zwischen seinem Bundesgenossen und Rußland nicht untätig zusehen kann. Auch Deutschland wird gezwungen werden, mobil zu machen, und wiederum wird Rußland der Welt gegenüber sagen können: »Ich habe den Krieg nicht gewollt, aber Deutschland hat ihn herbeigeführt.« — So werden und müssen die Dinge sich entwickeln, wenn nicht, fast möchte man sagen, ein Wunder geschieht, um noch in letzter Stunde einen Krieg zu verhindern, der die Kultur fast des gesamten Europas auf Jahrzehnte hinaus vernichten wird.

Deutschland will diesen schrecklichen Krieg nicht herbeiführen. Die deutsche Regierung weiß aber, daß es die tiefgewurzelten Gefühle der Bundestreue, eines der schönsten Züge deutschen Gemütslebens, in verhängnisvoller Weise verletzen und sich in Widerspruch mit allen Empfindungen ihres Volkes setzen würde, wenn sie ihren Bundesgenossen in einem Augenblick nicht zu Hilfe kommen wollte, der über dessen Existenz entscheiden muß.

Nach den vorliegenden Nachrichten scheint auch Frankreich vorbereitende Maßnahmen für eine eventuelle spätere Mobilmachung zu treffen. Es ist augenscheinlich, daß Rußland und Frankreich in ihren Maß-

nahmen Hand in Hand gehen. — Deutschland wird also, wenn der Zusammenstoß zwischen Österreich und Rußland unvermeidlich ist, mobil machen und bereit sein, den Kampf nach zwei Fronten aufzunehmen. Für die eintretendenfalls von uns beabsichtigten militärischen Maßnahmen ist es von größter Wichtigkeit, möglichst bald Klarheit darüber zu erhalten, ob Rußland und Frankreich gewillt sind, es auf einen Krieg mit Deutschland ankommen zu lassen. Je weiter die Vorbereitungen unserer Nachbarn fortschreiten, um so schneller werden sie ihre Mobilmachung beenden können. Die militärische Lage wird dadurch für uns von Tag zu Tag ungünstiger und kann, wenn unsere voraussichtlichen Gegner sich weiter in aller Ruhe vorbereiten, zu verhängnisvollen Folgen für uns führen.

Betrachtungen und Erinnerungen

H o m b u r g , November 1914.

Der europäische Krieg des Jahres 1914 kam dem nicht unerwartet, der ohne diplomatische Befangenheit in die Welt blickte. Seit Jahren stand er wie eine Wetterwolke am politischen Himmel, die gespannte europäische Lage drängte nach Entladung, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß der Konflikt zwischen zwei europäischen Großstaaten den Krieg fast des gesamten Europas entfesseln werde. Das mußte schon die Folge der zwischen den Angehörigen der beiden Mächtegruppen abgeschlossenen Verträge und Vereinbarungen sein, die im Kriegsfall Staat an Staat banden. Es war sicher, daß Deutschland aktiv an einem Kriege teilnehmen werde, der die Existenz der österreichisch-ungarischen Monarchie ernstlich bedrohte, und ebenso sicher, daß Frankreich an der Seite Rußlands stehen werde. Seit Jahren stand die Entente dem Dreibund feindlich gegenüber. Daß letzterer bei der Probe des Ernstfalles versagen, daß Italien seinen bindenden Verpflichtungen nicht nachkommen werde, war allerdings nicht zu erwarten. Noch im Vorjahr des Krieges waren die schon früher bestehenden Abmachungen zwischen Italien und Deutschland revidiert und erneuert worden, noch im Frühjahr 1914 waren diese Abmachungen in bindender Form erneut festgelegt. Italien hatte sich verpflichtet, im Falle des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich 2 Kavallerie-Divisionen und 3 Armeekorps Deutschland zur Verfügung zu stellen,

chen sollte. Die Gelegenheit, den unbequemen Konkurrenten auf dem Weltmarkt aus dem Wege zu räumen, mit einzugreifen, wo die Aussicht vorlag, im Verein mit Rußland und Frankreich Deutschland mit Übermacht zu erdrücken; die langjährige, von König Eduard VII. eingeleitete Wühlarbeit zur Einkreisung Deutschlands, die Hoffnung, die gefürchtete deutsche Flotte zu vernichten und damit die unbeschränkte Herrschaft der Weltmeere, die Weltherrschaft kurz hin zu erlangen, machten es von vorneherein wahrscheinlich, daß England in der Reihe unserer Feinde zu finden sein werde.

Die Hoffnung unserer Diplomatie, ein gutes Verhältnis zu England anbahnen zu können, die jahrelang die Magnetnadel war, nach der unsere Politik eingerichtet wurde, mußte sich als verfehlt erweisen, sobald die brutalen englischen Interessen Gelegenheit finden konnten, sich durchzusetzen. — England hat es immer verstanden, seinen selbstsüchtigen Handlungen ein moralisches Mäntelchen umzuhängen. So mußte auch hier die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland als Vorwand dienen, um letzterem den Krieg zu erklären. Es mag dahingestellt bleiben, ob England sofort aktiv in den Krieg gegen uns eingetreten sein würde, wenn diese Neutralitätsverletzung nicht erfolgt wäre. Jedenfalls würde es eingegriffen haben, sobald Gefahr sich zeigte, daß Frankreich von uns überwältigt werde. Keine der kontinentalen Mächte, am wenigsten Deutschland, hätte nach der alten Praxis englischer Politik so stark werden dürfen, daß die Gefahr einer Hegemonie vorlag. — Vielleicht wäre es für England bequemer gewesen, mit seinem Eingreifen zu warten, bis die kontinentalen Staaten sich im Kriege erschöpft hätten, vielleicht hat dieser Gedanke der

Das war das unsterbliche Verdienst Bismarcks vor den Kriegen von 1866 und 1871. Seine stete Sorge war eine Koalition Frankreichs und Rußlands, die jetzt eingetreten ist und uns zu dem Kriege nach zwei Fronten zwingt. — Daß das deutsche Volk eine klare Empfindung darüber gehabt hat, daß dem Vaterlande schwere Zeiten bevorständen, beweist die Annahme der vom Generalstab und Kriegsministerium geforderten Wehrvorlage des Jahres 1912.

Mit dem Kriege nach zwei Fronten war seit Jahren im Generalstab gerechnet worden. Daß er notwendig werden würde in dem Augenblick, wo die Rivalität Rußlands und Österreichs auf dem Balkan zum offenen Konflikt führen werde, war klar genug. Wir wußten alle, daß Frankreich an der Seite des Zarenreichs, dem es seine Milliarden zur besseren Vorbereitung für den Krieg zur Verfügung gestellt hatte, unbedingt an demselben teilnehmen würde. — Man könnte die Frage aufwerfen, ob Deutschland nicht weiser getan hätte, Österreich seinem Schicksal zu überlassen, statt bundestreu die ungeheure Schwere des zu erwartenden Krieges auf sich zu nehmen. Mehrfach ist die Ansicht geäußert worden, daß der Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie doch nicht mehr aufzuhalten sei und daß für Deutschland eigentlich keine Veranlassung vorläge, sich Österreichs wegen in das Abenteuer eines Krieges zu stürzen, über dessen Schwere sich jedermann klar war. Die Möglichkeit, daß Deutschland, wenn es die verbündete Monarchie preisgab, zunächst vor dem Kriege hätte bewahrt werden können, muß zugegeben werden. Aber abgesehen davon, daß das deutsche Volk für eine solche Felonie kein Verständnis gehabt haben würde, wäre meiner Ansicht nach das Fallenlassen Österreichs ein politischer Fehler gewesen, der sich bin-

für die spirituelle Weiterentwicklung der Menschheit notwendig ist, und die deutsche Kultur ausgeschaltet; die Menschheit würde in ihrer Gesamtentwicklung in unheilvollster Weise zurückgeworfen werden.

Die romanischen Völker haben den Höhepunkt ihrer Entwicklung schon überschritten, sie können keine neuen befruchtenden Elemente in die Gesamtentwicklung hineintragen. — Die slawischen Völker, in erster Linie Rußland, sind noch zu weit in der Kultur zurück, um die Führung der Menschheit übernehmen zu können. Unter der Herrschaft der Knute würde Europa in den Zustand geistiger Barbarei zurückgeführt werden. — England verfolgt nur materielle Ziele.

Eine geistige Weiterentwicklung der Menschheit ist nur durch Deutschland möglich. Deshalb wird auch Deutschland in diesem Kriege nicht unterliegen, es ist das einzige Volk, das zur Zeit die Führung der Menschheit zu höheren Zielen übernehmen kann.

Es ist eine gewaltige Zeit, in der wir leben.

Dieser Krieg wird eine neue Entwicklung der Geschichte zur Folge haben, und sein Ergebnis wird der gesamten Welt die Bahn vorschreiben, auf der sie in den nächsten Jahrhunderten vorzuschreiten haben wird.

Deutschland hat den Krieg nicht herbeigeführt, es ist nicht in ihn eingetreten aus Eroberungslust oder aus aggressiven Absichten gegen seine Nachbarn.

Der Krieg ist ihm von seinen Gegnern aufgezwungen worden, und wir kämpfen um unsere nationale Existenz, um das Fortbestehen unseres Volkes, unseres nationalen Lebens. Damit kämpfen wir um ideale Güter, während unsere Gegner es offen aussprechen, daß ihr Ziel die Vernichtung Deutschlands ist.

Österreich in ehrlicher Weise zu vermitteln versuchte, in Rußland die Mobilmachung auch der nördlichen Militärbezirke ausgesprochen wurde. Zwar erklärte der Zar, daß diese Mobilmachung sich nicht gegen Deutschland richte, daß Rußland den Krieg gegen Deutschland nicht wolle, es stellte aber damit die Anforderung an uns, ohne eigene Kriegsvorbereitung der Willkür eines fertig gerüsteten Rußlands uns ausgeliefert zu sehen.

Das war natürlich für Deutschland unmöglich. Mit dem Augenblick, wo Rußland sein gesamtes Heer mobilisierte, waren auch wir gezwungen, mobil zu machen. Hätten wir es nicht getan, wäre Rußland jederzeit in der Lage gewesen, in unser ungeschütztes Land einzumarschieren und eine spätere Mobilmachung für uns unmöglich zu machen.

Es kann für jeden Unbefangenen keinem Zweifel unterliegen, daß Rußland es gewesen ist, das diesen Krieg entfacht hat. Es wußte genau, daß Deutschland seinen Bundesgenossen Österreich nicht vernichten lassen werde, aber es hatte durch sein hinterlistiges Verhalten Zeit gewonnen und war in seiner Mobilmachung schon weit vorgeschritten, wie Deutschland die seinige begann.

Wie schon erwähnt, war der Krieg gegen zwei Fronten im Generalstab schon seit Jahren bearbeitet worden. Schon unter meinem Vorgänger, dem Grafen Schlieffen, war der Vormarsch durch Belgien ausgearbeitet.

Diese Operation wurde dadurch begründet, daß es so gut wie ausgeschlossen schien, ohne die Verletzung der belgischen Neutralität das französische Heer im freien Felde zur Entscheidung zwingen zu können. Alle Nachrichten schienen es gewiß zu machen, daß die Franzosen hinter ihrer starken Ostfront

sten Kriegswochen hat gezeigt, daß es, wie beabsichtigt, die Franzosen zwang, sich uns im freien Felde zu stellen, und daß sie geschlagen werden konnten. Daß die Niederwerfung Frankreichs im ersten Anlauf mißlang, hat es der schnellen Hilfeleistung Englands zu verdanken.

Der Handstreich auf Lüttich war ein gewagtes Unternehmen. Wenn er mißlang, mußte der moralische Rückschlag empfindlich sein. Was mich in erster Linie veranlaßte, ihn anzuordnen, war die Hoffnung, damit die Bahn Aachen—Lüttich unzerstört in unseren Besitz zu bringen. Das ist gelungen, und daß wir die Bahn bis Brüssel und darüber hinaus bis St. Quentin später zur Verfügung hatten, ist von unbe-rechenbarem Nutzen gewesen.

Am Tage vor der Mobilmachung war eine Depesche aus London eingetroffen, in der gesagt war, daß England sich Frankreich gegenüber verpflichtet habe, den Schutz der französischen Nordküste gegen deutsche Angriffe von der See her zu schützen. Der Kaiser forderte meine Ansicht, und ich erklärte, daß wir uns unbedenklich verpflichten könnten, die französische Nordküste nicht anzugreifen, wenn England unter dieser Voraussetzung neutral bleiben werde. Meiner Ansicht nach werde der Kampf gegen Frankreich zu Lande entschieden werden, ein Angriff von der See könne, wenn die Neutralität Englands davon abhinge, unterbleiben. — Diese Depesche war augenscheinlich der erste Versuch Englands, uns zu düpi-eren, wenigstens unsere Mobilmachung zu verzögern.

Auf die am 28. Juli oder 29.* eintreffende Nachricht, daß in Rußland die allgemeine Mobilmachung befohlen sei, hatte der Kaiser die Erklärung: drohende

* Am 30. Juli. (Der Herausgeber.)

sich nicht improvisieren, es sei das Ergebnis einer vollen, mühsamen Jahresarbeit und könne, einmal festgelegt, nicht geändert werden. Wenn Se. Majestät darauf bestehen, das gesamte Heer nach dem Osten zu führen, so würden dieselben kein schlagfertiges Heer, sondern einen wüsten Haufen ungeordneter bewaffneter Menschen ohne Verpflegung haben. — Der Kaiser bestand auf seiner Forderung und wurde sehr ungehalten, er sagte mir unter anderem: »Ihr Onkel würde mir eine andere Antwort gegeben haben!«, was mir sehr wehe tat. — Ich habe nie den Anspruch erhoben, dem Feldmarschall gleichwertig zu sein. — Daran, daß es für uns eine Katastrophe herbeiführen müßte, wenn wir mit unserer gesamten Armee nach Rußland hineinmarschiert wären, mit einem mobilen Frankreich im Rücken, daran schien kein Mensch zu denken. Wie hätte England es jemals — selbst den guten Willen vorausgesetzt — verhindern können, daß Frankreich uns in den Rücken fiel! — Auch meine Einwendung, daß Frankreich bereits in der Mobilmachung begriffen sei und daß es unmöglich sei, daß ein mobiles Deutschland und ein mobiles Frankreich sich friedlich darauf einigen würden, sich gegenseitig nichts zu tun, blieb erfolglos. Die Stimmung wurde immer erregter, und ich stand ganz allein da. —

Schließlich gelang es mir, Se. Majestät davon zu überzeugen, daß unser Aufmarsch, der mit starken Kräften gegen Frankreich, mit schwachen Defensivkräften gegen Rußland gedacht war, planmäßig auslaufen müßte, wenn nicht die unheilvollste Verwirrung entstehen solle. Ich sagte dem Kaiser, daß es nach vollendetem Aufmarsch möglich sein werde, beliebig starke Teile des Heeres nach dem Osten zu überführen, an dem Aufmarsch selbst dürfe nichts

rem Aufmarsch gebrauchten. Um so schwerer traf es mich, als der Reichskanzler nun erklärte, die Besetzung Luxemburgs dürfe unter keinen Umständen stattfinden, sie sei eine direkte Bedrohung Frankreichs und würde die angebotene englische Garantie illusorisch machen. — Während ich dabeistand, wandte sich der Kaiser, ohne mich zu fragen, an den Flügeladjutanten vom Dienst und befahl ihm, sofort telegraphisch der 16. Division nach Trier den Befehl zu übermitteln, sie solle nicht in Luxemburg einmarschieren. — Mir war zumut, als ob mir das Herz brechen sollte. — Abermals lag die Gefahr vor, daß unser Aufmarsch in Verwirrung gebracht werde. Was das heißt, kann in vollem Umfang wohl nur derjenige ermessen, dem die komplizierte und bis auf das kleinste Detail geregelte Arbeit eines Aufmarsches bekannt ist. Wo jeder Zug auf die Minute geregelt ist, muß jede Änderung in verhängnisvoller Weise wirken. — Ich versuchte vergebens, Se. Majestät davon zu überzeugen, daß wir die Luxemburger Bahnen brauchten und sie sichern mußten, ich wurde mit der Bemerkung abgefertigt, ich möchte statt ihrer andere Bahnen benutzen. Es blieb bei dem Befehl.

Damit war ich entlassen. Es ist unmöglich, die Stimmung zu schildern, in der ich zu Hause ankam. Ich war wie gebrochen und vergoß Tränen der Verzweiflung. Wie mir die Depesche an die 16. Division vorgelegt wurde, die den telephonisch gegebenen Befehl wiederholte, stieß ich die Feder auf den Tisch und erklärte, ich unterschreibe sie nicht. Ich kann nicht meine Unterschrift, die erste nach Ausspruch der Mobilmachung, unter einen Befehl setzen, der etwas widerruft, was planmäßig vorbereitet ist, und der von der Truppe sofort als Zeichen der Unsicherheit empfunden werden wird. — »Machen Sie mit der

Ich mußte es dem Kaiser melden. Er sagte mir: »Das habe ich mir gleich gedacht. Mir hat dies Vorgehen gegen Belgien den Krieg mit England auf den Hals gebracht.« — Als am nächsten Tage die Meldung kam, daß die Stadt von uns genommen sei, wurde ich abgeküßt. —

Nach dem ersten raschen und siegreichen Vorgehen unserer Armeen durch Belgien nach Frankreich hinein trat der Rückschlag ein durch den Angriff starker französischer und englischer Kräfte von Paris her gegen unseren rechten Flügel. Die 2. Armee mußte ihren rechten Flügel zurücknehmen, auch die 1. Armee mußte zurückgenommen werden. Die Lage war kritisch. — Ich war zu den Armee-Oberkommandos herausgefahren. Wie ich bei A.-O.-K. 4 war, kam ein Funkspruch der 2. Armee, daß starke französische Kräfte nach Osten abbiegend gegen die 3. Armee voringen. Ich wollte die 3. Armee gerne stehenlassen, ebenso die 4. und 5. — Wie ich zum A.-O.-K. 3 kam, erklärte mir der General v. Hausen, er könne die ihm zugewiesene Linie nicht halten, seine Truppen seien nicht mehr leistungsfähig. Ich war daher gezwungen, der 3. Armee eine kürzere und weiter zurückliegende Linie zuzuweisen, gleichzeitig mußte ich aber die 4. und 5. Armee ebenfalls zurücknehmen, um wieder eine geschlossene Armeefront herzustellen. Ich mußte den entsprechenden Befehl sofort an Ort und Stelle ausgeben, auf meine eigene Verantwortung hin. — Es war ein schwerer Entschluß, den ich fassen mußte, ohne die Genehmigung Sr. Majestät vorher einholen zu können. Der schwerste Entschluß meines Lebens, der mich mein Herzblut gekostet hat. Ich sah aber eine Katastrophe voraus, wenn ich das Heer nicht zurückgenommen hätte. In der Nacht um 3 Uhr kam ich wieder in Luxemburg im Großen Hauptquartier

So blieb ich im Hauptquartier, während mir alles aus der Hand genommen wurde und ich ohne allen Einfluß als Zuschauer dastand. Das wird vielleicht niemand verstehen. — Ich habe dies Martyrium auf mich genommen und die weiteren Operationen mit meinem Namen gedeckt, des Landes wegen und um dem Kaiser es zu ersparen, daß von ihm gesagt werde, er habe seinen Generalstabschef fortgeschickt, sobald der erste Rückschlag eintrat. Ich wußte, welche unheilvollen Folgen das haben müßte. — Später bat ich Se. Majestät, mich nach Brüssel zu schicken, um die Einnahme von Antwerpen mit zu betreiben. Ich konnte es nicht mehr ertragen, ohne Tätigkeit und ganz beiseite geschoben im Großen Hauptquartier anwesend zu sein. Der Kaiser genehmigte meine Bitte, und ich fuhr nach Brüssel und von dort in das Hauptquartier des Generals v. Beseler nach Fildonk. Ich war dreimal dort, zwischendurch wieder im Großen Hauptquartier, wohin mich die Unruhe wegen der weiteren Operationen immer wieder zurücktrieb. Dem General v. Beseler konnte ich einige Hilfsmaterialien, Brückentrains und eine Landwehr-Brigade verschaffen. Bei der Kapitulation Antwerpens war ich in Fildonk anwesend. Der Kaiser hatte mir Vollmacht gegeben, die eventuelle Kapitulation abzuschließen, die ich indessen an Beseler abtrat, dem allein die Ehre gebührte.

Nach der Kapitulation kam ich ins Große Hauptquartier zurück. Ich hatte nun nichts mehr zu tun, war fertig und fast verzweifelt über meine Scheinstellung. — Ich ging zum Kaiser und sagte ihm, ich könne diesen Zustand nicht mehr ertragen. Er war verwundert, wie ich ihm darlegte, daß ich ganz ausgeschlossen sei, und sagte, er betrachte mich nach wie vor als den eigentlichen Leiter der Operationen. Nachdem ich ihm den Tatbestand dargelegt hatte,

Ich bin fest überzeugt, daß der Kaiser sich nie darüber klar geworden ist, was er mir angetan hat. Er hat mir auch nach meiner Verabschiedung seine gnädige Gesinnung bewahrt.

Zweiter Teil

**Moltkes Gedanken
und sein Wirken in Teilen aus
Briefen an seine Braut
1877—1878**

iven Geplauder eines unschuldigen Mädchenherzens. Das Größte, was unsere deutsche Literatur je geschaffen hat.

Generalstab Berlin, 13. Oktober 1877.

Es mag für heute genug sein mit dem Arbeiten, meine Gedanken, die ich lange genug auf Bücher und Papier gefesselt habe, wollen nun auch ihren Willen haben und drängen mit Gewalt fort von hier und ziehen gegen Norden, weit in die Ferne. Könnte ich mit ihnen wandern! Es ist jetzt schon spät in der Nacht. Ich habe mich so in meine Arbeiten vertieft gehabt, daß ich es nicht bemerkt habe, wie die Stunden verliefen und der Zeiger der Uhr allmählich weiter und weiter rückte. Rings um mich her herrscht das Schweigen der Nacht. Der Schlaf ist herabgestiegen auf die Stadt; mit leisem Flügelschlag ist er gekommen und hat das Geräusch des Tages ausgelöscht. Er, der Freund der Armen und Elenden, verschönt nun wohl schon manches Antlitz, das vor wenigen Stunden noch Not und Sorge furchten, durch ein stilles, friedliches Lächeln, und bringt dem Geplagten liebliche Träume, in denen er die Mühen des Tages vergessen kann. — Nichts regt sich in den stillen Zimmern, die an das meinige stoßen, nur meine Uhr tickt ihr geschäftiges Einerlei und meine Lampe wirft ihren stillen gelben Schein auf dieses Blatt Papier, auf das ich die schwarzen Buchstaben male. Es ist so recht die Zeit, wie ich sie zum Arbeiten liebe. Wenn die Wagen nicht mehr durch die Straßen rasseln und kein lautes Geräusch die Aufmerksamkeit mehr abzieht, dann erwachen die Geisteskräfte, dann kann man alles so leicht und rasch begreifen und auffassen, daß es eine wahre Lust ist, dann fühle ich so recht, was es heißt, mit Lust arbeiten und gegen

Welt zu Welt wandern zu können durch die unendlichen Säulen des Himmels, das zu sehen, was wir jetzt nur ahnen können, und die Seligkeit zu genießen darin, wie es verheißen ist: im Anschauen der Herrlichkeit Gottes, die sich so offenbart, wie wir sie begreifen können, nämlich in den allgewaltigen Werken des allmächtigen Schöpfers. Dieser Gedanke gefällt mir besser als die starre Ruhe des Todes, von der es heißt, daß der Mensch schläft, bis ihn die Posaune des Weltgerichts aus seinem Schlummer aufschreckt. Wir schlafen hier auf Erden schon so viel, sollen wir denn nach dem Tode erst recht anfangen! — Glaube aber nicht, daß ich der Ansicht der Spiritisten bin. Nach meiner Meinung haben wir mit dem Tode mit dieser Erde abgeschlossen und kommen nicht dahin zurück. Ich denke, Du wirst mich verstehen und mich nicht für einen mystischen Schwärmer halten.

Generalstab Berlin, 7. November 1877.

Du mußt nicht an diese dummen Kriegsgerüchte glauben. Frankreich hat noch zu sehr an seinen Wunden zu heilen, um Lust zu haben, sich neue zu holen. Aber wenn wir marschieren müssen, dann wirst auch Du die Zähne aufeinander beißen und wirst mich gehen lassen, meine Pflicht zu tun wie alle andern. Mein Blut und Leib gehört dem König und dem Vaterland, mein Herz aber ist mein Eigentum.

Generalstab Berlin, 7. November 1877, abends.

Fürchtest Du Dich davor, daß es wieder Krieg werden wird? Wenn das der Fall ist, so sage ich Dir, glaube nichts von dem, was die andern sprechen, denn ich kann Dir versichern, daß es kein Krieg werden wird. Ein Krieg fällt nicht so ohne weiteres vom

keine Menschen. Es hat jeder seine Fehler und Schwächen. Es kommt nur darauf an, daß man seine Fehler erkennt und sie zu verbessern sucht. — Dieses Streben muß in jedem Menschen vorhanden sein, wenn er nicht immer tiefer in sich versinken will. Mit gutem Willen aber läßt sich viel ausrichten. Wir wollen beide sehen, daß wir uns gegenseitig besser machen und einer dem andern darin helfen.

Weißt Du noch, wie wir einmal über die Hieroglyphen in den ägyptischen Grabmälern sprachen? An sie muß ich denken, wenn ich vor Deinen Zeichnungen sitze, und mir zuerst klar zu machen suche, ob es ein Mensch oder eine Landschaft ist, die ich vor mir habe! — Wie oft verweile ich in Gedanken bei den schönen Stunden, wo wir zusammensaßen, uns zusammen freuten und Unsinn machten wie Kinder, und dann wieder, wie Du mir so aufmerksam zuhörtest, wenn ich Dir die Abhandlung über den Chor in der griechischen Tragödie vorlas. Es war so schön, bei Dir Interessen zu finden, die auf alles eingingen.

Generalstab Berlin, 27. November 1877.

Wie ich zufällig aufsehe und mein Blick auf die Bücher fällt, die vor mir auf dem Tisch liegen, da sitzt da jemand oben auf einem dicken Buch, sagt gar nichts und hält mir ein Blatt Papier hin, darauf steht: »Weihnacht«. — Ich nicke ihm zu und sag': »Schon gut! Dich kenne ich auch schon lange und weiß, daß du da in meinen Büchern wohnst, so daß, wenn ich sie aufschlage, du mir daraus entgengtrittst und dich Tag und Nacht auf meinem Schreibtisch herumtreibst. Schon gut, mein kleiner Freund, wir müssen warten, die Zeit wird kommen. Dann aber, wenn sie da ist, sollst du mit nach Schweden und deinen Kameraden besuchen. Wie werdet ihr beide froh sein!«

tionell festgesetzt wie alle Regeln des Anstandes und der guten Sitte, die doch wirklich bisweilen töricht und wunderbar genug sind, und doch, wenn man sie nicht befolgen wollte, würden wir mit der Zeit wieder dahin kommen, Eicheln zu essen wie unsere Vorfahren und uns mit Knitteln zu erschlagen.

Generalstab Berlin, 8. Dezember 1877.

Wie ich heute morgen aufstand, lag der weiße Reif auf den Bäumen und den Rasenplätzen vor dem Hause. Die ersten leichten Truppen, welche der Winter vorausschickt, um zu rekognoszieren, ob er mit der Hauptmacht nachrücken könne oder ob hier und da noch eine unvorsichtige Blume, die der abziehende Herbst zurückgelassen, naseweis sich über der Erde aufhalte. Diese letzten Spätlinge vertreibt der Reif; was noch an grünem Pflanzenleben da war, ist vernichtet und die Bahn ist freigemacht für den König Winter. Er kann kommen mit Schnee und Nebel, und dann mit Frost und klarem Sonnenschein, doch ohne Wärme, gleichsam ein Spiegelbild der heißen Sommersonne; dieselbe Sonne, dieselben Strahlen, aber ohne daß sie Leben wecken, ohne daß sie die starre Erde erwärmen, ohne daß sie aus allen Furchen den feuchten Dampf des knospenden Frühjahrs steigen macht. Und dieser Unterschied bloß deshalb, weil die Sonnenstrahlen etwas schräger auf die Erde fallen als im Sommer, obgleich die Erde im Winter der Sonne näher ist als im Sommer! — Ich will Dir aber keine physikalischen Vorlesungen halten, sondern Dir nur erzählen, wie schwach diese ersten winterlichen Angriffe sind, denn heute mittag schon tropft es wieder von allen Dächern und der naßfeuchte Dunst, in den wir seit einem Monat eingehüllt sind, liegt wieder auf der Stadt wie ein Witwenschleier. — Es geht mir ge-

dem Geist auf die Spur zu kommen, mit dem der eine oder der andere Künstler seine Figuren geschaffen hat. Man kann sich bei einigen Bildern so viel, bei anderen so wenig denken, alle aber sehen einen stumm und bedeutsam an, als wollten sie sagen: Willst du mich verstehen, so denke über mich nach. Vergiß dich und die Zeit und Welt, in der du lebst, und versetze dich in meine Welt und in meine Zeit. — Dann werden die Figuren lebendig und die Geschichten der Vergangenheit, die sie darstellen, werden lebendig und steigen auf aus der alten grauen Zeit mit ihren Freuden und Schmerzen, ihren guten und bösen Taten.

Generalstab Berlin, 24. Januar 1878.

Wenn Dir ein Mensch gegenübertritt mit kleinlichen Gedanken, ein Mensch, der im Staube kriecht und der sich wohlfühlt im Schmutz, dann laß den ganzen Stolz deiner Seele aufbrausen wie einen Orkan, wende Dich ab voll Verachtung von allem, was klein und gemein ist, und halte fest an dem Idealen, an dem Wahren und Schönen, dann sei stolz, stolz in Deinem Glauben an Wahrheit und Recht, stolz gegen kleinliche Menschen, stolz gegen Lüge und Verleumdung. Wende Deinen Blick immer nach oben, niemals nach unten. Öffne Dein Herz weit, wo Wahrheit und Schönheit ihm entgegentritt, aber schließe es fest ab gegen alles, was unrecht ist.

Generalstab Berlin, 28. Januar 1878.

Welch ein Glück, daß gelegentlich des Turmbaues zu Babel die Musik sich aus der Sprachverwirrung gerettet hat und Gemeingut aller Nationen geblieben ist! Denke Dir, wenn jedes Volk wie seine eigene

zelne herausgerissene Sätze derselben auf die Fahnen ihrer sozialistischen Bestrebungen schreiben. — Es werden schlimme Zeiten kommen, wenn noch nicht bald, so werden sie kommen, wir beide werden noch mitten drin stehen in dem Sturm. — Mein armes Vaterland, du schönes, stolzes Reich, dessen mächtiger Adler seine Schwingen breitet über alle Meere, was werden sie aus dir machen! Solange die Armee nur aushält, ist alles gut, da steckt ein guter und gesunder Stamm darin, und die militärische Ehre ist stark in ihr, aber die Armee formiert sich aus dem Volk, und wenn die Balken morsch werden, stürzt das Haus ein. — Diese unsinnigen Menschen, sie wissen nicht, was sie tun, sie legen die Fackel an das Pulverfaß, ohne zu denken, daß sie sich selber mit in die Luft sprengen; sie glauben, die Bewegung leiten zu können und bedenken nicht, daß der rasende Strom des entfesselten Pöbels sie hinwegschwemmen wird wie Strohhalme, wenn der Damm gebrochen ist, den sie langsam unterwühlen. Sie nennen sich Volksbeglucker und haben nicht acht auf das namenlose Elend, das sie über dasselbe Volk bringen werden, das sie beglücken wollen; wenn sie sich doch ein Beispiel nehmen wollten an den Girondisten der französischen Revolution, edle Männer mit den besten Absichten, die die Früchte ihrer Volksbeglückung auf dem Schafott der Guillotine fanden.

Jetzt bin ich wohl zu weit gekommen und Du schüttelst den Kopf über diesen politischen Brief. Magst Du ihn immerhin lesen, warum solltest Du nicht Teil haben an dem, was uns alle so nahe angeht. — Mache Dir übrigens keine Sorge, noch ist alles nur im Anfang, aber ich sehe es kommen, wie es werden wird. — Wärest Du hier, könnten wir besser miteinander sprechen und Du würdest ebenso gut Deine politische

daß es empfänglich ist für die Sprache der feinen Blätter, die so graziös auf dem Stile sitzen, die mit ihren lichten Farben das Auge erfreuen, die ihren Duft von Schweden herübertragen und Grüße bringen!

Generalstab Berlin, 28. Februar 1878.

Es ist still um mich her, fast könnte man glauben, daß man die Atemzüge des vergehenden Monats hören könnte. Er geht dahin in die endlose Vergangenheit zu der unendlichen Zahl seiner Brüder, ein vorübergeschwundener Sekundenschlag an der großen Uhr der Zeit und doch wie unendlich viel hat sich in ihm zusammengedrängt. — Was wird sein Nachfolger bringen? Die Wogen der politischen Strömung schlagen hoch. Was wird daraus werden?

Generalstab Berlin, 22. März 1878.

An Sr. Majestät des Kaisers Geburtstag!

Möge der gute Gott ihn uns noch lange erhalten, möge er tausend und aber tausend Wünsche für das Heil unseres geliebten Kaisers erhören, die an dem heutigen Tage aus allen Gauen des deutschen Reiches zu ihm aufsteigen, dieses Reiches, das er groß und mächtig gemacht hat, dieses Reiches, dessen Traum, den es geträumt hat seit hunderten von Jahren, er zur Erfüllung gebracht hat, den Kindheits Traum des jungen Deutschland, an dem es gehalten hat bis in sein Mannesalter hinauf, den seine Dichter gesungen haben in zahllosen Liedern und den es im Herzen getragen hat, trotzdem es zerrissen und zerfallen war, wie seinen köstlichsten Schatz, dieses Ideal des deutschen Volkes, das sein Leitstern gewesen ist in der Nacht der Knechtschaft und Unterdrückung; das Völkermorgenrot, das uns gestrahlt hat in den

wenn auch mancher unter euch ist, der sich auflehnen möchte gegen den Kriegerstand, der so eisern auf dem Volke liegt, ihr seid doch alle Deutsche, und wenn das Vaterland und der Kaiser ruft, seid ihr doch alle da und haltet den Schild der deutschen Ehre hoch und rein in starker deutscher Hand, daß an seiner ehernen Festigkeit zerschellen müssen alle Feinde, die die Hand nach den heiligen deutschen Gütern ausstrecken, ihr liebt es ja doch alle so sehr, euer deutsches Vaterland.

Generalstab Berlin, 1. April 1878.

Heute ist also der Tag, auf den ich so lange gewartet habe — nun mögen auch seine Nachfolger sich schleunigst auf die Reise machen in die Regionen der Vergangenheit, aus denen nichts wieder zurückkehrt, das einzige, was Macht hat, diese Toten zu besuchen, ist die Erinnerung. Erinnerung und Hoffnung, diese beiden Gottesgaben, die wir Menschen zur Verschönerung unseres Erdenlebens mitbekommen haben, das eine der Vergangenheit, das andere der Zukunft angehörig. So berühren sie sich immer mit Anfang und Ende, ohne jemals die Gebiete wechseln zu können. — Der Raum der Hoffnung wird enger und enger mit den kommenden Jahren, mit ihnen das Gebiet der Erinnerung weiter und weiter, und mitten zwischen beiden, gerade da, wo die eine anfängt, die andere aufhört, steht der Mensch mit seinem klopfenden Herzen, das unter dem Einfluß beider lebt und bebt. Immer hofft es, und doch wie selten hält die Erinnerung das, was die Hoffnung versprochen hatte, und doch bleibt diese ewig jung und ewig neu, bis mit dem letzten Atemzuge die Hoffnung aufhört und die Erinnerung ihre lange Liste abschließt. — So geht es ja auch mir. Ich habe viel von beiden. Die Erinne-

kleine Menschenherz, dies Nichts, das verschwindet ohne Weg und Spur, welche Welt hat es in sich geborgen! Die Tage kommen und gehen, in der Perlen-schnur der Ewigkeit reiht sich Stunde an Stunde und wir ziehen mit dem Unbekannten entgegen, wie der Schiffer auf dem Meere, der den Winden folgt, die ihn treiben und nur den Kompaß hat, der ihm seine Richtung weist. — Mein Kompaß zeigt nach Norden, er ist also gut imstande, am Steuerruder meines Lebensschiffes sitzt die Hoffnung, der Wind ist günstig und die Segel schwellen. Glückliche Fahrt! — Ich weiß es ja, daß ich es nicht alleine rufe. Ich bin ja nicht alleine in dieser öden Welt.

Generalstab Berlin, 3. April 1878.

Nun habe ich von allem, was Gesellschaft heißt, genug, mache einen Strich darunter und ziehe das Fazit. Was kommt dabei heraus? Nicht viel Profit, den ich gehabt hätte. Dieselben Menschen wie immer, dieselben Interessen, dieselben Gedankenkreise, die ich schon im vorigen Winter kennen lernte und die mir jetzt wieder entgegengetreten sind. Wie sind sie doch kleinlich, diese Menschen, die nichts im Kopfe haben als ihre liebe Person, denen ihr Ich der Gott ist, dem alles geopfert wird. — Ich weiß nicht, ob ich in diesem Jahre schärfer urteile als früher oder ob vielleicht meine Beobachtung unbefangener ist wie im vergangenen Jahr, aber ich habe noch nie so die Nichtigkeit der Gesellschaftsmenschen bemerkt wie diesen Winter, und wenn ich aufrichtig sein soll, ich selber bin mir noch niemals so töricht vorgekommen als die verflossenen Monate, wenn ich in Gesellschaften den Liebenswürdigen spielte, ohne mit dem Herzen dabei zu sein. Ich will nichts von dieser Gesellschaft, ich finde nichts in ihr, das wert wäre, sich

Generalstab Berlin, 25. Mai 1878.

Wenn die Leute sich in Paris den Krieg wahrsagen lassen, so finde ich, können sie einem nur leid tun. Dann kannst Du ganz sicher sein, daß keiner kommt. Außerdem traue ich mehr auf die politische Lage als auf das Geschwätz, das aus dem Munde eines alten Weibes kommt und mit dem ich meine Ohren nicht beschmutzen möchte. Wie kann man nur so ... sein!

Generalstab Berlin, 31. Mai 1878.

Ich denke mir, Ihr seid in den jetzigen Tagen einmal in Versailles gewesen und habt Euch dort im Schloß die wundervollen Gemälde von Horace Vernet angesehen. Wie manches Mal bin ich durch diese Säle gewandert und habe mich an den schönen Bildern erfreut. — Besonders ist mir eins in der Erinnerung geblieben, ein Überfall eines maurischen Lagers durch französische Chasseurs à cheval, ferner die Erstürmung des Malakoff, wo der kleine Tambour so schnell vor der Mauerlücke vorbei läuft, um wieder den schützenden Wall zu gewinnen. — Schön ist diese Sammlung, und es ist zu bedauern, daß nicht auch Deutschland einen Schlachtenmaler hervorgebracht hat, der aus der reichen und ruhmvollen kriegsgeschichtlichen Entwicklung desselben in ähnlicher Art wie Vernet die bedeutendsten Episoden für die Nachwelt fixiert hat. Die Schlachtenbilder, welche unsere Maler gemalt haben, lassen meistens kalt und sind ohne Leben, ohne Aktion und unnatürlich, nur wenige Ausnahmen zum Besseren wüßte ich. Merkwürdig, daß wir es verstehen, die Schlachten zu schlagen, aber nicht den Geist des Gefechtes auf die Leinwand zu übertragen! — Jedenfalls darfst Du Paris nicht verlassen, ohne Versailles gesehen zu haben,

— tag schwach und tatlos, elende feige Gesellen, die es nicht wagen, gegen das aufzutreten, was sie die Volksrechte nennen, und dadurch die blutigen Leidenschaften der Kanaille entfesseln, unsere Minister mit dem Liberalismus kokettierend, unsere Industrie liegt brach, ihre Produkte werden im Auslande beiseitegeschoben, alles vorbei und aus, und nun noch dieser Schimpf. — Ich war so froh in dem Gedanken, Dich in unser deutsches Land bringen zu können, was mußt Du jetzt von uns denken! Wie kann ich wieder nach Schweden kommen, wo die Leute mit Fingern auf mich zeigen werden und sagen: Das ist einer von denen, die ihren Kaiser erschießen. — Das ist gekommen, wie ein Hagelschlag, der die junge Saat vernichtet, zerknickt und zu Boden drückt, zu Boden tief in den Schmutz. — Was hilft es uns, wenn Tausende auch mit Freuden mit ihren Leibern unseren Kaiser decken möchten, wenn wir jeden Augenblick bereit sind, unser Herzblut für ihn zu vergießen, was hilft es uns! Die feige Mörderhand sucht den Hinterhalt auf und die Schande der Tat liegt auf uns allen.

Generalstab Berlin, 4. Juni 1878.

Hier sitze ich wieder mit dem Schmerz und der Scham im Herzen. Ich kann das Gefühl nicht los werden, daß eine unauslöschliche Schande auf unserer Nation liegt. Das Blut schreit zum Himmel und klagt das Volk an, für das es gesorgt und gearbeitet hat ein Leben von 81 Jahren hindurch. — Diese Buben im Auslande, die den Namen des deutschen Volkes an den Pranger stellen, daß jeder pfui über uns rufen muß, die die Gastfreundschaft, welche ein fremdes Volk unserem Kronprinzen angedeihen läßt, besudeln mit ihren unflätigen Händen, die das in den Schmutz ziehen, was jedem Menschen von Ehre hei-

schießen, und unser Reichstag wird sich in den Trauermantel seiner humanen Gesetze wickeln, denen sie das Leben des edelsten Hohenzollern geopfert haben, der je gelebt hat, wird die Achseln zucken und sagen: Wir mußten die liberalen Gesetze aufrecht erhalten. — Sie werden sitzen, diese humanen Schlafmützen, bis auch über ihnen der Staatsbau zusammenbricht und sie unter seinen Trümmern begräbt, bis das Geheul des blutig roten Sozialismus durch die Straßen gellt, bis die Fackeln der Volkshefe das junge Deutsche Reich in Asche legen und unsere Feinde ihren Fuß auf den Nacken unseres zerrissenen Volkes setzen. Es gibt keine Nation, die so wenig Patriotismus hat wie die Deutschen. — Ich telegraphierte gleich an Onkel Helmuth *. Gestern ist er gekommen. Er hat auch einen Drohbrief bekommen, der Schreiber sagt ihm: Du hast Dein Leben lang von dem Schweiß der Arbeiter gepraßt usw. — Ein zu gemeines Machwerk, aber doch schmerzlich für einen Mann, der sein Leben lang nur seine Pflicht getan und so viel dazu beigetragen hat, dies Deutschland zu der Höhe zu heben, auf der es stand. — Wahrhaftig, man könnte Ekel empfinden über die Feigheit und Unschlüssigkeit der Gesinnungen, welche zu herrschen scheinen. — Wäre ich ein freier Mann, ich schnürte mein Bündel und wendete dem ganzen Schelmenpack den Rücken, ginge nach Amerika oder nach Afrika zu den Hottentotten.

* Der Chef des Generalstabes Generalfeldmarschall Graf Helmuth Moltke.

Dritter Teil

**Moltkes Gedanken
und sein Wirken in Teilen aus
Briefen an seine Frau
1879—1914**

Urlaub ist. Das ist sehr angenehm. Ich kann mir selber den Dienst ansetzen und mich allmählich wieder an die kleinen Finessen des praktischen Soldaten gewöhnen. Gleich am Montag hatten wir eine große Übung im Bataillon. Wir marschierten morgens $1\frac{1}{2}$ Uhr ab. Zuerst wurde ein großes Gefecht gemacht und dann rückten wir in ein Biwak. Wir hatten herrliches Wetter. Unser Biwakplatz war unter schattigen Eichen, durch deren dunkelgrüne Blätter die Sonne grüngoldige Reflexe warf, die zitternd über die blanken Helme der Soldaten spielten. Bald brannten die Biwakfeuer und dicht gedrängt standen die Soldaten um ihre Kochkessel, in denen Fleisch und Kartoffeln zur Mittagsmahlzeit brodelten. Wir Offiziere saßen währenddem auf unseren Feldstühlen an unseren kleinen Feldtischen, und während wir abwarteten, bis unsere Mahlzeit, von den Ordonnanzen gekocht, fertig sei, rauchten wir unsere Zigarre und hörten der Regimentsmusik zu, die, im großen Kreise aufgestellt, vor dem Biwak ihre lustigen Weisen spielte. Oder wir lagen der Länge nach auf dem Rücken im Grase und sahen den kleinen blauen Wölkchen unserer Zigarre nach, die leicht und luftig durch die grünen Blätter schwebten, bis sie sich verloren in dem Blau des hohen Himmels, der sich wie eine kristallene Glocke über uns ausspannte. In $1\frac{1}{2}$ Stunden war das Essen fertig und wir tafelten im Grünen mit einem Appetit, wie ihn nur der Soldat kennt, der schon von Sonnenaufgang an auf den Beinen gewesen ist. Nach dem Essen fingen die Soldaten an, ihre drastischen Tänze aufzuführen. Immer zwei und zwei, Polonaise, Quadrille, immer rund um die Musik herum. Einer hat einen großen Stock in der Hand und kommandiert den Tanz. Er ist ein Lothringer aus der Gegend von Metz, der, wie er zum Regiment kam, nur Fran-

blitzt weit vorne ein kurzes Licht auf. Gleich darauf kommt der Knall eines Schusses durch die Nacht an unser Ohr. Zwei bis drei andere Schüsse knattern hinterher, dann wieder alles still. Jetzt fallen wieder Schüsse, fünf bis sechs, rasch hintereinander. Erst sieht man den Blitz, dann kommt der Knall. Die Feldwache eilt an die Gewehre, in zwei Minuten steht die ganze Kompagnie aufmarschiert, wie eine dunkle Mauer, kein Laut wird dabei vernehmbar, kein Mensch spricht ein Wort, alles geht auf den leisen Zuruf der Offiziere, die wie ein dunkler Punkt vor ihren Zügen stehen. Jetzt kommt eine Meldung von den vorgeschobenen Patrouillen. Der Feind hat eine Rekognoszierung auf der Chaussee gegen unsere Stellung gemacht, ist jedoch wieder abgezogen, wie er auf unsere Patrouillen gestoßen ist. Die Gewehre werden wieder zusammengesetzt, in wenigen Minuten herrscht dieselbe Stille wie vorher. Um 11 Uhr bekommen wir den Befehl, abzumarschieren. Um $1\frac{1}{4}$ Uhr sind wir in unseren Quartieren. Das war der erste Tag meines Hierseins.

Wüstemark, 11. September 1879.

Wir liegen sehr gut, in einer Mühle mitten im Walde. Ganz einsam, ich mit meinem ältesten Offizier und dem Fähnrich. Zwei Meilen von Wittenberg. Ich bin mit meiner Kompagnie ganz alleine. Sehr angenehm. Vorige Nacht biwakierten wir bei strömendem Regen. Das war weniger angenehm. Was aber der Mensch nicht alles aushält. Die Kleider sind am nächsten Morgen auf dem Leibe getrocknet. Die Nacht aber war übel. Das Wasser lief einem zum Kragen hinein und aus den Hosen wieder hinaus. Ich war mit meiner Kompagnie auf Vorposten und hatte Glück, wie Du gleich sehen wirst. Mein Major sagte mir: »Wenn Sie angegriffen werden, liegt Ihre

zu neuen, reineren Anschauungen durchläuterte. — Jetzt ist eine Tür von Erz dort eingelassen, in welcher die Sätze Luthers in das Metall eingegraben sind. In altem, schwerfälligem Lateinisch. Damals war ja die deutsche Sprache nicht in dem Munde der Kirchenstreiter zu finden. Die Ecclesia militans stritt mit dem römischen Schwert. Heute ist das anders, und unsere einheitliche Sprache, vielleicht das einzig Einige, was wir besitzen, verdanken wir zum besten Teil jenem Wittenberger Mönch, der unerschrocken den Kampf gegen Papst und Kaiser aufnahm und siegreich durchfocht. — Dann waren wir in Luthers Wohnung in der alten Universität. Sein Wohnzimmer ist noch unverändert erhalten. Die Bänke an den Wänden, der große Tisch, der Ofen. Bildnisse von Luther, von Cranach gemalt. An jenem Fenster mit den trüben bleigefassten Scheiben saß Frau Katharina Bora, seine Frau, und schaute nach dem Herrn Doktor aus, wenn er aus dem Kolleg nach Hause kehrte. In der Aula des Universitätsgebäudes steht noch der alte, hochgebaute Lehrstuhl, von dem herab er Vorträge hielt und auf dem er, fast ein Knabe noch, seine Doktordissertation abhielt und den Doktorhut erlangte. Das alles ist interessant zu sehen. Es umweht einen wie der alte Geist der Reformation, wenn man durch diese Räume schreitet. Altertümlich, kräftig, hausbacken und derbe. Aber gesund und dauerhaft. War doch eine große, gewaltige Zeit, und der Luther ein ganzer Mann.

P o t s d a m , 22. September 1879.

Wenn die unsinnigen und unbegründeten Hetzereien der russischen Presse gegen Deutschland zu einem Konflikt zwischen beiden Staaten geführt hätten, was ja durch die Reise unseres Kaisers glücklich

feln, alles in Fett schwimmend. Dies Etablissement führt den stolzen Namen »Hotel zum alten Zieten«! Nachdem ich diniert hatte, machte ich eine Rekonoszierung rund um das Dorf herum, das seinen Namen mit Unrecht führt, denn es ist weder wild noch bergig, im Gegenteil, die ganze Gegend flach wie ein Teller, ich werde Mühe haben, die Niveau-linien laufen zu sehen. Auf der einen Seite sind weitgestreckte Wiesen, ziemlich sumpfig, mitten in denselben eine eigentümliche Ruine aus alter Zeit. D. h. Ruine kann man es eigentlich nicht nennen, denn es ist nur ein Erdwerk, kreisrund, Wälle von Haushöhe und ein Graben mit Wasser rund herum. An einer Seite sieht man noch die Pfeiler einer alten Brücke. Das kolossale Bauwerk ist offenbar von Menschen aufgefahren. Viele tausend Fuhren Erde müssen nötig gewesen sein, um es in dem morastigen Untergrund herzustellen. Aber es muß eine feste Position gewesen sein. Hier wird wohl ein alter Raubritter sein Nest gehabt haben, unangreifbar in den morastigen Wiesen, die nur durch einen Damm, auf dem jetzt die Chaussee läuft, mit dem festen Lande in Verbindung standen. Das Ding macht einen eigentümlichen Eindruck. Man sieht die mächtigen Wälle in den flachen Wiesen von weit her. Rund herum an ihrem Fuße stehen Bäume. Das Ganze ist kreisrund. Ich ging hinein. Inwendig ein großer, leerer Raum, keine Spur von Mauerwerk, daß aber solches dagewesen, erkannte ich bald. Ein Teil des inneren Walles war abgestochen, der Besitzer hatte die Erde gebraucht, um die sumpfigen Wiesen damit auszufüllen. Bei diesem Abstechen war ein Stück eines alten Grundbaues bloßgelegt, aber keine Ziegelsteine, sondern Granit und ohne Mörtel gefügt. Man nennt das Zyklopenmauern, und sie sind immer ein Beweis sehr

kommene Beurteilung reicht, noch aus heidnischer — wahrscheinlich wendischer Zeit. — Morgen fahre ich das Terrain ab, welches ich aufnehmen soll, zweieinhalb Quadratmeilen. Übermorgen geht die Arbeit an.

Wildberg, 6. Juni 1880.

Heute ist Sonntag, und es hat den ganzen Tag, vom Morgen bis zum Abend, ohne eine Pause geregnet. Das ist wirklich fürchterlich. Ich habe den lieben langen Tag gesessen und gezeichnet, bis mir die Augen weh taten, dann bin ich im Zimmer umhergegangen und habe gepfiffen und gesungen und deklamiert, es half alles nichts, ich langweile mich entsetzlich! — Pluto liegt mitten im Zimmer auf dem Rücken und streckt alle vier Beine in die Luft, ihm ist sauwohl, er möchte, daß das Topographieren nie ein Ende nähme. — Eine gute Unterhaltung habe ich doch, nämlich Treitschkes Deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Du hast vielleicht schon von diesem Buch sprechen hören, das alle Welt jetzt liest, mir hat es mein Hauptmann als Trosteinsamkeit gegeben, und ich muß gestehen, daß ich mich nicht erinnere, jemals von einem Geschichtswerk so gefesselt worden zu sein. Das ganze Buch ist dramatisch. Man fühlt und lebt mit den Personen, man denkt, hofft und fürchtet mit ihnen, man wird so lebhaft in die Zeit zurückversetzt, die es schildert, daß man sich erstaunt in der Wirklichkeit wiederfindet, wenn man das Buch zuklappt. Und dabei weht ein Geist des Patriotismus und deutscher Vaterlandsliebe durch das Ganze, ohne jedoch der historischen Wahrheit jemals Gewalt anzutun, es ist herrlich.

Vichel, 19. Juni 1880.

Ich bekam gestern die Meldung von meinem Haupt-

abends nach Hause gehe, habe ich ein gewisses freudiges Gefühl der Genugtuung.

Nackel, 21. Juli 1880.

Siehe, wie schön die Welt ist! Was wäre der Mensch, wenn er nicht hoffen könnte. Eine verkümmerte Existenz, in dunklen, unklaren Schmerzen wühlend und mit geheimem Grauen sich selbst peinigend. Die Vergangenheit, das Verlorene, das Nichterreichte betauernd und beweinend, mit Selbstvorwürfen in namenloser Qual sich ängstigend. Nein, die Hoffnung, diese wahre Tochter des Himmels, wurde nach der schönen alten Sage den Menschen geschenkt, als aus der Büchse der Pandora alle Leiden über sie dahergeflogen waren, sie alleine wog alle Leiden auf. Vorwärts sind die Augen der Menschen gerichtet, vorwärts soll man auch blicken, dem Licht entgegen, das uns den Morgen bringt. Wer umblickt und zurückschaut, wird zur Salzsäule wie Lots Weib. — Offene Augen und offene Herzen, siehst Du, das ist meine Ansicht und Meinung.

Segeletz, 4. September 1880.

Ich habe heute doch einen gewissen kleinen Triumph gefeiert, wie mein Hauptmann mir sagte, daß ich der erste fertig sei. Selbst die alten Topographen, die schon im achten bis zehnten Jahr aufnehmen, sind noch hinter mir zurück. Er fuhr alles sehr genau mit mir ab, ich glaube, eigentlich meinte er, ich hätte bei der großen Leistung von fast dreißig Minuten im letzten Monat flüchtig gearbeitet, er fand aber nichts und drückte mir gerührt die Hand, als er wegfuhr und sagte: »Eine wirklich außerordentlich fleißige Arbeit, die ich manchem alten Topographen als Muster hinstellen kann.«

eingelebt haben, wird es Dir auch bald gut hier gefallen. Nur stehst Du jetzt vor einem Ungewissen und siehst nur die Vergangenheit in dem verschönernden Lichte, das sie, dank der gütigen Weltordnung, immer annimmt, wenn sie schöne Stunden aufzuweisen hat. Das Schlimme vergessen wir ja so rasch, das Angenehme setzt sich in der Erinnerung fest, und das ist gut so. Aber auch in die Zukunft sollen wir festen Mutes sehen und die Hoffnung festhalten, diese gute Fee des Menschengeschlechtes, die von der Wiege bis zum Grabe an der Seite des Menschen steht und mit ihrer goldig leuchtenden Fackel helle Streiflichter in das Dunkel der Zukunft wirft. — Und nach diesen Streiflichtern hascht der Mensch sein ganzes Leben lang wie das Kind nach Schmetterlingen. — Wer die Hoffnung verliert, hat alles verloren, denn er hat dann einen gebrochenen Mut und ein totes Herz, und ist so gut als ob er schon gestorben wäre. — Darum, lassen wir der Vergangenheit ihr Recht und freuen uns der sonnigen Erinnerungen, aber vergessen wir über dem, was hinter uns liegt, nicht das, was vor uns liegt. Wenn wir uns der Vergangenheit freuen, so wollen wir auf die Zukunft hoffen und nicht ungerecht werden gegen das, was über kurz oder lang ja doch auch zur Vergangenheit werden wird.

Generalstab Berlin, 21. Juni 1881.

Ich bin diesen Moment von oben heruntergekommen, wo ich von 10 bis 7 Uhr gesessen und gearbeitet habe. Ich soll übermorgen einen Vortrag halten über das Geniewesen der österreichischen Armee, und muß das Material dazu aus allen möglichen Instruktionen, Berichten, Verordnungsblättern usw. zusammensuchen. Eine mühselige Arbeit.

wie die Brust weit wird und das Blut rascher pulsiert beim Einatmen der würzigen Bergesluft. — Ihr seid wohl über den Bodensee gegangen und dann das Rheintal hinauf? Du bist ja jetzt dicht an der Quelle dieses uralt deutschen Stromes, um dessen rebenumwachsene Ufer schon soviel deutsches und fränkisches Blut geflossen ist. Später wirst Du diesen Stromfürsten ja auch in seinem unteren Lauf sehen und Dich an der entzückenden Schönheit desselben berauschen. »An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein« — singt der Dichter, denn hast Du ihn erst gesehen, haben seine Zauber Dein Herz umsponnen, so krankst Du an ewiger Sehnsucht nach seinen grünen Ufern! — Wie groß ist das Stück Weltgeschichte, das sich an diesen Strom knüpft, dessen schwache rieselnde Quelle Du gesehen haben wirst. Du thronst jetzt soundsoviel tausend Fuß über uns anderen Sterblichen, die wir in tiefer sandiger Ebene unser Dasein weiterspinnen.

Berlin, 15. Juli 1881.

Du schreibst so hübsch und so interessant, daß ich alles, was Du gesehen, mit Dir zusammen noch einmal durchkoste. — Aus Deinem Briefe sehe ich so recht, wie sehr Dein inneres Leben mehr und mehr erwacht ist und zum Lichte, zur Erkenntnis seiner selbst und der Dich umgebenden Außenwelt drängt. Fahre nur so fort, alles was Du siehst, auf Dich wirken zu lassen, öffne Dein Inneres den Großartigkeiten und Schönheiten der Welt, und Du wirst selber fühlen, wie Du täglich reineren Genuß an diesen Freuden haben und täglich besser lernen wirst, mit ungetrübtem Inneren zu genießen und Dich des schönen Lebens zu freuen. Dann, wenn Du Dich selber innerlich glücklich fühlst, wirst Du auch andere glück-

bereitet, Briefpapier, Feder und Tinte mit, nun mußte ich reisen, ohne ein Stück davon mitnehmen zu können. L. borgte mir glücklicherweise ein paar Hemden und Strümpfe, die mit in Onkel Helmuths kleinen Handkoffer gepackt wurden, das war unser ganzes Gepäck! Wir fuhren den ersten Tag bis Ratibor, wo wir in einem kleinen Hotel übernachteten, Onkel Helmuth und ich beide in einem Zimmer. Übrigens war er natürlich überall gleich erkannt, obgleich er, wie er sagte, ganz inkognito reisen wollte! Wir kamen abends 7 Uhr an, gingen ins Hotel, ich immer mit dem Koffer, Reisedecke usw. in der Hand — und dann gleich wieder aus, um die Stadt zu besuchen. — Auf dem Rückwege kam uns der Bürgermeister in Frack und weißer Binde entgegen, der Onkel Helmuth begrüßte und ihn um die Ehre bat, ihn bis an sein Hotel begleiten zu dürfen. Onkel Helmuth war ziemlich kurz angebunden, verstand auch nicht, was der Mann sagte, und so zogen wir denn durch die Stadt, der Bürgermeister immer im Rinnstein nebenher mit dem krampfhaften Bemühen, Konversation zu machen, was ihm gänzlich mißglückte! — Am nächsten Morgen auf dem Bahnhof große Versammlung, um Onkel Helmuth abfahren zu sehen. Die Eisenbahnverwaltung hatte einen Salonwagen in den Zug einstellen lassen, was für uns sehr angenehm war, da er rund herum Fenster hatte und man so einen freien Blick auf die wirklich reizende Gegend des Riesengebirges und der Sudeten hatte. Die Ankunft von Onkel Helmuth war immer bereits von der Bahnverwaltung telegraphisch vorausgemeldet, so daß alle Schaffner und Bahnbeamten bereits avertiert waren. — In Oderberg tritt die Bahn auf österreichisches Gebiet über. Auch hier war alles sehr höflich und sehr neugierig. Die österreichische Bahnverwaltung ließ

ten Strecke ist bezaubernd schön. Je näher man dem Tatra kommt, der als ganz abgesonderte mächtige Gruppe fast unvermittelt aus der flacheren Ebene aufsteigt, desto schöner wird der Anblick, den dies imposante Gebirge bietet. Die Spitzen sind sehr steil. Schroffe Felswände aus grauem Granit, senkrecht steil aufsteigend, bis zum dritten Teil der Höhe kriecht dichtes Nadelholz in den Schluchten hinauf, dann kommen Föhren und Arven, darüber nackter Fels mit langen, schneegefüllten Tälern und den ganz spitzen Gipfeln, die rauh und zerrissen in den blauen Himmel hineinstarren. — Die Beleuchtung der ganzen Partien ist wundervoll. Blaue tiefe Schatten wechseln mit grell beschienenen Wänden, bisweilen hängt eine der ziehenden Wolken sich wie ein wehender Schleier um eines der Bergeshäupter, kann sich nicht von ihm loslösen, verzweigt sich in den Rissen und Schluchten, als wollte sie sich festsaugen, wallt hinauf und zur Seite, gibt aber immer noch nicht den Gipfel frei, der mit seinen spitzen Felszacken ganz in ihr verschwunden ist, kriecht dann hinab und zerreißt, und über ihr starren auf einmal wieder grau zerrissen und unbeweglich die Felsspitzen in den blauenden Himmel hinein. Dies immer wechselnde Schauspiel ist wunderbar schön, und ich kann wohl sagen, daß ich mich schon in das Gebirge verliebt hatte, bevor wir es noch betreten hatten. — Endlich, abends 8 Uhr, kamen wir in Poprard an und stiegen aus. Onkel Helmuth hatte dem Schaffner gesagt, er wollte in Poprard die Nacht bleiben, wie aber neben dem Bahnhof eine Reihe Landwagen, mit den kleinen, mageren ungarischen Pferden bespannt, hielten und mehrere Kutscher im zerlumptesten Kostüm, das sich denken läßt, sich erboten uns zu fahren, da der Abend schön war und die Luft erfrischend kühl nach

Onkel Helmuth es gewünscht hatte, und mußten die Folgen tragen! Nachdem wir in zwei falsche Häuser geführt waren, fanden wir endlich in einem dritten, hoch auf einer Lehne liegend, ein dürftiges Unterkommen in einem ganz kleinen Zimmerchen mit einem mäßigen Bett, einem kleinen Fenster nach dem Hof und einer rechten Kellerluft. Onkel Helmuth war sehr indigniert. »Das soll nun das erste Bad Ungarns sein! Das ist ja wie in einer Baude auf dem Riesengebirge. Eine schrecklich unzivilisierte Nation« usw. — Er mußte aber doch aus der Not eine Tugend machen, und ich war froh, wie mir eine Lagerstatt auf dem steinharten Sofa zubereitet wurde. — Nachdem unser Gepäck abgelegt war, gingen wir hinunter in ein tiefer liegendes Haus, auf dessen Außenseite mit großen Buchstaben »Speisehaus« geschrieben stand. Wir traten in einen großen Saal, der gedrängt voll Menschen, Männlein und Weiblein saß. Mit Mühe fanden wir ein Unterkommen an der Ecke eines Tisches gerade vor der offenstehenden Tür, im schönsten Zug! — In der Mitte des Zimmers saßen an einem Tisch der Badearzt und der Geistliche, welche eine Menge kleiner Gewinne vor sich stehen hatten, einen Sack mit Nummern, und von Zeit zu Zeit etwas auf ungarisch mit lauter Stimme durch den Saal riefen, von dem wir natürlich keine Silbe verstanden. Fast alle Gäste hatten kleine Lottokarten vor sich, die sie aufmerksam betrachteten, und endlich wurde es uns klar, daß die ganze Gesellschaft in ein Tombolaspiel vertieft war, das eben im besten Gange war, als wir eintraten. — Wie allgemein das Interesse an diesem Spiel sei, sollten wir zu unserer Betrübniß bald dadurch erfahren, daß auch alle Kellner eine Lottokarte in der Hand hielten und ihre Aufmerksamkeit zwischen dieser und den Gästen sehr

Wege bis an den sogenannten Riesenwasserfall der Kohlbach. Derselbe ist zwar sehr schön, verdient aber seinen Namen nicht wegen der zu unbedeutenden Wassermenge. — Wie ich wieder umdrehte, standen die hohen Berggipfel noch gerade so hoch über mir, als sei ich ganz unten in der Ebene geblieben. Das ist das Schöne hier im Gebirge, daß alles noch so ist, wie es die Natur geschaffen hat. Hier sind keine künstlich gestauten Wasserfälle, keine auskostümerten Sennerinnen, keine musikalisch gebildeten und in malerische Bauernkostüme verkleideten Schalmelbläser, keine sorgsam durchgehauenen Fernblicke, keine Ruinen, die uralte verwittert an steilem Fels kleben und die doch erst im vorigen Jahr der Aussicht wegen aufgemauert und künstlich alt gemacht worden sind, keine gußeisernen Brücken und bequemen Fußwege, keine Geländer mit verzierten Knäufen vor jedem zehn Fuß tiefen Abgrund — rein und unverfälscht tritt die Natur uns entgegen, rauh und zackig, wie sie geschaffen. — Die Tannen, die hier mit ausgerissenem Wurzelwerk über die Schlucht gestürzt sind, hat sicher der Wind geworfen, das Wasser braust seit Jahrtausenden über dieselben Felsblöcke, hier hat keine Menschenhand seinen Lauf reguliert, keine Schleuse staut es an, um es gegen 50 Pfennig Entree eine Minute frei zu lassen. — Hie und da zieht sich ein kaum ausgetretener Fußpfad rauh und rücksichtslos über Wurzeln und Felsen an den Hängen hin, es ist nur der Fuß des Menschen, der ihn ausgetreten hat, nicht die Hand hat ihn zur Bequemlichkeit geschaffen. Wo du an einen Abgrund trittst, hemmt kein Geländer deinen Schritt, noch einen und du liegst zerschellt zwischen den Felsen. Kunstlos sind wenige notdürftige Stege über den Bach geschlagen. Ein paar kaum behauene Tannenstämme, ein harziges Gelän-

— Wir waren hungrig geworden, und doch war es uns unmöglich, etwas zu essen zu bekommen. Im Speisehause war die Küche »gesperrt«, um 1/8 Uhr abends wird erst wieder zur Nacht gespeist, jetzt können Sie nichts bekommen! — Da zog sich denn Onkel Helmuth grollend und hungrig in sein Zimmer zurück, um bei einem englischen Roman die Zeit zu verbringen; ich aber strich hinaus die Kreuz und Quer, folgte den brausenden Bächen talab, stieg wieder hinauf, schwärmte unter den Tannen umher und war herzlich froh, keinem Menschen zu begegnen, der mir den Genuß hätte trüben können. — Es ist eine himmlische Natur und nach dem, was ich von den Alpen gesehen, d. h. die Tour über den St. Bernhard vom Luzerner See bis zum Luganer See, steht der Tatra ihnen an wild romantischer Schönheit in keiner Weise nach. — Wie ich müde und abgetrieben zurückkehrte, saß Onkel Helmuth noch immer finster und in sehr schlechter Laune bei seinem Buch. Er hatte noch einen Versuch gemacht, ein besseres Zimmer zu bekommen, aber vergebens. Der Direktor hatte ihm auf die Schulter geklopft und gesagt: »Ja, schauen's, Sie können froh sein, daß Sie überhaupt noch untergekommen sind und nicht haben auf Stroh liegen müssen.« — Wir waren also noch immer im höchsten Grade inkognito. — »Morgen reisen wir ab,« sagte Onkel Helmuth, »dann werde ich aber feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln. Sie sehen uns nicht für voll an — (natürlich, dachte ich), wenn wir aber abreisen, werde ich mich einschreiben: Graf Moltke, Generalfeldmarschall, Ritter pp. mit allen Titeln und Würden!!!« — Mir tat es leid, schon wieder fort zu sollen, ich wollte gern noch mehr von den Bergen sehen und gebrauchte demnach eine Kriegslist. — Wie wir wieder zum Abendessen hinabgingen, blieb ich zurück und

— Nach einer Viertelstunde kommt auch der Direktor, aber nicht um Onkel Helmuth wieder auf die Schulter zu klopfen, sondern um zu sagen, daß ein sehr schönes Zimmer für ihn eingerichtet sei: das Zimmer vom Minister, Exzellenz! Das beste Zimmer, das wir haben. Herr Gott, dreht er sich um, ich hätt' mir mögen die Haare ausraufen, wie ich gehört hab', daß ich den Grafen Moltke in das Zimmer da oben getan hab'! Halten zu Gnaden, Exzellenz, die Sachen sollen sofort heruntergebracht werden. — Und drei stämmige Hausdiener werden geschickt, um die Sachen zu holen! Zwei können dann wieder umkehren, denn schon kommt der erste ihnen triumphierend entgegen, in der Hand unseren Koffer schwingend, er hat die »Sachen« von Exzellenz schon alleine heruntergebracht!

Die Enthüllung von Onkel Helmuths wahrem Wesen brachte uns also den doppelten Vorteil, gut bedient zu werden und ein besseres Zimmer zu erhalten. — Wir saßen noch bei unserem Abendbrot, als aus der Schar der den Saal füllenden Gäste, ein älterer Herr sich erhob, auf Onkel Helmuth zuschritt und mit würdevollem Ton sagte: Exzellenz, ich begrüße Sie im Namen der Badegäste! — Dieser ältere Herr entpuppte sich als ein katholischer Propst aus Szegedin, der Stadt, die im vorigen Jahr durch die Überschwemmung der Theis fast ganz zerstört wurde. Er war Präses des Vergnügungsausschusses der Gäste und hieß Oltvarrigi Pál-prépost, pápai Kamarés, Ferencz József rend lovag keresztese. — Von dieser langen Mitteilung seiner Visitenkarte ist mir nur verständlich: Propst, päpstlicher Kammerherr. — Dieser wackere Propst redete sehr viel, von dem Onkel Helmuth nur den zehnten Teil verstand, und teilte uns schließlich mit, daß heute Abend im Tanzsalon des

chend nach Atem rangen. Wunderbar sah es aus, der große Saal ganz leer, nur an den Wänden herum die nicht tanzenden Damen, und dann in der einen Ecke, oft bis so dicht in die Zigeuner hineintanzend, daß diese ihre Geigen erheben mußten, um nicht an die Köpfe der Tanzenden zu stoßen, dieser wirre Knäuel von auf und ab hüpfenden Gestalten in der elegantesten Balltoilette! — Wäre eine solche Szene auf einem deutschen Ballsaal vorgefallen, man hätte sofort nach dem Irrenarzt geschickt, hier saß und stand die ganze Gesellschaft in stummem Staunen den wenigen Paaren zusehend, die sich bei der großen Hitze einer so enorm anstrengenden Beschäftigung hingaben!

Onkel Helmuth, der zehn Minuten durch die Tür dem Spektakel zugesehen, drückte sich kopfschüttelnd nach Hause, während ich noch blieb, da es mich interessierte zu beobachten, wie lange wohl ein Mensch dieses Herumspringen würde aushalten können! — Der ganze Tanz dauerte über eine halbe Stunde. Ab und zu fiel ein Paar ab, immer die Damen zuerst, die sich unter heftigem Sträuben ihres Herrn zurückzogen, um völlig ermattet auf einen Stuhl zu sinken. Hatte sie sich etwas erholt, traten sie wieder ein. Andere, offenbar mit ausdauernden Waden und Lungen versehen, hielten länger durch. — Nach einer Viertelstunde schwitzten alle Herren, als wären sie in einem römischen Bade. Sie ließen eine Hand los, um mit dem Taschentuch über die triefende Stirn zu fahren, ohne jedoch im Hüpfen innezuhalten. Die Damen, gleichfalls immer hüpfend, brauchten stark die Fächer. Dann, als schämten sie sich ihrer Schwäche, sprangen die Herren doppelt so hoch wie vorher, schüttelten die Hand mit dem Taschentuch den Zigeunern bis unmittelbar unter die Nasen, riefen ihnen

ringend, eine notgedrungene Pause machten! — Die armen Damen taten mir leid. Es waren zum Teil reizende, graziöse Erscheinungen, die auch im Tanze eine gewisse Würde bewahrten, während bisweilen bei den Herren blitzartig eine Bewegung auftauchte, die in unangenehmer Weise an die schlenkernden Verdrehungen des Pariser Cancan par excellence erinnerte.

Ich machte es wie Onkel Helmuth, schüttelte den Kopf, sagte meinem Propst, der mit leuchtenden Augen dem Tanze zugeschaut hatte, ich hätte es sehr schön, jedenfalls sehr originell gefunden, und suchte mein Bett auf, um am andern Morgen um 5 Uhr wach zu sein, wo ich einen Führer bestellt hatte, um auf den sogenannten polnischen Kamm zu steigen, der die Scheide zwischen Galizien und Ungarn bildend, sich scharf und zackig vom Himmel abhebt. — Denn, siehe da, Onkel Helmuth hatte in Gnaden beschlossen, noch einen Tag in Schmeks zu bleiben, und ich wollte die Gelegenheit ausnutzen.

Schwere trübe Wolken, wallende Nebel, eine schwere schwüle Luft, das gibt sicher einen Regentag, wie ich am Morgen um 5 Uhr vor die Türe trat. Doch, der Tag muß genommen werden, wie er ist, sicher kommt er nicht wieder, also hinauf und ob alle Schleusen des Himmels sich über mich öffnen möchten!

Vor mir stand der bestellte Führer, ein Junge von fünfzehn bis sechzehn Jahren, mit gutmütigem deutschen Gesicht, ein echter Abkomme jener vertriebenen sächsischen Protestanten, die überall im Zipser Komitat angesiedelt noch unverkennbar ihre germanische Abstammung bewahrt haben, sowie auch die Sprache fast überall deutsch ist. — Er hatte in einem Sack auf dem Rücken Proviant für uns beide; Schnür-

ten, die wir nach Aussage des Führers passierten, nichts zu sehen war. — Nach zwei Stunden kamen wir, das Felkatal, in dem wir bis jetzt aufgestiegen waren, verlassend, an ein roh gezimmertes Blockhaus, welches vom Karpathenverein zum Besten der Touristen erbaut ist und in dem wir Ruhe hielten und frühstückten. Der »gute Weg«, wie mein Führer sagte, hörte hier auf, und von nun ab kamen wir auf den schwierigen Weg. Nach einer halben Stunde ging es weiter. Jetzt kam bald der erste schlimme Weg. Eine steile Felswand, über die in ewigem Regen das Wasser hinuntersprüht. Unter diesen schweren Tropfen hin geht der Stieg hinauf, jetzt wurde es schon bedenklich steil, und wenn man zurückschaute, der Absturz bedenklich tief. Nach Überwindung dieser ersten Schwierigkeit kamen wir in ein Tal, welches den Namen »Der Blumengarten« führt. Und in der Tat verdient es diesen Namen und den großen Ruf, den es wegen seiner Schönheit in der ganzen Gegend genießt.

Ich hatte jetzt schon das Gefühl, daß wir so ungefähr auf dem höchsten Punkt sein müßten, und nun denke Dir mein Staunen, wie ein glücklicher Windstoß plötzlich den Nebel zerriß, der uns einhüllte, und ich folgenden Anblick hatte.

Wir standen auf einer mäßig großen Wiese, auf der das üppigste Gras wucherte, mitten durch dieselbe floß sanft murmelnd mit kristallklarem Wasser die Felka über flache Steine dahin, ringsumher aber blühte und duftete es von Tausenden der buntesten Blumen. Da stand der tiefblaue Enzian, Vergißmeinnicht so tiefdunkel wie das Meer, gelbe gefüllte Wiesenrosen, wer kann sie alle nennen, die vielfältigen Blumen und Kräuter, die hier oben in der berg hohen Einsamkeit ihre glühenden Kelche entfalteten

lichsten Anmut und düftedurchwobenen Blumenpracht, Fels und Gestein, feuchte Wände, steile Klippen und zackige Grate, eine blühende Wiese, ein murmelnder Silberbach und dann ein Blick in die Weite, als könne man die Welt mit seinen Augen überfliegen — wo findet man eine solche Vereinigung wieder, und wann — ja wann werde ich dergleichen wiedersehen! — Ein Glück am Ende, daß der Nebel wieder kam, sonst hätte es mir gehen können wie dem Ritter Toggenburg, und statt heute hier in Creisau zu sitzen und schwache Abklatsche schöner Erlebnisse auf das Papier zu zirkeln, säße ich vielleicht noch immer da oben und würde sitzenbleiben und staunen und schauen, bis mir die Winterkälte über das warme Blut gekommen wäre, bis mir die Blicke erstarrt und gefroren wären, bis ich nach Jahr und Tag den Reisenden als Merkwürdigkeit gezeigt worden wäre, als mißgeformter Stein, als Felszacke oder wer weiß was! — So also kam er gekrochen wie mit tausend Füßen, wand sich um die Felsecken, wickelte uns ein, blies uns kalt ins Gesicht und scheuchte mich aus stummem Staunen auf. — Wir stiegen in dichtem Nebel weiter den Höhen zu. Jetzt hörte jeder Weg und Steg auf, eine Viertelstunde, nachdem wir den Blumengarten verlassen hatten, trat unser Fuß schon auf das erste Schneefeld. Weiter ging's über riesige Felsblöcke, über die wir kletterten und sprangen und unter denen unsichtbar, aber in der Tiefe laut brausend das Wasser dahinfloß. Glücklicherweise fiel ich nicht hin, sonst hätte ich mir sicher ein Bein gebrochen, doch wenn im Reisehandbuch steht: »Das Wort ‚Weg‘ ist aber hier nur sehr euphemistisch zu verstehen, denn es gehört eine Gamsjänergewandtheit dazu, diese Granitblöcke zu erklettern und Klüfte zu übersetzen« — und weiter: »Das Panorama ist zwar

Wir warteten eine Viertelstunde, ob nicht der Nebel einen Moment verziehen werde, aber er blieb unbeweglich, undurchdringlich. — So mußte ich denn die Aussicht aufgeben, und wir machten uns an den Abstieg. Das war noch schwieriger wie der Aufstieg. Zuerst mußte mir mein Führer hier und da den Fuß zurechtsetzen, während ich auf den Händen und mit Erlaubnis zu sagen — Stück für Stück hinunterrutschte. Später ging es besser und kam ich allein vorwärts, doch oft noch kamen Stellen, wo ich das Bewußtsein hatte, daß ein falscher Tritt mich rettungslos in die Tiefe stürzen würde. — Nach einer halben Stunde war ich doch so sicher geworden, daß ich mit Leichtigkeit meinem gewandten Führer folgen konnte, der mir denn auch das Zeugnis ausstellte, daß ich sehr viel Anlage zum Steigen hätte und er mir sehr riete, die Besteigung der Gerlsdorfer Spitze zu unternehmen, der schwierigsten und halsbrecherischsten Partie im ganzen Tatra. — Allmählich kamen wir in immer dichter sich lagernden Nebel auf das mit Granitblöcken übersäte Feld zurück. Unterwegs scheuchten wir ein Rudel Gamsen auf, die in wilder Flucht über die scharfen Grate dahinstäubten. Man sah sie nicht, hörte nur den scharfen Schlag der Hufe auf dem Fels, kleine Steine und Geröll lösten sich unter ihren flüchtigen Füßen und rollten, sprangen und hüpfen in hundert Aufschlägen kollernd und polternd in die Tiefe. Erst nach einer Weile kam der Ton zu uns herauf, wie sie unten klappernd aufschlugen oder platschend ins Wasser stürzten. — Nach zehn Sekunden war alles wieder totenstill, nur der Nebel um uns her, kein Ton eines lebenden Wesens in der erhabenen Stille der Bergesriesen. — Dann stieß mein Führer einen langgezogenen Juchzer aus, wir standen und lauschten,

und — legte mich zu Bett! — Ich mußte es machen wie weiland Kato, wenn seine einzige Toga, was übrigens nicht zu oft vorgekommen sein soll, zum Waschen gegeben war!

Onkel Helmuth war unten im Kaffeehaus, es war 3 Uhr. Eben war ich warm geworden, kam er zurück, und nun fing mein Leiden an! — Es regnete immer ruhig weiter und er setzte sich mit einem Buch zum Lesen. Mit der Zeit wurde es ihm langweilig, daß ich im Bette lag, und er fing an mich zu intrigieren, daß ich aufstehen sollte. — Glücklicherweise hatte ich ja von L. Hemden und Unterzeug mit, soweit ging es also ganz gut, dann aber konnte ich nicht in meine nassen Schuhe hinein. — Die Küche war wie gewöhnlich »gesperrt«, Feuer zum Trocknen gab es also nicht. Mit unsäglicher Mühe klemmte ich endlich meine Füße, die doch von dem ungewohnten Steigen etwas geschwollen waren, in das nasse Leder hinein, konnte aber die ersten fünf Minuten keinen Schritt darin machen. Dann sollte ich ein Paar Hosen von Onkel Helmuth anziehen, die mir bis halb unter die Knie reichten und die ich über dem Bauch nicht zukriegen konnte. Onkel Helmuth behauptete zwar, sie säßen wie angegossen, das will ich schon glauben, nur daß der Guß ein gut Stück zu kurz und zu eng geraten ist! Dazu zog ich L.s Sommerpaletot an, der in Weite und Länge das wieder gutmachte, was die Beinkleider verbrachen, und so sollte ich mit Onkel Helmuth hinuntergehen, um zu Abend zu essen! Energisch weigerte ich mich indessen. Naß wie sie waren, zog ich meine eigenen Sachen wieder an und tröstete mich mit dem Gedanken, daß sie an meinem Leibe am ehesten trocknen würden. Inzwischen hatte Onkel Helmuth beschlossen, auf seinem Zimmer Tee zu trinken, und ich ging, naß und kühl bis

in Neiße, den nächsten Morgen um 6 Uhr ging es weiter, um 12 Uhr waren wir in Creisau — wo ich meinen Koffer vorfand! — So endete also unsere kurze Reise, die trotzdem eine Fülle der herrlichsten Erinnerungen mir gebracht hat. — Die Blumen, welche ich hier oben eingeklebt habe, schickt Onkel Helmuth Dir. Er selbst ist einen steilen Berg hinabgeklettert, um sie zu pflücken, hat sie selber mitgenommen, getrocknet und mir hier gegeben mit den Worten: »Wenn du an Eliza schreibst, grüße sie von mir und schicke ihr dies Bukett aus dem Tatra.« — Ich war so gerührt über den alten Herrn.

Creisau, 2. August 1881.

Heute haben Onkel Helmuth und ich einen langen Ausflug gemacht, er mit der Baumschere, ich mit einer Säge bewaffnet, und haben furchtbar unter den jungen Schößlingen gewütet!

Generalstab Berlin, 29. August 1881.

Ein Generalstabsoffizier, der nicht im Terrain reiten kann, ist nicht zu gebrauchen, und da ich bisher nicht reiten gekonnt habe, muß ich es jetzt lernen. Daß ich mein Genick dabei riskiere, weiß ich wohl, aber lieber den Hals brechen, als auf einem Posten stehen, den man mit Bewußtsein nicht ausfüllen kann. Ich muß reiten können und werde es lernen, und sollte ich noch hundertmal stürzen, das hilft nun einmal nicht.

Die Manöverluft fängt schon an zu wehen und mutet mich eigentümlich an. Man sehnt sich hinaus aus den engen vier Wänden, hinaus ins freie frische Feldleben unter lebendige Soldaten, unter Schweiß und körperlicher Mühe statt dieser papierenen Armeen, die einem täglich dasselbe langweilige Zahlen-

Itzehoe, 13. September 1881.

Ich kann Dir gar nicht sagen, wie unendlich wohl ich mich fühle in diesem frischen, regen Manöverleben. Mitten unter den Truppen, in freier Luft, im Gefecht, alles sehend, beobachtend, und nicht im beschränkten Gesichtskreise des Frontoffiziers. Zu Pferde, dahin, wo die Hauptmomente des Gefechts sich abspielen, kritisierend, prüfend und beurteilend, es ist zu schön. Nur das Quartier müßte etwas schlechter sein, ein Strohsack oder Biwak, kein Federbett und dann etwas mehr Gefahr. Mit einem Wort, ein richtiges Gefecht, ein wirklicher Feldzug, und dann möchte ich selber nach meinen eigenen Ideen das Gefecht leiten! Und wenn das nicht, nur ein Moment, wo man einmal wieder das Pfeifen der Kugeln hörte und den Erfolg mit Blut und Eisen dem Feinde abringen müßte! Wie das arabische Pferd den heißen Hauch der Wüste, so atme ich in langen, tiefen Zügen den Pulvergeruch ein. Hier ist mein Element, hier mein Leben, Fühlen und Denken. Mit tausend Freuden würde ich einen Feldzug begrüßen und mit wahrer Wollust mich in das Kriegsgetümmel stürzen. Was gibt es Schöneres als das Soldatenleben. Der Mann, der auf seinen eigenen Füßen steht, dem Feinde gegenüber, und nun beginnt der Kampf auf Tod und Leben. Du mußt das aber nicht so ernst nehmen. Ich habe die Nase noch voll Pulverdampf, und das berauscht mich immer wie junger Wein. Doppelt aber fühlt man sein inneres Leben pulsieren. Alle Nerven angespannt, alle Sinne geschärft, du schönes, herrliches Kriegsleben! Ich glaube, ich bin zum Feldsoldaten geboren, und danke Gott, daß er mich in eine Karriere gebracht hat, in der man in überfließender Berufsfreudigkeit sein Herz schlagen fühlt.

rechtschaffene, treue alte deutsche Ehe, das feste Zusammengehen zwischen Mann und Frau, wiederhergestellt werden müsse, brach ein unendlicher Jubel, ein minutenlanges Händeklatschen und Bravo aus. Man bekam den Eindruck, daß alle diese Männer, Arbeiter und Kaufleute, mit ganzem Herzen danach streben, ein nationales Deutschland wiederaufzurichten. Gegen Ende der zweistündigen Rede wurde Stöcker etwas zu salbungsvoll und geriet zuletzt völlig in den Kanzelton. Das ist schade, die erste Hälfte war stellenweise von wahrhafter Schönheit und oft hinreißend.

Generalstab Berlin, 26. September 1881.

Ich habe jetzt eine Arbeit, die mich sehr interessiert, nämlich eine Berichterstattung anzufertigen über die diesjährigen österreichischen großen Manöver. Man muß sich aus Zeitungsnachrichten und militärischen Blättern das Material zusammensuchen, was ziemlich mühsam ist. Es ist mir privatim gesagt worden, daß ich im Winter die Sektion Skandinavien als Sektionschef übernehmen sollte, doch kommt mir dies unwahrscheinlich vor, da unsere Hauptleute noch nicht Sektionschefs sind, und ich bin doch noch immer der ewige Premierleutnant. —

Onkel Helmuth ist mit seinen Offizieren in einem Zuge von Schleswig nach Eckernförde geritten, eine ganz tüchtige Leistung! Wie gerne hätte ich diese Reise mitgemacht! Doch man muß nicht zuviel verlangen.

* Ragaz, 26. April 1882.

Wie Du siehst, sind wir nun hier eingetroffen, aber nur um morgen oder übermorgen bereits wieder ab-

* Persönlicher Adjutant des Generalfeldmarschalls Graf Helmuth von Moltke und Hauptmann im Großen Generalstab.

Haupttunnel, der unter dem Gotthardt durchgeht, anfängt. Bis dahin hatten wir Gelegenheit, die kolossalen Bauten zu bewundern, welche ausgeführt sind, um diese Bahnstrecke zu ermöglichen. Auf himmelhohen Viadukten übersetzt die Bahn tiefe Abgründe, um in Tunnel hinter Tunnel zu verschwinden und wieder zu erscheinen. Zweimal macht sie eine vollständige Schleife, d. h. geht über sich selber weg, so daß die beiden Tunnelöffnungen genau übereinander liegen. Es ist wirklich ein Riesenbau, der hier ausgeführt ist, und man weiß nicht, was man mehr anstaunen soll, die gewaltigen Formen, welche die Natur hier geschaffen, oder die Kühnheit der winzigen Menschen, welche alle diese Felswände durchbohrte, diese Abgründe überbrückte und einen dünnen Eisenweg mitten durch das Herz der mächtigen Bergriesen hindurchzog. — In Göschenen stiegen wir in die Bahn und vertieften uns gleich nach dem Anfahren in die Nacht des Gotthardt-Tunnels. Die Lampen waren angesteckt und so war es genau dasselbe, als ob man in der Nacht führe. Nur wenn man das Fenster öffnete, strömte die dunstige erstickend warme Luft hinein und erinnerte daran, daß die Arbeiter bei Bohrung des Tunnels unter einer Hitze bis zwanzig Grad zu leiden hatten! — Die Fahrt dauerte fast dreiviertel Stunden. In der Mitte des Tunnels ward einen Moment gehalten und es sah eigentümlich aus, wie bei Fackellicht die Bahnarbeiter sich bewegten, während ihre flackernden Schatten in grotesken Verzerrungen an der dunklen Wölbung dahinhuschten. — Bei Airolo tauchten wir plötzlich wieder in den Sonnenschein der offenen Landschaft hinaus. — Die Augen mußten sich erst an das Licht gewöhnen. — Nun ging es wieder auf die Post, eigentlich wollten wir in Biasca übernachten, da wir aber ein-

kamen. Wir waren also achtzehn Stunden unterwegs. Da von Chiavenna die Post über den Splügen um 2 Uhr nachts weitergeht, blieben wir die Nacht dort, und für den nächsten Morgen 6 Uhr war Extrapost bis Splügen bestellt. — Jetzt hatte ich eine Flasche Wein und etwas kalte Küche heimlich in den Wagen geschmuggelt und hatte den festen Entschluß gefaßt, Onkel Helmuth nötigenfalls auf der einsamen Landstraße unter Anwendung von Gewalt zum Essen zu zwingen! — Unter herrlichem Sonnenschein fuhren wir bergan. Diese Straße ist mit das Schönste, was ich gesehen. In unglaublich steilen Serpentinien steigt sie hinan und eröffnet immer neue Blicke in das Tal und auf die weißen Bergeshäupter, welche vor uns lagen. In der Nacht hatte es oben geschneit und der Schnee lag bis tief in die Täler hinab auf den grünen Blättern der Nußbäume, die hier unten eben anfangen auszuschnagen. Alles erstrahlte im Sonnenschein, aber der hohe Gipfel des Splügen war in eine kleine graue Wolke gehüllt und unser Kutscher schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, oben würde es nicht sauber hergehen! — Um 12 Uhr mittags waren wir an der Schneegrenze und mußten nun den Wagen verlassen, um in einen kleinen Schlitten gepreßt zu werden. Hier frühstückten wir auch von den mitgenommenen Vorräten. Gut, daß ich etwas mit hatte! — Unser eines Pferd wurde vor den Schlitten gespannt, das andere lief wie ein Hund ganz von selber hinterher. So ging es über den Paß fast zwei Stunden im Schnee. Je höher wir kamen, desto ungemütlicher wurde es. Ein heftiger Wind pfiff uns entgegen, dabei schneite es ziemlich stark, stellenweise war es bitter kalt. — Dann wieder kamen wir an eine geschützte Stelle, wo plötzlich die Sonne schien, so grell, daß man kein Auge öffnen konnte, und so heiß, daß man ihre Strah-

Was sagst Du zu unserer »kleinen Vergnügungsreise an die oberitalienischen Seen mit einiger Zeit Aufenthalt an irgendeinem schönen Punkt«, wie Onkel Helmuth dieselbe vorher bezeichnete? Sollte man glauben, daß er zweiundachtzig Jahre zählt? »Aber« — sagt er — »wenn man so mit allem Komfort reisen kann, wie wir es machen, dann kann es nichts Bequemereres geben!«

Wildbad Gastein, 2. August 1882.

Nun sind wir denn glücklich hier. Wir haben viel Schönes gesehen, und ich habe daneben auch schon manchmal meinen gründlichen Ärger gehabt, wie Du Dir denken kannst, ohne diesen geht ja eine Reise mit Onkel Helmuth nun einmal nicht ab! — Meine Karte aus Wien wirst Du erhalten haben. Am nächsten Tage fahren wir nach Ischl, eine prächtige Tour an dem Ufer des lieblichen Traunsees entlang, leider unter beständigem Regen. Nachmittags kamen wir daselbst an, logierten uns im Hotel »Elisabeth« ein, demselben, in welchem eine Szene aus Ouidas »Motten« spielt, auch der Balkon, auf dem Correz saß und seine Stimme ertönen ließ, war richtig da, darunter die brausende Traun. Alles stimmte! — Nachdem wir gegessen, machten wir einen langen Spaziergang in die schönen Umgebungen dieses reizend gelegenen Ortes. — Bei Tisch saß neben uns die Wegner vom Wallner-Theater, der »jüngste Leutnant«, über deren auch im Zivilverhältnis beibehaltende Komik Onkel Helmuth und ich uns höchlich ergötzten. Sie studierte Onkel Helmuth offenbar, ich fürchte, sie bringt ihn nächstens auf die Bühne!

Am andern Morgen fahren wir bis Aussee, wo wir abermals unter strömendem Regen die Umgebung abspazierten, dann aßen und nach Tisch weiter fuh-

wirklich wunderbar schön. Sie kommt sechshundert Fuß hoch in einer ganz engen Schlucht heruntergebraust, lauter weißer Gischt und Schaum. Gerade vor unserem Fenster stürzt sie in ihr Becken mit donnerähnlichem Brausen hinab. Über dem Becken steht haushoch eine Wolke von Wasserstaub, in welchem sich der Dampf der hinabströmenden heißen Wasser mischt. Die schneebedeckten Gipfel der Berge hoben sich herrlich gegen den tiefblauen Himmel ab, wie es einen Moment aufklärte, leider nur so kurze Zeit. — Onkel Helmuth läßt Dich bitten, doch recht viel über Creisau, Wetter und Ernte zu schreiben. Er will achtzehn Bäder nehmen.

Wildbad Gastein, 4. August 1882.

Onkel Helmuth war sehr erfreut über die Mittheilungen betreffend Wetter und Ernte. Wir leben hier ruhig weiter. Morgens um 7 Uhr nimmt Onkel Helmuth sein Bad und liegt darauf noch zwei Stunden zu Bett. Dann trinken wir Kaffee und lesen die Zeitung, worauf wir etwa um $1\frac{1}{2}$ Uhr auf die Promenade gehen, dem Kaiser begegnen, der auf irgendeiner Bank sitzt und Onkel Helmuth immer sehr freundlich begrüßt. Um 2 Uhr essen wir zu Mittag, dann trinken wir irgendwo Kaffee und spazieren wieder bis 8 Uhr, wo wir in Onkel Helmuths Zimmer Tee trinken und dann bis 10 Uhr Patiencen legen. — Heute nachmittag nahmen wir einen kleinen Einspanner und fuhren nach einem Ort Bockstein, der eine halbe Stunde höher im Gebirge liegt. Von dort gingen wir zurück. Unterwegs erklärte Onkel Helmuth, die Hauptsache bei der Kur sei, daß man sich ganz ruhig verhalte und sich nicht anstrengt. Dabei waren wir den Morgen schon zwei Stunden bergauf und -ab geklettert und gingen nun eine Stunde zurück. Er war ganz ermattet, und ich habe ihn ge-

anfängt schlechter Laune zu werden, gehört nicht zu den größten Annehmlichkeiten! Gestern aßen wir beim Kaiser. Heute fuhr er mit seinem ganzen Gefolge ab. Den Moment, wo er von dem gesamten Bade mit Hochrufen begleitet abfuhr, schien die Sonne, zehn Minuten darauf regnete es wieder los!

Wildbad Gastein, 14. August 1882.

Onkel Helmuth will nicht länger als bis zum 19. hierbleiben. Er will dann, wenn es schön Wetter ist, noch eine Tour von einigen Tagen nach Berchtesgaden, dem Königsee, Reichenhall, Salzburg machen und beabsichtigt, etwa am 1. September in Creisau einzutreffen. Doch kenne ich diese Vergnügungstouren schon, die auf acht Tage projektiert und dann in ein oder höchstens zwei Tagen durchrast werden! — Gestern habe ich ein Schachspiel gekauft und mit Onkel Helmuth eine Partie Schach gespielt. Da ich ihn nach heißem Kampf matt setzte, erklärte er, das Spiel rege ihn zu sehr auf, und wir kehrten zur Beruhigung zu der Patience zurück! Diese Nacht hatte er schlecht geschlafen, wie er sagte, noch infolge der Aufregung vom Schachspiel her! Sonst geht es ihm ausgezeichnet. — Die Kur bekommt ihm sehr gut, er geht jeden Morgen zwei bis drei Stunden ohne Beschwerden und sieht vortrefflich aus.

Dresden, Palais, 17. September 1882.

Diesen Brief habe ich schon dreimal unterbrechen müssen. Inzwischen sind wir mit dem Kaiser, dem König und dem ganzen Rummel bei Professor Schilling gewesen, wo wir den Gipsentwurf zu dem Nationaldenkmal auf dem Niederwald sahen, dann Kaserneninspektion in der Albrechtstadt und großes

haben, es war dies ein Krosigk. Nach einigen Jahren fand man dann zufällig bei einem Umbau den vermißten Ring in einem Rabennest auf einem der Türme. Zur Entschädigung schenkte der Bischof dem Bruder des Enthaupteten ein ansehnliches Gut, auf dem jedoch die Verpflichtung haftet, zum Andenken an den unschuldig Gerichteten auf der Burg einen Raben zu unterhalten. Gleichzeitig bekamen die Krosigks einen Raben, der einen Ring im Schnabel trägt, ins Wappen. Dieser Rabe wird noch immer in einem großen Käfig gehalten. Wenn er stirbt, muß er sofort ersetzt werden, da an seiner Unterhaltung der Besitz des noch in der Familie befindlichen Majorats hängt.

Im Dom ist eine prachtvolle Orgel, die die ganze Höhe des einen Schiffsflügels einnimmt, einige schöne alte Eichenschnitzereien und das unschöne Bronzegrabmal des Kaisers Rudolph, der von der früher katholischen Bevölkerung für einen Heiligen gehalten worden und an einigen Stellen ganz blank geküßt worden ist. Sonst ist an der Stadt selbst absolut gar nichts zu sehen. Gottlob ist der heutige Ruhetag bald überstanden, und morgen gehen die Manöver wieder an.

Merseburg, 18. September 1883.

Soeben kommen wir müde und bestaubt vom Manöverfelde zurück. — Das Manöverleben ist von jeher meine höchste Lust gewesen. — An den Tagen, wo Goßler mit Onkel Helmuth zum Diner geht, esse ich mit den Kameraden zusammen und sitze abends mit ihnen in der Kneipe, Bier trinkend und Anekdoten anhörend, was ich richtig genieße, nachdem ich so lange keinen Soldatenmenschen mehr gesehen und mit keinem Kameraden mehr mich harmlos und ungezwungen habe unterhalten können. Onkel Hel-

Er war zuerst in bayerischer Uniform, die ihm nicht gut stand, in spanischer sieht er viel besser aus. Er ist ein kleiner eleganter Herr mit ein klein wenig jüdischem Typus. Der König von Serbien, größer und ziemlich dick, sieht nicht sehr vornehm aus. — Die Kaiserin sieht sehr wohl aus. Sie ist stärker geworden, was ihr gut steht, und wohnt den Manövern im Wagen bei. Während des Regens hält sie unbekümmert ohne Schirm im offenen Wagen und läßt sich naßregnen, ebenso wie der Kaiser, der in jugendlicher Frische allen Unbilden des Wetters trotzt. Außerdem wimmeln hier eine Menge von Hoheiten und Königlichen Hoheiten umher, von denen man früher nie etwas gehört hat. Diniert wird in den prachtvollen Sälen des Kurhauses, in denen in früheren Zeiten die Bank gehalten wurde. Das Schloß ist klein und unansehnlich, überhaupt Homburg ein kleiner, wenig schöner Ort. Die Umgegend ist hübsch, mit stellenweise schönen Blicken auf die Taunuskette, der Boden außerordentlich fruchtbar. Eigentümlich berühren einen die rot und weißen Grenzpfähle des hessischen Gebiets. — Onkel Helmuth befindet sich vortrefflich.

H o m b u r g , 24. September 1883.

Gestern nach dem Offiziersrennen fuhr ich mit unserem Wirt auf die eine halbe Stunde entfernte, auf einem Gebirgssattel liegende Ruine der Saalburg. Im höchsten Grade interessant. Es sind die Überreste eines alten befestigten römischen Lagers, welches etwa im Jahre 30 vor Christi gebaut und über dreihundert Jahre besetzt gehalten worden ist. Das Ganze ist in Form eines Rechtecks gebaut, von einem hohen Wall umgeben, mit gemauerter Brustwehr und doppeltem Graben. Vier Tore führen hinein, jedes von zwei Türmen flankiert. Alle Grundmauern sind noch

bezeichnet, von der der heilige Nepomuk in die Moldau gestürzt wurde, nachdenklich in die rauschenden Fluten, konnten aber nichts besonderes bemerken. Vielleicht war das Wasser, welches gerade unter uns dahinbrauste, dasselbe, das einst dem Heiligen in Mund und Nase drang, und nun, im ewigen Kreislauf wiederkehrend, nachdem es im Meere verdunstet, als Wolke aufgestiegen, von Pflanzen aufgesogen, sich in allen möglichen Tier- und Menschenleibern umhergetrieben, als Regen zum tausendsten Male niedergeschlagen, jetzt gerade wieder hier vorbeifloß. Wer weiß! — Wir gingen bis an den altherwürdigen Hradschin, schwenkten dann links, verloren uns in unzähligen Gassen und Gäßchen und tauchten endlich an der Kettenbrücke wieder auf, die weiter stromauf über den Fluß zur alten Stadt zurückführt. — Hier wurden wir in Verlegenheit gesetzt, als wir pro Person einen Kreuzer Brückengeld bezahlen sollten und über keinen Kreuzer österreichisch Geld verfügten. Ein Fünzigpfennigstück, das ich anbot, wurde zurückgewiesen, und wir hätten den ganzen langen Weg zurückspazieren müssen, wenn nicht der edle Tscheche, der als Einnehmer fungierte, zu stolz, um seine Hände mit deutschem Gelde zu beflecken, ebenso großmütig wie national gewesen wäre und uns umsonst hätte passieren lassen. Dieser merkwürdige Beweis, daß es auch unter den Tschechen großdenkende Menschen gibt, söhnte uns mit der Bemerkung aus, die wir auf unserem Gange durch die Stadt gemacht hatten, daß das deutsche Element aus Prag mehr und mehr verschwindet, daß fast alle Inschriften tschechisch sind und nur noch hin und wieder wie halb mitleidig verstohlen die deutsche Übersetzung hinter den tschechischen Hieroglyphen steht. — Eine Nation, die, wie gesagt, so großdenkende Män-

sichtsloser Beiseitelegung jedes Inkognitos im »Bayrischen Hof« Wohnung nahmen. Nächsten Morgen fuhren wir über den See nach Rorschach und von dort mit der Bahn hierher, wo wir mittags 2 Uhr ankamen. — Ich hatte sehr recht, Onkel Helmuth zu raten, hierher und nicht nach Gastein zu gehen. Die Freude des Herrn Kinberger über Onkel Helmuths Ankunft war wirklich rührend, er vertraute mir an, daß ihm ordentlich das Herz geschlagen habe vor Freude, wie er Onkel Helmuth gesehen habe, und der Gärtner Joseph, eine berühmte Persönlichkeit, habe vor Freude förmlich Luftsprünge gemacht. Sehr amüsan war es, wie Onkel Helmuth abends 7 Uhr zur Table d'hôte erschien. Es ist hier eine ganze Kolonie von Franzosen, die zum Teil vor der Cholera geflüchtet sind, und mit ungeheucheltem Interesse wurde Onkel Helmuths Persönlichkeit von ihnen bestaunt.

R a g a z, 12. August 1884.

Gestern machten wir eine Tour in die Berge nach einer alten Ruine, dem Wartenstein, in deren Nähe ein spekulativer Unternehmer eine Restauration auf einen überhängenden Felsen geklebt hat. Onkel Helmuth fuhr mit der Bahn hinauf, und ich ging zu Fuß, wobei ich eine Viertelstunde vor ihm oben ankam. Dann ging ich noch eine halbe Meile weiter, um zu der sogenannten Naturbrücke zu gelangen, d. h. der Stelle der Tamina-Schlucht, wo sich dieselbe oben vollständig geschlossen hat, so daß man darüber hinweggehen kann. Um von der oben auf dem Berge hinführenden Chaussee dorthin zu kommen, steigt man eine fast senkrecht abfallende Felswand auf einer Art von Treppe hinab, die über vierhundert Stufen, teils in den Fels gehauen, teils aus Tannenstäm-

kel Helmuth höchst interessante Neuigkeit mit, daß Onkel Helmuth zur Zeit todkrank auf seinem Gut Creisau läge, wo er nur von seinem Neffen Burt, der wie er einem der zahlreichen kleinen mecklenburgischen Adelsgeschlechter entstamme, Besuch empfinde, man erwarte mit Besorgnis sein Abscheiden. Der Artikel wirkt um so drastischer, da er aus Interlaken geschrieben ist, also demselben Lande, dem Onkel Helmuth durch seine Anwesenheit einen greifbaren Beweis seines Wohlseins gibt. Der Verfasser erhebt die Glaubwürdigkeit seiner Mittheilungen dadurch über allen Zweifel, daß er sie einer Unterhaltung mit einem Obersten des Preußischen Generalstabes entnimmt, den er die oben angeführte Mittheilung mit den Worten beschließen läßt: Der Wille Gottes geschehe! — Auch das Neue verdankt er diesem pfiffigen Oberst, daß Onkel Helmuth auf einem Bein lahm sei und dasselbe nur mühsam nachziehe, und daß er bei Paraden mit Vorliebe einen Kürass trage, der auf ihm schlottre wie auf einem Skelett, während Bismarck immer vor ihm reitet und ihn dadurch, daß er sein Pferd vor ihm stallmeister, von dem Kaiser abzu drängen versuche, an den Onkel Helmuth sich heranmachen möchte etc. Den hier anwesenden Badegästen scheint diese Farce auch viel Spaß zu machen, wenigstens geht der »Figaro« unablässig von Hand zu Hand.

Gestern machte ich eine sehr schöne, wenn auch ziemlich anstrengende Tour. — Um 9 Uhr fuhr ich nach Chur, von wo ich zu Fuß in dem reizenden Tal der Rabiusa hinaufging bis Passug, von dort weiter bis Churwalden, wo ich zu Mittag aß, und dann, da die Post erst in eineinhalb Stunden ging, mit der ich nach Chur zurückzufahren gedachte, machte ich mich, des langen Wartens müde, auf und ging zu

schon an, die Rückreise aus dem Kursbuch herauszustudieren und hat offenbar von seinem hiesigen Aufenthalt mehr als genug. Ich kann auch nicht leugnen, das mein Bedarf an Bergluft vollständig gedeckt ist. Ich sehne mich ordentlich danach, einmal wieder ein Pferd zu besteigen.

R a g a z, 25. August 1884.

Onkel Helmuth hat mir wieder ein paar reizende Geschichten gemacht, die ich in aller Kürze mitteile, denn zu längerem Schreiben fehlt mir Zeit und Ruhe. Erstens: Vor einigen Tagen saßen wir morgens im Garten, als er mir sagte, er hätte Lust, nach der Ruine Wartenstein hinaufzugehen. Da es etwas anstrengend zu steigen, könnten wir langsam den die hinaufführende Chaussee kreuzenden Fußweg gehen und unterwegs die Post abfassen, die um 10 Uhr hinauffährt. Dann gab er mir Geld, mit dem Auftrag, es zu wechseln. Ich gehe also aufs Bureau, er bleibt auf der Bank sitzen. Wie ich nach zehn Minuten zurückkomme, ist er nicht mehr da. Dies wunderte mich nun eigentlich nicht, denn ich hatte, wie ich ihn kenne, nicht erwartet, ihn noch auf demselben Platz vorzufinden. Ich mache mich also resigniert auf die Suche, durchstreife den Garten, das Lesezimmer, suche ihn auf seinem Zimmer, nirgends eine Spur von ihm. Ich denke also, er ist vielleicht schon voraufgegangen, gehe also im Geschwindschritt den steilen Fußsteig hinauf, finde ihn nicht, denke, so weit kann er unmöglich sein, kehre um, suche nochmals die ganze Umgebung ab, frage Portier und Kellner, kein Mensch hat ihn gesehen. Inzwischen ist es fast zehn Uhr geworden, ich denke mir, wenn er die Post noch hat abfassen wollen, muß er schon weit oben sein, renne also wie ein Hirsch, die Krümmun-

stehen können.« Ich sage: »Ja, wenn ich nur ein Wort davon gewußt hätte, daß wir nach Glarus fahren sollten!« Nach einigen Schritten sagt er: »Du hättest auch wohl den Baedeker mitnehmen können und dich erkundigen, ob wir wieder Anschluß zurück haben.« — Ich erkläre, beides noch nachholen zu wollen, kehre um, laufe ins Hotel, hole den Baedeker und renne wieder hinter ihm her. Ich begreife nicht, daß ich ihn nicht sehe, bis ich ihn schließlich ganz klein in der Ferne auf einem falschen Wege entdecke. Nun ging ich aber ruhig an den Bahnhof und wartete ihn ab. Er kam denn auch fünf Minuten vor Abgang des Zuges, halbtot vor Asthma und noch immer ärgerlich auf mich, daß ich diese Reise, von der ich kein Sterbenswort wußte, so mangelhaft vorbereitet habe. Den in mir auftauchenden Gedanken: ‚Warum hast du, als du an meine Tür klopftest, mir nicht ein Wort gesagt?‘, sprach ich nicht aus! Übrigens ist er immer reizend lebenswürdig, und als wir nun glücklich mit Retourbillett I. Klasse im Zuge saßen, mit der Gewißheit, Anschluß zur Rückkehr zu haben, war seine gute Laune sehr bald wieder da.

Benrath, 17. September 1884.

Wir haben gestern unseren ersten Manövertag mitgemacht, der sehr hübsch verlief. Am Montag abend kamen wir hier an, haben ein sehr gutes Quartier bei dem Bürgermeister Josten gefunden. — Wir fuhren den nächsten Morgen um 7 Uhr per Bahn etwa eine Stunde über Düsseldorf nach Bedburg, wo die Pferde bereitstanden. Ich habe einen Ulanengaul bekommen, der ausgezeichnet geht, wenngleich etwas klein für mich ist. Onkel Helmuth ritt auf der ausgezeichnet gehenden Stute sehr schneidig, so daß er allgemeine Bewunderung erregte. Die Truppen waren ausgezeich-

in Erfahrung gebracht, daß in diesem Hause nur eine Magd ist, die nur patois spricht, also nichts von den strategischen Arbeiten verraten kann, die in Onkel Helmuths Zimmer angefertigt werden, wenn sie dort aufräumt! Dann wird mitgeteilt, daß der deutsche Konsul eifrigst Karten und statistisches Material für den Feldmarschall herbeischleppe — (in Wirklichkeit hat er ihm einige Hefte »Fliegende Blätter« zur Unterhaltung geschickt) — und das Bedenklichste ist, daß eine Menge deutscher Offiziere hier sind, die mit einer solchen gegen alle deutschen Gewohnheiten verstößenden Großartigkeit der Mittel auftreten, daß sie offenbar vom Staat ausgerüstete Generalstabsoffiziere sind. Also die Sache ist klar, Moltke ist hier mit einem Teil seines Generalstabes, und der Zweck ihrer Anwesenheit ist dem schlaunen Berichterstatter auch nicht verborgen geblieben: es ist auf Corsica abgesehen, das zur deutschen Kolonie gemacht werden soll. — Es ist wirklich amüsant, diese hirnverbrannten Kombinationen zu lesen, man glaubt, Privatkorrespondenzen aus dem Irrenhaus vor sich zu haben!

Nervi, 17. April 1885.

Wer hätte geglaubt, daß sich nach all dem Säbelgerassel England und Rußland nun doch noch friedlich einigen würden. Sie machen mir gerade den Eindruck wie zwei Hunde, die sich mit grimmigem Zähnefletschen gegenseitig anknurren und dann mit gesträubten Rückenborsten auseinandergehen, weil keiner sich traut, den ersten Biß zu tun.

Rapallo, 24. April 1885.

Wir befinden uns noch immer sehr wohl in dem schönen Rapallo, in dessen Umgebung wir täglich neue Schönheiten entdecken. Die Gegend hier ist des-

seine Cottage baute und nun, umgeben von allem Komfort seines aus der nebeligen Heimat mitgebrachten Lebens, vergnüglich über Land und Meer schaut. — An den geborstenen Quadersteinen klettert der Efeu empor, und von den Ecktürmen, von denen einst der Arkebusier Tod und Verderben dem Angreifer heruntersandte, nicken jetzt unzählige Rosen grüßend herab. Die Natur überkleidet alles mit ihrem ewig jungen treibenden Leben, und über dem zerbröckelnden Gebilde von Menschenhand schwenkt sie triumphierend die grüne Fahne ihres blühenden, duftenden Daseins. — Mit leisem Gemurmel plaudern die Wellen zwischen den Felsen, als wollten sie Märchen erzählen, anmutig wiegen sie die Fischerboote auf ihrem Rücken, deren eigentümliche lateinische Segelformen, von sanftem Wind gebläht, als leuchtende Punkte auf dem Wasser schimmern und das Auge weit hinauslocken in die unbegrenzt scheinende Ferne. Ganz hinten, vom weichsten Duft vermählt, schmilzt die scheinbar ansteigende Fläche mit der Kuppel des Himmels zusammen, man glaubt zu sehen, wie sich der Himmel auf die Erde senkt, und jene unbestimmbare Sehnsucht, die in jedes Menschen Brust liegt, wenn sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt, berührt mit wundersamem Klingen das Herz. — Wie das alles blüht und duftet! Aus dem üppigen Grase der Wiesenflächen ringen sich Tausende von offenen Kelchen empor, gleichsam die eine über die andere wegkletternd, duften blaue, rote und gelbe Blumen der Sonne entgegen, es ist ein förmliches Kämpfen der überschwenglichsten Üppigkeit; von den Wegrändern nicken gedrängte Glockenblumen, und wo ein gefälliger Wind eine Handvoll Erde zwischen Steinen zusammengetragen, da hat sich auch ein Blümlein eingenistet, das, dankbar des gefundenen

für England um Tod und Leben handelt, denn Indien ist der Lebensnerv Englands, ohne den es ebenso wenig leben kann, wie ein Mensch ohne Magen. Indessen noch ist ja der Krieg nicht erklärt, und ich glaube, Mr. Gladstone würde gerne seinen kleinen Finger hergeben, wenn er auf eine anständige Weise aus dieser Patsche wieder herauskommen könnte, ohne zum Schlagen genötigt zu sein. — Ob Bismarck sich wohl auf das undankbare Amt eines Vermittlers einlassen wird. Er wohl kaum, aber der Kaiser wird es vielleicht wollen.

Straßburg, 11. September 1886.

Nun bin ich da in der alten, vielumstrittenen Stadt. Es ist doch ein eigenes Gefühl, das einen überkommt, wenn man in diese nach jahrhundertlanger Entfremdung dem Deutschen Reiche zurückgewonnenen Orte kommt. Wieviel Blut ist geflossen vor den Wällen der bisher unbezwinglichen Festung, von der es schon in dem alten deutschen Liede heißt: »O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt, darinnen liegt begraben so mancher Soldat«. Und in der Tat, wunderschön ist die Stadt, wie ein mahnend ausgestreckter Finger winkt der schlanke Turm des herrlichen Münsters in die rechtsrheinischen Lande, als ob er sagen wollte: Du deutsches Volk, das mich gegründet und gebaut, willst du mich nicht wieder heimführen zu dir? — und als ein Repräsentant der befolgten Mahnung ziehen in diesem Augenblick mit klingendem Spiel die verschiedenen deutschen Truppen unter meinem Fenster hinaus zur Parade vor dem Kaiser, Preußen, Bayern, Württemberger, Sachsen, ein bunter Anblick in ihren blitzenden Paradeuniformen. — Ich wohne am Ufer des Ill, der sich mit der Aar hundert Schritt weiter mitten in der

sollen wir nun hinaus zur Parade. Der Himmel ist leicht bewölkt, die Hitze hat etwas nachgelassen, ganz windstill, ein schönes Kaiserwetter.

Straßburg, 12. September 1886.

Heute haben wir einen bewegten Tag hinter uns. Es ist nämlich Sonntag, Ruhetag, den wir benutzten, um uns in und vor der Stadt umzusehen. Wir fuhren erst durch allerlei Straßen nach der Orangerie, einem großen öffentlichen Garten, nach der Zitadelle, einem noch von Vauban, dem Festungsbaumeister Ludwigs des XIV., gebauten Werk, mit dem dieser die Stadt befestigte, nachdem er mitten im Frieden dieselbe besetzt hatte. — Die Ohnmacht des damaligen Deutschen Reiches war so groß, daß kein ernsthafter Versuch gemacht wurde, dieselbe zurück zu gewinnen, und die beiden alten Provinzen Elsaß und Lothringen waren seit der Zeit für Deutschland verloren. — Die Zitadelle, nach dem damaligen Stand der Belagerungsmittel, ein ungemein festes Werk, ist noch heute imposant durch seine massiven Konstruktionen, wenn auch, da größtenteils ungedecktes Mauerwerk, gegen den heutigen Angriff nicht mehr auf die Dauer haltbar. Sie liegt aber auch jetzt innerhalb der Umwallung und ist einem solchen nicht mehr ausgesetzt. — Dann fuhren wir ein ganzes Stück der neuen Befestigungen ab, bestiegen auch den Wall und besichtigten dann in der evangelischen Kirche das berühmte Denkmal des Herzogs Moritz von Sachsen. — Von da in den Dom, wo wir von einem sehr höflichen Priester umhergeführt wurden, der nach hunderten zählenden Volksmenge wegen, die Onkel Helmuth umdrängte, aber wenig sehen konnten. Überhaupt, wo Onkel Helmuth sich blicken läßt,

genden Fort Moltke gemacht und dasselbe eingehend von innen und außen besichtigt. Es hat mich sehr interessiert, einmal ein nach den neueren Prinzipien konstruiertes Fort zu sehen.

*** Generalstab Berlin, 24. April 1887.**

Onkel Helmuth hat sich noch immer nicht darüber geäußert, was er eigentlich vorhat. Ob und wann er abreisen will und ob er dabei auf meine Begleitung rechnet, ist völlig dunkel! — Ich bliebe natürlich am liebsten hier, bis Du zurückkommst, aber der Himmel mag wissen, wo ich hinverschlage, nachdem ich am 1. Mai mein Kommando niedergelegt habe. Wir haben nun nur noch drei Exerziertage. Am Montag und Dienstag werden wir auf dem Tempelhofer Felde im Bataillon exerzieren, am Mittwoch ist die Bataillonsvorstellung. Es wird mir ganz wunderbar vorkommen, wenn ich wieder ohne Zusammenhang mit der Truppe dastehe, die mir während der Monate meiner Dienstleistung doch sehr ans Herz gewachsen ist.

Generalstab Berlin, 30. April 1887.

Bei der gestrigen Vorstellung des Füsilier-Bataillons war auch Prinz Wilhelm zugegen. — Ich hatte bei dieser Vorstellung Gelegenheit, mich gleich bei allen Vorgesetzten abzumelden. Heute nachmittag übergebe ich nun die Kompagnie an ihren alten Chef G., dessen Hoffnung, Major zu werden, sich nun doch nicht erfüllt hat.

Generalstab Berlin, 1. Mai 1887.

Gestern war Liebesmahl und zugleich mein Abschied vom Regiment. Der Oberst sagte mir viel

* Kommandiert zur Dienstleistung beim 2. Garde-Rgt. z. Fuß.

Generalstab Berlin, 10. Mai 1887.

Gestern war ich mit Onkel Helmuth einer Einladung des Vorstandes vom Wagner-Verein gefolgt. Ich habe mich nie mit dem Unternehmen befreunden können, Wagner von der Bühne loszulösen und in den Konzertsaal zu verpflanzen. Man kann gerade so gut eine Eiche aus dem Boden, in dem sie wurzelt, herausheben und ins Zimmer stellen. Sie wird vertrocknen, die Blätter verlieren und von dem herrlichen, winddurchbrausten Baum wird bald nur das Skelett der Äste übrigbleiben, interessant für den, der Baumstudien machen will, aber etwas Totes und Starres für den, der gekommen ist, sich zu freuen an der Schönheit der urgewaltigen Natur. — Ich finde es von den Wagner-Verehrern unbegreiflich, daß sie mit den Werken ihres vergötterten Meisters diese gewagten Experimente machen, und es scheint mir, daß keiner die Absicht Wagners in dessen Sinne verstanden hat, der selber wiederholt betont hat, daß die Musik seiner Werke nur das Gewand ist, welches die lebendige Gestalt des Dramas umhüllt; er nennt ja auch selber seine Werke nicht Opern, sondern musikalische Dramas. Kaum glaube ich, daß er einverstanden sein würde, wenn man diesen seinen gewaltig einherschreitenden Gestalten den Rock auszieht und diesen wie in einem Trödlerladen aushängt.

Stettin, 13. September 1887.

Eben kommen wir von der Parade zurück, die bei herrlichstem Wetter sehr schön verlief. Onkel Helmuth führte sein Regiment sehr nett vorbei, kam gut und richtig in Galopp und sah gut aus. Der Kaiser sehr frisch und seelenvergnügt über die vielen Soldaten.

schien, noch lange zu wirken. — Niemals würde ich diese eingefallenen Züge als die des Mannes wiedererkannt haben, den ich zuletzt in blühender Kraft und Gesundheit gesehen hatte. Die Nase ganz scharf und hervortretend, die Augenhöhlen tief eingesunken, die Backenknochen vorspringend. Um den Mund deutlich, trotz des Bartes erkennbar, zwischen den zusammengezogenen Augenbrauen ein Zug tiefsten Wehs, namenlosen Schmerzes. Etwas ganz Fremdes in dem gelblich blassen, abgemagerten Gesicht, aus dem der Schnurrbart fast struppig hervorstand. Die Haare auf der breiten Stirn dünn geworden, der Kinnbart gräulich schattiert. Aus der ganzen Erscheinung sprach unheimlich, fast teuflisch triumphierend der Dämon der grausigen Krankheit. Dies tote Gesicht erzählte eine erschütternde Geschichte namenlos schmerzlichen Ringens mit dem Würgengel des Todes. — Es war, als ob dieser die sich sträubende menschliche Kraft unter die Füße getreten habe, bis sie aufstöhnend zerbrach, jammervoll, herzerreißend. Die großen starken Hände bis auf die Knochen abgemagert, fast durchsichtig blaß, über der Brust gekreuzt, hielten seinen schweren Kürassierpallasch, der lang und blank über das Bett hinlag. Es sah aus, als ob er sein eigenes Richtschwert an die Brust drücke. Unter der Bettdecke zeichnete sich die lange starre Gestalt ab. — Ich kann nicht sagen, wie schmerzlich dies alles sich mir einprägte, welch namenloser Jammer aus dem allen sprach. — Wie furchtbar ist über den Zustand des armen Kaisers gelogen worden, denn nicht plötzlich und unvermutet ist das Ende an ihn herangetreten, das sieht man nur gar zu gut, langsam und allmählich, Schritt für Schritt, hat es ihn zu Tode gequält; und wenn er repräsentieren mußte und wenn es von ihm hieß: er hat eine gute Nacht

Generalstab Berlin, 18. Juni 1888.

Soeben kommen wir aus Potsdam zurück, wo wir den hochseligen Kaiser zur letzten Ruhestätte geleitet haben. — Wie wir im Saale des Stadtschlusses waren, kam Prinz Heinrich angefahren und suchte Onkel Helmuth auf, um ihm ein kleines Etui zu überbringen, in dem die Orden en miniature lagen, die der Kaiser Friedrich zum Zivil zu tragen pflegte. Die verwitwete Kaiserin Viktoria schickte dieselben als Andenken an Onkel Helmuth, und zwar hatte der junge Kaiser das Etui in der Tasche gehabt, um es selber an Onkel Helmuth zu geben, da er aber keine Gelegenheit dazu gefunden hatte, schickte er den Prinzen Heinrich auf die Suche hinter Onkel Helmuth her.

Generalstab Berlin, 19. Juni 1888.

Gott segne den jungen Herrn! Dabei hatte er alle Proklamationen selbst geschrieben, keine fremde Feder darin, alle Vorschläge verworfen und die Sache selbst gemacht.

Generalstab Berlin, 25. Juni 1888.

Bei unserer Rückkehr gestern abend aus Ratzeburg fanden wir das Programm der feierlichen Eröffnung des Reichstages vor, die heute stattfinden soll. Onkel Helmuth war in demselben wie auch in dem Programm der Trauerfeierlichkeit überhaupt gar nicht erwähnt. Er war mit Recht auf das tiefste gekränkt und erklärte im ersten Moment, sofort abreisen zu wollen, wollte seinen Abschied nehmen, sagte, er sei in den Skat gelegt usw. Alles ganz richtig. — Heute morgen hat er einen Brief an den diensttuenden Adjutanten geschrieben, worin er sagt: Da er als ältester Feldmarschall, Kanzler des Schwarzen Adlerordens usw. wohl hätte erwarten können, einen Platz im Gefolge

von gelbem Samt, die rotsamtene Estrade für die Kaiserin, die Sessel für die Fürsten rechts und links des Thrones, alles sehr feierlich. Wie alles versammelt, ging Bismarck es dem Kaiser melden. Dann nahm der Hof seinen Eintritt. Erst Pagen in schwarzen Eskarpins mit Trauerflor an den Knien, dann die Reichsinsignien. — Onkel Helmuth hatte einen besonderen Ehrenplatz erhalten, indem er ganz alleine hinter den Insignienträgern und unmittelbar vor dem Kaiser ging. Er sah in dem großen roten Samtmantel des Schwarzen Adlers sehr gut aus, mit seinem auf die Hüfte gestemmten Marschallstab. — Der Kaiser, wieder mit dem König von Sachsen und dem Prinzregenten zur Rechten und Linken, wie alle Ritter vom Schwarzen Adler, in langem wallenden Purpurmantel, sah ungemein hoheitsvoll und tiefernt aus. Geradezu majestätisch, wie er mit sicherem Schritt auf den Hauptpas des Thrones trat und die Versammlung mit feierlicher Neigung des Kopfes begrüßte. — Dann, nachdem alles geordnet und Ruhe eingetreten war, hatte er wieder einen sehr schönen Moment, als der Kanzler ihm die Thronrede überreichte, er dieselbe ergriff, mit einem energischen Ruck den Helm aufsetzte und den Mantel zurückwarf, um hochaufgerichtet den Blick über die lautlos harrende Versammlung gleiten zu lassen. Dann begann er zu lesen. Ich achtete genau darauf und sah, daß das Blatt in seiner Hand nicht zitterte. Dennoch war die Stimme zuerst umflort und undeutlich. Die Sätze kamen ruckweise und mühsam heraus, er war trotz der Totenstille kaum zu verstehen. Nach und nach aber hob sich das Organ, der Vortrag wurde fließend und wie er an die Stelle kam: Ich bin gesonnen, Frieden zu halten mit jedermann, so weit es an mir liegt, betonte er das Wort mir so laut und schön,

vorerst nur in Gips, bis dieselbe in Erz fertiggestellt ist. In treuer Freundschaft Ihr wohlaffectionierter Wilhelm. — Die Büste ist von Schott gemacht und zeigt den Kaiser in Husaren-Uniform mit einem sehr schönen, ungemein kühnen Blick.

Heute findet die Vereidigung des Kaisers auf die Verfassung statt, in derselben feierlichen Weise, wie die Eröffnung des Reichstages.

In dem gedruckten Programm, das gestern ankam, ist Onkel Helmuth persönlich aufgeführt und ihm wieder der Platz unmittelbar vor dem Kaiser angewiesen. Bei der Gruppierung um den Thronessel steht Onkel Helmuth auf dem Hauptas hinter dem Thron, ganz alleine, während alles andere rechts und links steht. — Es hat somit die wohlthätigsten Folgen gehabt, daß er einmal die Zähne gezeigt hat, und wird das Hofmarschallamt ihn wohl so leicht nicht wieder vergessen. Wie ich nachträglich hörte, soll der Kaiser infolge Onkel Helmuths Brief ganz außer sich gewesen sein, er hatte gleich einen Flügeladjutanten an Bismarck geschickt und fragen lassen, ob es wohl angängig sei, daß er Onkel Helmuth mit den Fürstlichkeiten zusammen gehen lassen könnte, worauf B. geantwortet, ja wohl, das ginge sehr gut. — Onkel Helmuth aber hat im Schloß erklärt, nein, da gehöre er nicht hin und hat sich selber seinen Platz hinter den Kroninsignien vor dem Kaiser gewählt, der ihm denn auch heute offiziell wieder angewiesen ist.

Ganz Berlin, und wie es nach den Zeitungen scheint, so ziemlich das ganze Deutschland aller Parteifärbungen, ist entzückt und begeistert von dem Auftreten des jungen Kaisers, alles atmet auf, wie von schwerem Druck befreit, und ein Gefühl der Ruhe und Sicherheit macht sich überall geltend Auch das

herzlich, und wenn sie spricht, mit einem außerordentlich gewinnenden Zug im Gesicht. Sie sieht sehr gut aus, sehr wohl und frisch. Sie hat sehr schöne Hände, und ihre Bewegungen sind alle voll Grazie und Anmut. Sie fragte gleich nach Dir und den Kindern und plauderte, nachdem die erste Verlegenheit überwunden, sehr hübsch und harmlos.

Dann kam der Kaiser, der erst Onkel Helmuth begrüßte und dann auf mich zukam, der ich mich in eine Ecke gedrückt hatte. Ich sprang ihm nun sofort mit meiner Meldung ins Gesicht, meldete mich: »Durch Ew. Majestät Gnade zum Major befördert«, wobei er mich während der ganzen Zeit an der Hand hielt. — Dann sagte er: »Mein Gott, Sie sind auch schon Major? Man wird alt, wenn ich denke, wie ich Sie noch als ganz jungen Dachs beim Regiment gekannt habe. Na, ich gratuliere Ihnen.« Wir gingen dann gleich zu Tisch. Die Tafel war in einem kleinen Saal serviert, dessen offenstehende Flügeltüren über eine Terrasse hinweg einen herrlichen Blick über den tiefblauen See und das gegenüberliegende Ufer gewährten. Es war prachtvolles Wetter, warm, windstill und ganz heller Sonnenschein. — Der Kaiser saß mit dem Gesicht nach der offenen Tür, die Kaiserin ihm gegenüber, rechts vom Kaiser die Gräfin Brockdorff, dann ich. Links die Gräfin Keller, dann Bissing. Onkel Helmuth links von der Kaiserin, rechts von ihr der Oberst v. Villaume, Militärattaché in Petersburg, der mit uns gekommen war. Dann Lyncker und auf der anderen Seite der Flügeladjutant Sr. Majestät v. Scholl. Das war die ganze Tafelrunde. Der Kaiser war sehr lebhaft und angeregt, sprach viel. Er sieht sehr gut aus. Das Gesicht ist markierter geworden und männlicher, die großen blauen Augen noch größer wie früher. Gegen Ende des Merus sagt die Kaiserin: »Du, Wil-

Reihenmarsch an. Baby hat noch kein Gewehr und versucht, ohne dies Tritt zu halten, wird aber von den Brüdern als Posten zur Seite gestellt, wodurch er unschädlich gemacht wird. Nun läßt Onkel Helmuth die drei Ältesten antreten und Wendungen machen, die gewissenhaft ausgeführt werden, dann marschieren sie unter dem Kommando von Bissing, der als Kavallerist Kavalleriekommandos abgibt und dafür von dem kleinen Kronprinzen rektifiziert wird. Dann wird Wache gemacht und an den Kaiser die Aufforderung gerichtet: »Papa, geh' einmal vorbei, damit wir heraustreten können.« Schließlich wird Villaume arretiert, einer geht vorne, einer hinten mit gespanntem Gewehr. Er reißt aus, die beiden hinterher, er wird am Kopf verwundet (natürlich fingiert) und muß sich mit seinem Taschentuch verbinden. Dann wird er an die Wand gestellt und zwei Stühle vor ihm, so ist er im Schilderhaus gefangen. »Du darfst als Gefangener nicht rauchen«, sagt Nr. 1, er muß seine Zigarette wegwerfen. — Die Kaiserin sieht mit seligem Lächeln auf ihre hübschen Kinder, deren Wangen glühen und deren Augen vor Vergnügen strahlen. — So geht die Zeit hin, bis ich plötzlich sehe, wie mir ein Lakai energisch zuwinkt. Es ist Zeit abzufahren. Ich avertiere Onkel Helmuth, der nicht weg will, bis ihm der Kaiser zu Hilfe kommt und ihm Adieu sagt. »Es war sehr lebenswürdig von Ihnen, daß Sie herausgekommen sind.« Mir gibt er wenigstens dreimal die Hand: »Adieu, lieber Julius, grüßen Sie Ihre Frau schön.« Auch die Kaiserin gibt mir die Hand und sagt mir dasselbe: »Grüßen Sie Ihre Frau herzlich.« — Onkel Helmuth ist in heiterster Dejeunerstimmung, hält Frl. v. Gersdorff für die Kaiserin, will ihr die Hand küssen und fragt dann: »Wo ist die Prinzeß?« Dabei steht die Kaiserin einen Schritt hinter ihm und sagt:

wo Onkel Helmuth sich einschrieb. — Heute abend sollen wir zum Zapfenstreich, morgen um 7 Uhr zum Diner, übermorgen nach Babelsberg.

Generalstab Berlin, 13. August 1889.

Wir waren gestern abend im Schloß zum Zapfenstreich, der wunderhübsch war und in allen seinen Teilen außerordentlich glückte. Der Kaiser von Österreich sagte Onkel Helmuth, daß er ihn zum Chef des 71. Regiments (österr.) gemacht habe. Ich stand zu weit, um genau verstehen zu können, hörte aber, daß von Regiment pp. die Rede war, und sah auch, daß Onkel Helmuth eine seiner zweifelhaften Verbeugungen machte, die er immer macht, wenn er nicht recht verstanden hat. Der Kaiser von Österreich stand eine Weile mit etwas verlegenem Gesicht vor ihm und ging dann weg. Ich fragte nun Onkel Helmuth, ob ihm nicht der Kaiser ein Regiment verliehen habe, und er antwortete mir ganz gleichgültig: »Jawohl.« — »Welches denn?« »Ja, das hab' ich nicht verstanden.« Ich erkundige mich also bei dem österreichischen Flügeladjutanten, und er sagt mir, es ist das 71. Regiment, ein sehr schönes ungarisches Regiment. Der österreichische Militärbevollmächtigte geht nun zu Onkel Helmuth und gratuliert ihm und sagt, er freue sich so sehr, Onkel Helmuth nun als Mitglied der österreichischen Armee begrüßen zu können. Onkel Helmuth sieht ihn ganz wild an und sagt: »Was meinen Sie?« Er wiederholt es. Onkel Helmuth steht auf und sagt: »Mich? Wie meinen Sie das?« Steininger sagt: »Exzellenz, Se. Majestät der Kaiser hat Ihnen doch das 71. Regiment verliehen.« — »Mir? Denkt gar nicht dran.« — Schließlich kommt es heraus, daß er verstanden hat, der Kaiser von Österreich habe ihm erzählt, daß er unserem Kaiser ein Regiment ver-

Religion. Dann die Braunschweiger, dann die Württemberger, dann die Untertanen der übrigen kleinen Bundesstaaten, zuletzt die Elsaß-Lothringer, alle ihren besonderen Eid!

Generalstab Berlin, 24. November 1889.

Gestern haben wir eine recht mäßige Aufführung des Lohengrin gehört. E. mit zuletzt gänzlich versagender Stimme als Lohengrin und eine Frau P., die ich nach ihrer entsetzlichen Aussprache als Engländerin oder Amerikanerin taxiere, gab die Elsa. — Es war jammervoll. Diese Dame hatte einen riesigen Mund, den sie beim Singen so weit aufriß, daß man ihr mit dem Opernglas über eine gewaltige Zunge hinweg bis hinten in den Gaumen sehen konnte. Gleich wie sie anfang: »Mein armer Bruder!« schnappte ihr der Ton über, in allen Bewegungen war sie ungraziös, maniriert unnatürlich und unschön, von dem Wesen der Rolle hatte sie keine Ahnung, es war wirklich schrecklich. Das Orchester bald schleppend, bald in solcher Stärke, daß man von dem Gesang auf der Bühne gar nichts hörte, nur das Auf- und Zuklappen von Elsas riesigem Mund sah, wenn sie nicht gerade in Momenten der Erregung, die sie dadurch veranschaulichte, daß sie mit dem ganzen Kopf zwischen den hochgezogenen Schulterblättern verschwand, so daß man nur eine rote Perücke mehr sah, dem Publikum auch diesen Genuß entzog. Nein, unsere Oper ist wirklich geradezu haarsträubend miserabel.

Generalstab Berlin, 27. November 1889.

Onkel Helmuth und ich fahren morgen nach Prutz. — Wir haben jetzt eine recht interessante Lektüre, die Errichtung des deutschen Kaisertums durch Wilhelm I. von Heinrich von Sybel. Hübsch und in-

in das alle, auch das zu Hunderten auf den Dächern und in den Fenstern der umliegenden Häuser gedrängte Publikum (die Parade fand auf dem Kasernenhof der Marine statt) einstimmte. Dann folgte ein Gefechtsexerzieren einer Matrosen-Kompagnie mit Platzpatronen, was in dem von hohen Kasernen umgebenen Hof gewaltig knallte, und schließlich ein Frühstück im Marinekasino, bei dem der Kaiser eine lange Rede hielt. Der Admiral Goltz ließ dann Onkel Helmuth leben, indem er an ein Wort desselben erinnerte, das er gelegentlich der Anlage der Kieler Hafenbefestigungen gesprochen habe: »Sie sollen hinausfliegen, meine Herrn, damit Sie dies können, bauen wir Ihnen ein sicheres Nest, in das Sie zurückkehren können.« — Wir saßen gegen zwei Stunden bei Tisch, worauf wir ins Schloß zurückfuhren. Nachmittags versuchte Onkel Helmuth mit mir einen Spaziergang auf der vom Schloß am Hafen hinlaufenden Promenade, mußte denselben aber sehr bald wieder aufgeben, vertrieben von dem schneidenden Ostwind und den in Haufen uns folgenden Neugierigen.

Onkel Helmuth befindet sich sehr wohl. Er ißt mit einem riesigen Appetit und hat Interesse für alles.

Kiel, Königliches Schloß, 7. April 1891.

Gestern haben wir, leider bei schlechtem Wetter, kaltem Wind und anhaltendem, wenn auch nicht starkem Regen eine Tour nach dem im Bau befindlichen Nord-Ostsee-Kanal unternommen. Zunächst fuhren wir per Wagen nach einem kleinen, in der Nähe von Holtenau belegenen Ort, wo drei kleine Dampfer bereit lagen, uns aufzunehmen. Der Kaiser kam fünf Minuten nach uns an. Onkel Helmuth war in der Uniform des Seebataillons. — Wir schifften uns ein und fuhren zunächst auf dem alten Eider-Kanal los. Voran

beipassieren können. Es ist eine ganz gewaltige Arbeit, die zurzeit siebentausend Arbeiter und eine Unzahl von Maschinen, hauptsächlich Grund- und Trockenbagger, beschäftigt. Sehr interessant ist eine Strecke, wo der Kanal ein flüssiges Moor durchschneidet. Da hier die Böschungen bei einfachem Ausstechen immer wieder nachsinken und die Tiefe wieder füllen würden, werden zunächst auf beiden Seiten in der Breite des projektierten Ausstichs gewaltige Sand- und Kiesdämme geschüttet. Das Material wird von anderen Stellen entnommen, wo durch hohes Land durchgestochen wird. Beiderseits sind provisorische Eisenbahnschienen gelegt, auf denen mit kleinen Lokomotiven der ausgehobene Boden angefahren wird. Der Ausstich erfolgt meistens mit Trockenbaggern, die den Boden ausheben und direkt in die Eisenbahnloris schütten. Ist ein Waggon vollgeladen, schiebt sich der ganze Bagger, der ebenfalls auf Schienen geht, um einen Wagen weiter und ladet so einen Zug von zwanzig Wagen in etwa zehn Minuten voll. Der Zug fährt nun bis dahin, wo der Damm geschüttet werden soll, worauf alle Wagen an der Seite geöffnet und umgestürzt werden. Der auf diese Weise gebildete Damm sinkt in das flüssige Moor ein, das sich zwischen den beiden Dämmen vollständig heraushebt, von dem Druck derselben, und dann wird zwischen den so erst geschütteten Dämmen der eigentliche Kanal ausgestochen, dessen Ufer nun stehen. — An einer anderen Stelle sahen wir einen sogenannten Spritzbagger. Der arbeitet folgendermaßen: Er hebt vom Grunde unter Wasser den Boden aus, bringt ihn nach oben, wo er durch dieselbe Maschine, die gleichzeitig ein Wasserpumpwerk bewegt, mit Wasser zu einem ganz dünnen Brei gemischt wird, der dann wiederum

Bei der Stadt Rendsburg gingen wir durch die Schleuse des alten Eider-Kanals, die an beiden Seiten von Hunderten von Menschen besetzt war, und fuhren noch ein ganzes Stück auf die Untereider hinaus, drehten dann um und kamen um 5 Uhr in den auf dem Rendsburger Bahnhof bereitstehenden kaiserlichen Sonderzug, der uns nach Kiel zurückführte. — Heute morgen waren Onkel Helmuth und ich beim I. Seebataillon, wo er die Kaserne besichtigte und mit dem Offizierkorps frühstückte, auch ließ er sich mit den Herren zusammen photographieren, zu deren größter Freude. — Dann fuhren wir spazieren und kamen um 1 Uhr zum Frühstück ins Schloß zurück. Nach demselben waren wir auf der »Moltke«, die heute morgen in Dienst gestellt wurde, wo wir eingehend das ganze Schiff besichtigten, das in drei Tagen in See gehen soll. — Es ist ein schönes stolzes Schiff mit 3 Masten und 2 Schrauben, ganz weiß gestrichen, führt 12 schwere Geschütze und 430 Mann Besatzung. Unter dem Bugsprit ist Onkel Helmuths Kopf in riesiger Größe angebracht und die Mannschaft trägt den Namen »Moltke« auf der Mütze.

* Neues Palais, 15. Mai 1891.

Der Kaiser war sehr gnädig und gütig gegen mich, ich mußte ihm noch viel von Onkel Helmuth erzählen. Ebenso die Kaiserin.

Berlin, 7. November 1891.

Um 5 Uhr hatte der Kaiser sich bei dem Reichskanzler zu Tisch angesagt, und wir fuhren um 4¹/₄ Uhr mit Sonderzug nach Berlin. Ich aß zum erstenmal in den Räumen, in denen mir noch der Geist des gewaltigen Vorgängers zu wehen schien. Was haben

rich hat ihr Fuß gewandelt. — Leider reicht meine Zeit nicht aus, um alles zu schildern. Der Großherzog sagte mir aber gestern: »Sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin, ich lüde sie ein, mit Ihnen zusammen mich auf der Wartburg zu besuchen. Grüßen Sie sie sehr von mir.«

Weimar, 10. Oktober 1892.

Die wenigen freien Stunden, die mir blieben, habe ich benutzt, um mir das Goethe-Haus und die von ihm eingerichtete Bibliothek anzusehen. Das Sterbezimmer, ein kleiner, nach dem Garten zu belegener Raum, in dem ein Bett mit groben Laken, der vor dem stehende Lehnstuhl, in dem Goethe starb, sein ganz kleiner Waschtisch mit einfachster Waschschüssel und einem braunen irdenen Wassergefäß stehen, ist völlig so erhalten, wie es war. Ein feierliches Gefühl überkommt einen, wenn man in dieses Kämmerchen eintritt, in dem nicht einmal ein Ofen steht, und dies schmucklose, fast ärmliche Zimmer betrachtet, in dem einer der größten Geister sich von der irdischen Hülle loslöste. Das danebenliegende Arbeitszimmer zeigt dieselbe Einfachheit. Steife gradlinige Möbel ohne jede Verzierung, ohne jeden Komfort. Die reichbelebte geistige Welt, in der er lebte, ließ ihn wohl keinen Wert auf die Äußerlichkeiten legen. Gerne hätte ich stundenlang in diesen Räumen gewelt, in denen alle von ihm angelegten und selbst geordneten Sammlungen aufbewahrt werden, aber die Zeit war knapp bemessen, und ich mußte mich mit flüchtigem Durchwandern begnügen.

Berlin, 15. Dezember 1892.

Daß Du offenen Sinn hast für die schönen alten Erinnerungen, an denen Weimar so reich ist, weiß

auch durch die berühmte Porta nigra, eins der schönsten Bauwerke altrömischer Zeit. — Heute morgen sind wir von Koblenz nach Metz gefahren, wo großer Feldgottesdienst stattfand. Dann ritten wir mit dem Kaiser an der Spitze der gesamten Garnison nach Metz hinein bis auf die Esplanade, wo der Kaiser unter dem Denkmal des alten Kaisers Wilhelm die Truppen an sich vorbeimarschieren ließ.

Man hat von dort oben einen herrlichen Blick auf das Moseltal und die dahinter liegende imposante Höhe des Mont St. Quentin, ein großartiges Panorama. — Die Beteiligung der Bevölkerung in Metz war mäßig, es waren nicht allzuviel Leute auf den Straßen. Die Fenster dünn besetzt, von der Landbevölkerung fast nichts zu bemerken, dennoch wurde mir gesagt, daß die Beteiligung eine viel regere sei, als beim letzten Kaiserbesuch.

Von Kurzell bis hier ans Schloß fährt man keine zehn Minuten. — Die ganze Chaussee war dicht besetzt mit Schulen, Vereinen pp., alle mit deutschen Fahnen und Fähnchen, aber natürlich alles gelieferte Ware. Hier war auch ein größerer Teil der Landbevölkerung zusammengeströmt, der sich spontan an den Huldigungen beteiligte.

Schloß Urville, 5. September 1893.

Heute haben wir den ersten Manövertag gehabt. Die Übungen sind sehr interessant. Es klingt merkwürdig, wenn der Kaiser an einer Gruppe Landleute vorbeikommt und dieselben mit Begeisterung vive l'empereur rufen. — Die frische und schöne Erscheinung des Kaisers wirkt sichtlich auf die Leute. Alles spricht hier französisch, und die Leute sehen aus wie Stockfranzosen, Blusen, Jabots und weiße Hosen.

nigs nach dem Berliner Schloß, Portal 5, bestellt, um daselbst bei der erwarteten Ankunft des Fürsten Bismarck anwesend zu sein. Es waren zugegen der Kommandant des Hauptquartiers, General v. Plessen, die Flügeladjutanten Kapitän zur See v. Arnim, Oberstleutnant v. Scholl, v. Arnim II, v. Moltke, Major v. Jakobi. Der Oberst v. Kessel, Kommandeur des 1. Garde-Regiments, war ebenfalls von Sr. Majestät zum Empfang befohlen worden. Außerdem die Kabinettschefs General v. Hahnke, Admiral v. Senden, Geheimer Kabinettsrat v. Lucanus. Um dem Empfang den Charakter des Militärischen zu wahren, hatte Se. Majestät befohlen, daß die Offiziere im Dienstanzug, Achselstücke und hohe Stiefel, erscheinen sollten. Der Flügeladjutant Major Graf Moltke, den der Kaiser drei Tage vorher mit einem Handschreiben, in dem er den Fürsten einlud, als sein Gast nach Berlin zu kommen, nach Friedrichsruh geschickt hatte, war für die Anwesenheit des Fürsten zu ihm kommandiert und erwartete mit Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Heinrich von Preußen, dem Kommandanten Oberst v. Natzmer und dem Gouverneur, Generaloberst v. Pape, die Ankunft des Fürsten auf dem Lehrter Bahnhof. Zur Vertretung des Grafen Moltke, welcher den II. Dienst bei Sr. Majestät hatte, war ich kommandiert. Ich kam um 12 Uhr ins Schloß. Vor dem Brandenburger Tor und Unter den Linden wogte bereits eine dichtgedrängte Menge, den Fürsten erwartend, und immer neue Scharen zogen auf der Charlottenburger Chaussee und aus den Nebenstraßen herbei. Überall sah man frohe, erwartungsvolle Gesichter. Das Wetter war schön, die öffentlichen Gebäude hatten auf Allerhöchsten Befehl geflaggt, viele Privathäuser waren festlich geschmückt. In der Einfahrt des Portals 1 im Schloß stand bei meiner An-

dem Wohnzimmer hinaus und in das Vorzimmer zu bringen, da der Geruch zu stark sei. Derselbe war in der Tat betäubend, die Fenster mußten geöffnet werden. Draußen vor der Rampe stand die Menge Kopf an Kopf, das dumpfe Brausen sich drängender Volksmassen tönte herein, man hörte das Stampfen der Pferde der berittenen Schutzmannschaft auf dem Asphalt. Die Mitte des Schloßplatzes war in breiter Ausdehnung frei gehalten, unter den Fenstern der Wohnung stand eine Kompagnie des 2. Garde-Regiments mit Fahne und Musik im Paradeanzug als Ehrenwache. Der Kaiser ging unruhig durch die Zimmer. Um ihn herum schleppten Bedienstete die Blumenkörbe und gingen Mädchen mit Staubbesen und Wischtuch, um Teppich und Möbel zu reinigen. Wir drückten uns in eine Ecke und sahen dem Gehaste zu. Endlich war Ordnung geschaffen und die Leute wurden hinausgejagt. Nach und nach fanden sich die zum Empfang Befohlenen ein. Sie schoben sich hin und her, keiner wußte, wo wir Aufstellung nehmen sollten, und alles flüsterte leise. Der Kaiser sprach diesen und jenen hastig an, hatte aber keine Ruhe, brach kurz ab und ging wieder in ein anderes Zimmer. Plötzlich schritt er rasch auf den Ausgang zu und ging durch das Portal auf den Schloßplatz hinaus. Arnim und ich folgten. Der Kaiser ging an den rechten Flügel der Ehrenkompagnie heran, bot derselben Guten Morgen und schritt die Front ab. Dann kehrte er ebenso rasch und ohne ein Wort zu sagen in das Schloß zurück. Dann befahl er, daß eine Sektion von der Schloßwache die Rampe besetzen und keinen Menschen auf dieselbe hinauflassen sollte. Dies geschah. Es war schon vorher kein Mensch auf der Rampe gewesen. Jetzt traf auch der Oberhofmarschall Graf zu Eulenburg ein, ebenso die

ein, daß der Fürst angelangt sei, daß in seiner Begleitung außer dem Dr. Schwenninger und dem Dr. Chrysander, die erwartet wurden, auch der Graf Herbert Bismarck sich befinde, der nicht erwartet wurde. Dem Kaiser war dies augenscheinlich unangenehm. Er befahl, daß der Graf Herbert im Vorzimmer bleiben und nicht mit dem Fürsten zu ihm hineinkommen solle. Das Hofmarschallamt war in großer Aufregung, wie man sich mit diesem unerwarteten *Fait accompli* abfinden solle. Der Fürst konnte jetzt jeden Moment eintreffen. Wir hatten im Vorzimmer Aufstellung genommen und blickten in gespannter Erwartung durch das Fenster. Jetzt hörte man brausenden Jubel von den Linden herauftönen. In die vor dem Schloß gestaute Menge kam Bewegung, alles schob und drängte nach vorwärts, alle Köpfe waren der Schloßbrücke zugewandt, über die in schlankem Trabe, mit in der Sonne blitzenden Kürassen, die voranreitende Eskorte daherkam, dahinter der große, geschlossene Galawagen, in dem der Fürst mit dem Prinzen Heinrich saß. Vor der Ehrenwache angekommen, schwenkte die Eskorte ab, der Wagen hielt, unterstützt von dem Prinzen Heinrich stieg der Fürst aus und ging auf den rechten Flügel der Kompagnie zu. Diese präsentierte, und in die jauchzenden Zurufe, den brausenden Jubel der Menge, die die Hüte schwenkte und mit Tüchern wehte, mischten sich die Klänge der Musikkapelle, die den Präsentiermarsch spielte. Während der Fürst mit seinem langsamen, schleppenden Schritt die Front der Kompagnie hinunterging, drückten wir die Nasen an die Fensterscheibe. Im Nebenzimmer, dessen Türen geschlossen waren, war der Kaiser allein. Was mag in diesem Augenblick durch die Seele des Monarchen gezogen sein, wie er den Mann, der ihm so bitter weh

Die Flügeltüren wurden geöffnet, und er trat über die Schwelle. Der Kaiser, welcher mitten im Zimmer stand, trat ihm rasch mit ausgestreckter Hand entgegen, die der Fürst, sich tief verneigend, mit beiden Händen ergriff. Da beugte der Kaiser sich vor und küßte ihn auf beide Wangen. Die Türen schlossen sich, die beiden waren allein. Draußen stand Kopf an Kopf. Die Menge war bis an die Rampe herangedrängt und schrie ihre unaufhörlichen Hochs, die Hüte wurden geschwenkt, mit den Tüchern gewinkt, und immer wieder erneuerten sich die Zurufe. Schließlich fing einer an »Deutschland, Deutschland über alles« zu singen, andere fielen ein, und bald scholl das Lied vielhundertstimmig empor, unterbrochen von immer wiederholten Hurras, sobald jemand sich am Fenster zeigte. — Nach etwa zehn Minuten öffnete der Kaiser wieder die Tür und befahl, daß die beiden ältesten Prinzen geholt werden sollten. Dann winkte er den Prinzen Heinrich hinein. Während Scholl ging, um die Prinzen zu holen, blieben wir im Vorzimmer im Gespräch mit dem Dr. Schwenninger und Herbert v. Bismarck. Dann kamen die Prinzen in der Uniform des 1. Garde-Regiments und mit dem Bande des Schwarzen-Adler-Ordens. Sie blieben etwa fünf Minuten im Zimmer des Fürsten und wurden dann von Scholl wieder zurückgeleitet. Nachdem abermals etwa zehn Minuten verstrichen waren, öffnete der Kaiser wieder die Tür, um uns zu entlassen. Sein Gesicht war hell und heiter, es lag auf demselben wie der Schimmer einer großen Freude. Während die übrigen Herren von den Hofmarschällen zum Frühstück hinausgeleitet wurden, gingen Arnim und ich auf das Adjutantenzimmer, um ebenfalls zu frühstücken. Dann zogen wir uns um zum Reiten. Der Kaiser hatte um 1½ Uhr die Reitpferde bestellt. Im Portal 1 stand noch

sere viertausend Meter abgaloppierten. Dann ging es in einem Galopp nach dem Brandenburger Tor durch den Tiergarten zurück. Der Kaiser war in sehr gehobener Stimmung. Er sprach lebhaft und scherzte mit uns. Er erzählte, wie er dem Fürsten beim Frühstück von seinem besten Rheinwein vorgesetzt und wie der ihm gemundet habe. Die begeisterten Ovationen, deren Gegenstand er geworden war, hatten ihn augenscheinlich tief ergriffen, und er freute sich des Sieges, den er über sich selbst gewonnen, des schwersten, den ein Mensch erringen kann. Von dem Augenblick an, wo wir uns dem Brandenburger Tor näherten, wo schon eine dichte Menge die Rückkehr des Kaisers erwartete, umbrauste uns wieder derselbe Jubel. Es war fast dunkel, wie wir im Schloß wieder anlangten.

Um 6 $\frac{1}{4}$ Uhr fand in den Räumen des Fürsten ein kleines Diner statt. Wie wir, dem Kaiser folgend, hinuntergingen, gab der Kaiser mir den Befehl, für den morgigen Tag, seinen Geburtstag, eine Ehrenkompanie zur Paroleausgabe nach dem Zeughaus zu bestellen. Ich ging auf unser Zimmer, um den Befehl auszufertigen. Wie ich wieder hinunterkomme, öffnet mir ein Lakai eine Tür, ich trete ein und stehe dem Kaiser gegenüber, der mit dem Fürsten und dem Prinzen Heinrich im Gespräch ist. Ich melde dienstlich, daß der Befehl ausgeführt sei, und stehe stramm neben der Tür. Indem sagt der Kaiser zum Fürsten: »Das ist der Oberstleutnant von Moltke, der lange Adjutant des verstorbenen Feldmarschalls war.« Der Fürst nickt freundlich und sagt: »Oh, ich kenne Herrn von Moltke, und habe ihn auch schon begrüßt.« Darauf sagt der Kaiser: »Die beiden« (womit er Cuno von Moltke und mich meint) »sind nämlich Vettern.« Wie ich nun wieder zum Zimmer hinauswischen will, in

beim Aussteigen behilflich, dann folgte der Kaiser. Beim Eintreten in die Bahnhofshalle gab der Kaiser dem Fürsten den Arm und führte ihn die Stufen hinab. Donnerndes Hurra der auf dem Perron versammelten Menschenmenge begrüßte beide. Vor dem Salonwagen nahm der Fürst Abschied von seinem Kaiserlichen Herrn, der ihn wieder auf beide Wangen küßte, er neigte sich über die Hand des Kaisers und führte sie an seine Lippen. Seine Augen waren feucht. Wie er eingestiegen und noch am offenen Fenster stand, sagte ihm der Kaiser: »Nun, lieber Fürst, werden Sie hoffentlich gut schlafen nach dem anstrengenden Tage.« Und dann fügte er noch hinzu: »Wenn ich im Februar nach Wilhelmshaven gehe, werde ich einmal in Friedrichsruh anfragen, ob ich Sie besuchen kann.« — Dann pfiff die Lokomotive und der Zug fuhr langsam hinaus, während der Fürst am Fenster stand und mit der Hand winkte. Das Gewölbe hallte wider von den Hurras der Leute, wie wir uns zur Rückfahrt wandten. Uns war den ganzen Tag hochzeitlich zumut gewesen.

Für Liza geschrieben von Helmuth.

Berlin, den 28. Januar 1894.

St. Petersburg, 17. November 1894.

Das ging alles so rasch und unerwartet, die Nachricht von dem Tode des Papas und unsere Abreise, an der sich nun nichts mehr ändern ließ. — Nun habe ich an der Bahre eines anderen Toten gestanden, an einer Bahre, um die sich noch einmal aller Pomp und Glanz des Irdischen entfaltet, bevor der stille Mann, der auf ihr ruht, in der Gruft beigesetzt werden wird, und zur selben Zeit liegt in Schweden der andere stille Mann, wohl noch auf seinem einfachen

Heiligenbild, das auf der Brust des toten Kaisers liegt, und draußen weint der traurige Himmel über die Stadt und über ganz Rußland.

St. Petersburg, 20. November 1894.

Die Beisetzung des verstorbenen Kaisers hat heute stattgefunden. Es war eine ergreifende Zeremonie, nur durch die Länge der Handlung etwas monoton. Die Feier dauerte zweieinhalb Stunden. Um 1/2,11 Uhr versammelten wir uns in der Peter-Pauls-Kirche, in deren Mitte der Sarkophag mit der Leiche aufgebahrt steht. Die Kirche ist nicht groß und die Tausende, welche der Feier beiwohnten, standen dicht gedrängt, ohne sich während der ganzen Zeit bewegen zu können. — Die zahlreiche Geistlichkeit in prunkvollen weißen Silberbrokatgewändern umstand den Sarg. — Der berühmte Chor sang in der ergreifendsten Weise, nie habe ich einen schöneren Gesang gehört, die Bässe von der Tiefe einer Orgel und dazwischen wehklagend weiche Sopranstimmen. Räucherwerk füllt den Raum und steigt in blauen Wolken zur hohen Wölbung hinan. Immer wieder erhebt der Priester seine tiefe Stimme, um Gott um Frieden für den Verstorbenen anzuflehen, und rhythmisch fällt der Chor in die Schlußworte ein. — Endlich nimmt die Familie Abschied von dem Toten. Zuerst die Kaiserin-Witwe, dann der junge Kaiser, dann alle Großfürsten und Großfürstinnen treten an den Sarg heran und küssen den Toten auf die Stirn. Dann wird der Sarg geschlossen und vom Kaiser und den Großfürsten von dem Sarkophag herabgehoben und bis dorthin getragen, wo er in die Gruft hinabgesenkt werden soll. Der Kaiser selber legt den Hermelinmantel über den Sarg, und langsam sinkt er in die Tiefe. — Das Gedränge beim Ausgang war fürchter-

Heute nachmittag bin ich zum erstenmal etwas in die Stadt gekommen, aber einen rechten Eindruck habe ich noch nicht erhalten. Es ist alles zu massig und groß und dabei alles in den ewigen dicken Nebel gehüllt, den selbst London nicht schöner aufweisen könnte.

St. Petersburg, 23. November 1894.

Den heutigen Tag haben wir benutzt, um uns zwei Sehenswürdigkeiten von Petersburg anzusehen, die Isaakskirche und den Marstall. Die erstere ist in ihrer Art ein Wunderbau. Sie liegt auf dem schönsten freien Platz der Stadt, die sie mit ihrer vergoldeten Kuppel hoch überragt. Da ganz Petersburg auf Sumpfboden steht, ist man genötigt gewesen, allen Gebäuden durch unzählige eingerammte Baumstämme eine feste Unterlage zu schaffen. Um den Prachtbau der Isaakskirche zu tragen, muß ein ganzer Wald von Mastbäumen nötig gewesen sein. Breite Granitstufen führen zu der Plattform hinan, auf welcher sie sich erhebt. Die beiden Haupteingänge gegen Nord und Süd werden durch zwei von Säulen getragenen Peristylen gebildet. Diese Säulen sind sechsundfünfzig Fuß hoch und sieben Fuß dick und bestehen jede aus einem einzigen Granitblock, der bis zur Glätte des Marmors poliert ist. Sie ruhen auf bronzenen Basen und tragen ein bronzenes korinthisches Kapitäl. Überhaupt ist die ganze Kirche durchweg aus Granit, Marmor und Erz gebaut, im Gegensatz zu den meisten übrigen Petersburger Kolossalbauten, die fast alle aus Backsteinen aufgemauert sind. Mächtige Türen aus Bronze mit reicher Hautreliefarbeit führen in das Innere der Kirche, das in seiner ganzen Anordnung an St. Peter in Rom erinnert. Nur ist dort die Kuppel von doppelt so großer Spannung wie hier. Entspre-

goldeter Prachtkutschen, meist aus der Zeit Katharinas II., zum Teil von Boucher und Pesne gemalt und mit Edelsteinen reich verziert, dann die Zeremonienwagen für den Transport der Regalien, von denen zehn ganz gleich sind, aus stark vergoldetem Silberblech und rotem Samt gebildet. Mitten unter dieser goldenen Pracht, die wirklich betörend wirkt, steht das einfache Coupé des Kaisers Alexander II., dessen ganzer Rückteil von der Bombe zersplittert ist, die unter dem Wagen kreperte, ohne den Kaiser zu verletzen, der erst der zweiten Bombe zum Opfer fiel. Eine ernste Mahnung für alle kommenden Herrscher!

St. Petersburg, 24. November 1894.

Wir haben heute morgen die hiesige Reitschule besucht, zu der wir gelangten, nachdem wir fast eine Stunde in der Irre gefahren waren. Die uns beigegebenen Lakaien sind das Stupideste, was denkbar ist, der meinige hat mich noch nicht ein einziges Mal richtig an Ort und Stelle gebracht. — Gegen Pferde und Kutscher verfährt man hier mit großer Rücksichtslosigkeit. Keinem Menschen, der ein Diner oder eine Abendgesellschaft besucht, fällt es ein, den Wagen nach Hause zu schicken, er bleibt einfach auf der Straße halten, der Kutscher, in seinen langen Pelz gehüllt, schläft auf dem Bock, indem er den Kopf gegen die Kante des Kutschkastens lehnt und die Pferde stehen mit gesenkten Köpfen regungslos da. — Von der drakonischen Strenge, mit der hier die Polizei gehandhabt wird, habe ich ein Beispiel erlebt. Ich hatte eines schönen Tages einen neuen Kutscher und auf meine Frage nach dem alten, erwiderte mir mein Lakai nur, der sei fortgeschickt. Am nächsten Tage las ich in der Zeitung unter der Rubrik: Tages-

nicht geritten, nur Schritt, Trab und Karriere. Auch hier war das Springen über die niedrige Hürde höchst mangelhaft. Oftmals mußte das vor dem Hindernis stützende Pferd durch Hiebe mit der ledernen Kosakenpeitsche, die jeder Reiter am Faustriemen trägt, hinübergebracht werden. — Es wurde dann noch ein Gestell in die Bahn gebracht, auf dem fingerdicke Weidenruten aufgesteckt waren. Die Offiziere ritten mit Rechtsauslage vom Fleck in der Karriere einzeln ab an dem Gestell vorbei, und es kam darauf an, im Vorbeijagen eine der Ruten mit dem Säbel zu durchhauen. Den meisten gelang dies Manöver, einige der Stäbe waren glatt wie mit dem Rasiermesser durchschnitten. Der Kommandeur der Reitschule, der vor einigen Wochen erst aus Hannover zurückgekehrt ist, wo er einem Kursus unserer Reitschule beige-wohnt hat, erzählte uns, daß er im vorigen Jahr achtzehn Pferde mit abgeschlagenen Ohren gehabt habe. Wenn der haarscharfe Säbel nicht sehr geschickt geführt wird, ist ein solches Malheur leicht erklärlich. Wir sahen dann noch einzelne, wohl besonders ausgesuchte Leute, auf alten Schulpferden voltigieren. Sie machten ihre Sache sehr gut, einer von ihnen hätte gleich im Zirkus als Jockeireiter auftreten können.

Nachdem die Vorstellung beendet war, fuhr ich nach der Kasan-Kathedrale, die berühmt ist wegen ihres ungeheuren Reichtums an gediegenem Silber. Die Kirche, ebenso wie die Isaaks-Kathedrale, im byzantinischen Stil erbaut, liegt auf einem freien Platz am Newski Prospekt, der größten Straße Petersburgs. Von beiden Seiten wird sie flankiert durch eine offene, halbkreisförmige Säulenkolonnade, einer Nachahmung der großen Kolonnade von St. Peter in Rom. Im Inneren hat sich die Vorliebe der Russen für Säulen Genüge getan, die auch in den privaten und öf-

einigt, wie hier. Hier sind die berühmtesten Meisterwerke der Malerei und Skulptur aller Lande in einer unermesslichen Reihe von Zimmern und Sälen verteilt, deren jeder selbst ein Kunstwerk an Schönheit und Geschmack ist. Es gibt keinen berühmten Maler, der hier nicht durch seine vorzüglichsten Schöpfungen vertreten wäre. Rubens, Raphael, Tizian, van Dyk, Ruisdael, Teniers, Wouwerman, Corregio und Murillo füllen ganze Säle aus, leider ist die Beleuchtung eine so schlechte, daß fast keins der erhebenden Meisterwerke zur vollen Geltung gelangt. — Um 2 Uhr war es schon so dunkel, daß man fast nichts mehr sah, der neblige, graue Himmel erstickt alles Licht. — Den Teil der Sammlungen, welcher die Antiken, die Mosaiken, Juwelen und geschnittenen Steine umfaßt, habe ich nicht gesehen, ich konnte von den Bildern nicht loskommen. — Sehr merkwürdig sollen auch die dort aufbewahrten Ausgrabungen von Kertsch in der Krim sein, wo vierhundert Jahre vor Christi griechische Kultur blühte, bis die Völkerwelle der Skythen und die tatarischen Horden sie hinwegspülte.

KABINETTSORDER.

Ich habe Sie heute zum Obersten befördert und gereicht es Mir zum Vergnügen, Ihnen dies hierdurch bekanntzumachen.

Neues Palais, den 18. August 1895.

Wilhelm R.

An Meinen dienstt. Flügeladjutanten, Oberstleutnant v. Moltke,
Kommandeur der Schloßgarde-Kompagnie.

Stettin, 7. September 1895.

Wir sind eben aus dem Schloß gekommen, wo wir Manöverbesprechungen gehabt haben. — Dies Leben, so ermüdend es ist, bekommt mir außerordentlich gut. Es ist mir immer, als ob meine Kräfte sich

aber ebenso unangenehm sein muß. Da mir der Exmittierte unbekannt war und blieb, schlief ich mit ziemlich ruhigem Gewissen auf dem bequemen Schlafsofa des breiten Wagens, das bei dem sehr langsamen Fahren des russischen Zuges ein vorzügliches Lager bot. Um 9 Uhr morgens war ich aus Rominten, um 11^{1/2} Uhr aus Trakehnen weggefahren, am nächsten Tage um 12 Uhr mittags lief der Zug mit einer Stunde fahrplanmäßiger Verspätung in Petersburg ein. Auf dem Bahnhof fand ich unseren Botschafter Fürst Radolin und den Militärattaché Hauptmann Lauenstein, die eine volle Stunde auf mich gewartet hatten. Der erstere sagte mir, daß ich von Seiten des Kaiserlich russischen Hofmarschallamts in dem Hôtel d'Europe als Gast Sr. Majestät einquartiert sei, und daß Hofwagen und Lakai zu meiner Verfügung gestellt wären. — Ich fuhr nun in mein Hotel, wo ich eine hübsche Wohnung, bestehend aus Vorzimmer, Salon und Schlafzimmer bereit fand, — dann in unsere Botschaft, um daselbst meinen Besuch zu machen und dort zum Frühstück zu bleiben. — Abends war ich mit Lauenstein zusammen in der Oper. Das riesige, soeben neu restaurierte Haus, macht einen prächtigen Eindruck, es ist in Weiß und Gold gehalten, Vorhänge und Draperien aus blauem Damast. Es wurde das Ballett Copelia gegeben, und da die Russen das Ballett besonders lieben, ist auf Ausstattung und Personal ein großer Wert gelegt. Nie habe ich ein dankbareres Publikum gesehen. Jede Leistung wurde mit Stürmen des Beifalls begrüßt, und viele Solotänze mußten wiederholt werden. — Am 30. September, dem folgenden Tage, war ich vormittags 11 Uhr zur Audienz bei Sr. Majestät dem Zaren angesagt. Ich hatte schon tags vorher an den Adjutanten des Großfürsten Wladimir, des

Nach wenigen Minuten des Wartens wurde ich durch einen Kammerdiener, den Graf Benckendorff damit beauftragte, bei Sr. Majestät angemeldet. Es war weder ein General, noch ein Flügeladjutant zu sehen. Der Kaiser soll so ziemlich ganz ohne militärische Umgebung leben; wie ich hörte, ist im Schloß außer dem Hofmarschall nur der Oberstallmeister und der Kommandeur des Leibkonvois anwesend. — Ich trat nun, ziemlich belastet, in das Arbeitszimmer Sr. Majestät. Ich war natürlich im Paradeanzug, hatte in der einen Hand den Helm und Säbel, in der andern den Brief unseres Kaisers, und unter dem Arm ein aufgerolltes Bild, das nach dem Entwurf unseres Kaisers von dem Professor Knackfuß ausgeführt und im Steindruck vervielfältigt ist. Dieses Bild sollte ich gleichzeitig mit dem Brief übergeben. Der Zar kam mir sogleich mit ausgestreckter Hand entgegen und sagte mir: »Ich freue mich, Sie hier zu sehen, wir kennen uns ja schon.« — Nachdem ich nicht ohne Schwierigkeit alle meine Gegenstände, zu denen noch der ausgezogene Handschuh der rechten Hand kam, in der linken konzentriert hatte, konnte ich die mir gütig dargebotene Hand annehmen. — Ich überreichte dann den Brief und gab sodann eine Erläuterung des Bildes, bei dessen Aufrollung auf einem Tisch Se. Majestät mir selber behilflich waren. — Das Bild zeigt eine Gruppe weiblicher Figuren, die im antiken Kostüm, in der Art der Walküren, auf einem Felsvorsprung stehen und über eine mit blühenden Städten, schiffbefahrenen Flüssen und beackerten Feldern bedeckte Ebene hinwegschauen. Sie stellen die europäischen Staaten vor. Im Vordergrund Deutschland, eng an dasselbe geschmiegt Rußland, zur Seite Frankreich, dahinter Österreich, Italien, England usw. — Vor ihnen steht mit der Hand in die Ferneweisend,

nicht wüßte, ob Se. Majestät, mein allergnädigster Herr, gerade diese Stadt im Auge gehabt habe, daß aber Moskau sicherlich ebenso bedroht sein würde wie jede andere europäische Stadt. — Nachdem das Bild besichtigt, hatte der Kaiser die Gnade, mich noch einer längeren Unterredung zu würdigen, und erteilte mir dann den Auftrag, das Antwortschreiben wieder an unseren Kaiser zurückzubringen. — Nachdem der Kaiser mich dann in gnädigster Weise verabschiedet, sagte er noch zu mir: »Sie wollen gewiß gerne die Kaiserin sehen, lassen Sie sich doch bei ihr anmelden.« Wie ich mich rückwärts zur Tür hinausdienerte, verlor ich einen Handschuh, der mir von dem Kammerdiener nachgebracht wurde. Ein abergläubischer Mensch würde hierin vielleicht ein Omen erblickt haben, was Gott und alle Heiligen verhüten wollen.

Ich ließ mich nun bei Ihrer Majestät anmelden. Nach kurzer Zeit wurde ich zur Kaiserin geführt, die mich ganz allein empfing. Es war auch hier keine Dame zugegen, und die Anmeldung erfolgte ebenfalls durch einen Kammerdiener. Die Kaiserin sah vortrefflich aus. Sie hatte frische Farben, strahlende Madonnaaugen und sah in ihrem faltigen Trauerkleide aus wie eine wahre Kaiserin. — Sie unterhielt sich sehr freundlich mit mir, ich mußte erzählen von dem Kaiser aus Rominten, von der Kaiserin und den Kindern, und wie sie mir zum Abschied die Hand reichte, führte ich sie mit der Empfindung an die Lippen, daß die Russen ihrem orthodoxen Gott wohl dankbar sein können, daß er einen solchen Lichtengel auf den Thron des Zarenreiches berufen hat. — Von hier fuhr ich nun zu dem Palais des Großfürsten Wladimir, wo Versen mich empfing und mich alsbald zu Sr. Kaiserlichen Hoheit führte der mich freundlichst he-

herrlichen Parkanlagen von Zarskoje Selo. — Auf die Herstellung der weitläufigen Anlagen ist eine ungeheure Mühe verwendet. Das Terrain ist durchweg sumpfig, nur auf einzelnen festen Inseln, die in dem morastigen Wiesenboden liegen, wachsen schöne Baumgruppen, die freilich schon fast durchweg das Laub verloren hatten. Alle Wege (und es sind meilenlange breite Chausseen, von doppelten Eichenalleen flankiert), sind aufgeschüttet. — Sobald man vom Wege herunterkommt, versinkt man im Sumpf. — Dennoch macht das Ganze, dem viele ausgedehnte Wasserspiegel Abwechslung verleihen, ein landschaftlich schönes Bild. Man fährt an vielen größeren und kleineren Schlössern vorüber, an den Kasernen der Gardekavallerie-Regimenter, an chinesischen Gebäudekomplexen, wo rachensperrende Drachen auf den Dächern und alte pensionierte Generale in den Häuschen sitzen und das Gnadenbrot des Zaren essen. Den Mittelpunkt bildet das große Palais der Kaiserin Katharina, die, wie Peter der Große Petersburg, so ihrerseits Zarskoje Selo aus dem Sumpf hervorgestampft hat. Die Front des mächtigen Schlosses ist wohl zweimal so lang wie die des Neuen Palais. Das niedrige Dach wird getragen von dicken weißen Säulen, zwischen denen enorme Karyatiden, ganz vergoldet, in Form des die Welt tragenden Atlas, sich unter der Last der Fenstersimse bücken. Zwei massive, hochragende Giebel unterbrechen die langgezogene Linie der Front, die zu beiden Seiten in kreisförmige Flügel ausläuft, an deren einen sich die griechische Kirche mit ihren vielen zwiebförmigen Kuppeln und hohen, blau gemalten Fenstern anschließt. Die mit dicker Goldbronze beschlagenen Kuppeln glänzen in der Sonne, und aus den marmorweißen Wänden treten die himmelblauen Fen-

Bahn, die überhaupt in Europa gebaut worden ist, und dadurch ein Unikum, daß ihre Spurbreite noch breiter ist als die der übrigen russischen Bahnen. Die hölzernen Stationsgebäude, die hölzernen Perons, die unendlich breiten, mit klapprigen Fenstern und schmutzigen, zerschlissenen Sitzsofas ausgerüsteten Wagen, machen den Eindruck, als ob seit Erbauung der Bahn nichts daran geändert und nie etwas repariert worden wäre. Und trotzdem ist dies die befahrenste Bahn, denn im Sommer strömt allnachmittäglich halb Petersburg hier heraus, um unter den taufeuchten, alten Bäumen auf den trockenen Wegen zu lustwandeln oder vor dem riesigen, aus Holz gebauten Musikpavillon zu sitzen, in dem von den besten Kapellmeistern täglich Konzerte gegeben werden. Es war fünf Minuten vor 3 Uhr, wie wir vor dem Bahnhofsgebäude hielten, das ungefähr aussieht, wie ein polnischer Ochsenstall. Um 3 Uhr ging der Zug, der mich nach Petersburg zurückbrachte.

Gestern abend habe ich wieder ein Diner unserer Botschaftsherren gehabt, diesmal aber waren wir unter uns. Graf Pückler, Du kennst ihn ja, und Herr v. Romberg haben sich auf den jenseits der Newa gelegenen Inseln gemeinsam eine Datsche gemietet, in deren kleinen Räumen sie ein gemütliches Sommerleben in friedlicher Ehe führen. Das andauernd gute Wetter gestattet ihnen noch draußen zu bleiben, obgleich die Saison längst vorbei ist. Beide hatten mich eingeladen, abends in ihrer Hütte zu speisen, und außer mir war noch Lauenstein und der erste Botschaftsrat, ein Herr von Tschirschky, dort. Lauenstein holte mich ab, und wir fuhren in meinem Hofwagen hinaus. Trotz des wahnsinnigen Tempos, in dem hier alles, und allen voran die kaiserlichen Wagen fahren, brauchten wir über eine halbe Stunde,

**Bericht über die Abschiedsaudienz bei Sr. Majestät
dem Kaiser von Rußland am 3. Oktober 1895.**

St. Petersburg, 3. Oktober 1895.

Am Vormittag des 2. Oktober erhielt ich durch Telegramm des Oberhofmarschalls Graf Benckendorff die Mitteilung, daß Se. Majestät der Kaiser mich am folgenden Tage, vormittags 11 Uhr, in Zarskoje Selo empfangen wollten.

Ich fuhr mit dem um 10 Uhr von Petersburg abgehenden sogenannten Hofzug am 3. Oktober nach Zarskoje Selo, wo ein Wagen für mich bereitstand. Wieder — wie bei meiner ersten Audienz — wurde ich, im Alexander-Palais angelangt, durch den Grafen Benckendorff in das Vorzimmer Sr. Majestät geführt und sofort bei Allerhöchstdemselben angemeldet. In dem Vorzimmer fand ich den Minister des Innern und einige Generale, die zum Vortrag befohlen waren, und denen ich durch Graf Benckendorff vorgestellt wurde. — Nach wenigen Minuten wurde ich zu Sr. Majestät hereinbefohlen.

Der Kaiser kam mir in lebenswürdigster Weise entgegen, reichte mir die Hand und fragte mich, wie mir Petersburg gefallen habe. Sodann fragte der Kaiser nach Ew. Majestät und ließen Sich von Allerhöchstdero Aufenthalt in Rominten erzählen. Nachdem das Gespräch sich eine Weile um Jagd gedreht, fand ich Gelegenheit, Sr. Majestät zu melden, daß ich am gestrigen Tage in der Peter-Pauls-Kathedrale gewesen und dort einen Kranz im Auftrage Ew. Majestät auf dem Grabstein des hochseligen Kaisers Alexander III. niedergelegt habe, was Se. Majestät augenscheinlich angenehm berührte.

Dann sagte der Kaiser, Sich der französischen Sprache bedienend, während Er bis dahin deutsch ge-

Dragomirow die Erlaubnis erteilt, nach Frankreich zu gehen, und ich werde in Zukunft vorsichtiger mit meinen Herren sein.«

Se. Majestät kamen sodann auf die französische Presse zu sprechen, äußerten Sich darüber, wieviel Unheil die Presse schon in der Welt angerichtet, und fuhren dann etwa fort: »Ich vermute, daß Se. Majestät in der Stille seines Jagdaufenthalts, wo keiner seiner Minister bei ihm war, erregt worden ist, durch die Lektüre der Zeitungsausschnitte, und ich kann dies vollkommen begreifen. Wenn man nur in dieser Form die Nachrichten aus Frankreich liest, so kann ich mir denken, daß die Nachrichten von dort alarmierend wirken müssen. Ich selber habe mir die Zeitungsausschnitte verboten, die man mir zuerst auch vorlegen wollte. Ich fürchte durch sie nur Kenntniss zu erhalten von einer bestimmten Richtung, die zu bestimmen in der Hand desjenigen liegt, der Ausschnitte auswählt und anfertigt. Ich lese statt dessen eine deutsche (ich glaube, es ist die Kölnische, die ich wenigstens im Zimmer Sr. Majestät liegen sah), eine französische — den Temps —, eine englische und eine russische Zeitung, — letztere nicht gern, denn sie taugen alle nichts, und indem ich so die verschiedenen Stimmen höre, suche ich mir mein Urteil selber zu bilden. Ich lege aber nicht zu viel Wert auf die Zeitungen, denn ich weiß, wie sie gemacht werden. Da sitzt irgendein Jude, der sein Geschäft dabei macht, wenn er die Leidenschaften der Völker gegeneinander aufhetzt, und das Volk, meist ohne eigenes politisches Urteil, hält sich an die Phrase. Deswegen werde ich auch die russische Presse nie freigeben, solange ich lebe. Die russische Presse soll nur schreiben, was ich will (und dabei stießen Se. Majestät wieder mit dem Zeigefinger auf den Tisch),

ser, daß ich die Ruhe aufrecht erhalten werde! Vorläufig haben die Franzosen Madagaskar auf dem Buckel. Sie können nicht anders, als um der Ehre willen diese Sache durchführen. Sie müssen neue Kredite fordern und neue Truppen hinschicken. Das wird sie gewiß noch ein Jahr beschäftigen, so lange können sie an nichts anderes denken. Und wenn das Jahr vorbei ist, so garantiere ich Sr. Majestät, daß sie dann auch ruhig sein werden und sich ferner ruhig verhalten werden. Es liegt mir außerordentlich viel daran, daß wir (Deutschland und Rußland) die guten Beziehungen zueinander aufrecht halten. Wir sind gegen Sie noch weit zurück, haben unendlich viel zu tun im Inneren. Wir produzieren hauptsächlich Getreide, Sie industrielle Waren, die wir austauschen müssen. Ein Krieg zwischen uns würde beiden Völkern unendliches Elend bringen.«

Ich sagte: »Ew. Majestät kennen meinen allergnädigsten Herrn selber gut genug, um zu wissen, daß Er in nichts anderem Seine Lebensaufgabe sieht, als darin, Seinem Volk eine friedliche Entwicklung zu ermöglichen.« Der Kaiser erwiderte: »Das weiß ich, und ich kann Sie versichern, auch ich will nichts von Krieg wissen, und werde streben, den Frieden zu erhalten, bis an das Ende meines Lebens. Ich will fortfahren in der friedlichen Politik meines verstorbenen Vaters.« — Auf den Brief Ew. Majestät zurückkommend, sagte der Kaiser dann noch: »Se. Majestät meinen, daß ich infolge des Trauerjahres keine Gelegenheit hätte, mich genügend zu orientieren. Ganz das Gegenteil ist der Fall. Gerade weil ich so still leben kann, habe ich mich eingehend mit allen Verhältnissen meines Reiches und der Politik beschäftigen können, und ich glaube mir das Zeugnis ausstellen zu können, daß ich fleißig gearbeitet und vor

wieder von Altona ab, und um 5 Uhr hielt der kaiserliche Sonderzug in Friedrichsruh. Der Fürst Bismarck erwartete die Ankunft Sr. Majestät. Im Überrock und Helm, ohne Paletot, stand die reckenhafte Gestalt des Altreichskanzlers auf dem Perron. Der Kaiser stieg rasch aus und begrüßte den Fürsten mit herzlichem Händedruck, er nötigte ihn, den Mantel umzunehmen, und nach kurzer Begrüßung des Gefolges und der mit dem Fürsten erschienenen Herren, Grafen Rantzau und Professor Schwenninger, schritten wir alle dem Hause zu. In der Tür desselben stand die Gräfin Rantzau und im Vorzimmer ihre beiden jüngsten Söhne.

Der Kaiser hatte für den Fürsten das illustrierte Werk über die deutsche Flotte von Wislicenus mitgebracht, und während er dasselbe aufschlug, um dem Fürsten die Zeichnungen zu erläutern, zogen wir uns in das Nebenzimmer zurück. Der Monarch und der Altreichskanzler blieben alleine. Sie saßen sich gegenüber, jeder in einem großen Fauteuil an dem runden Tisch des kleinen Salons, die große Mappe mit den Zeichnungen der Schiffe lag zwischen ihnen. Von dem, was da etwa drei Viertelstunden lang gesprochen wurde, hörten wir nichts, wir kamen bald in lebhafte Unterhaltung mit der Gräfin Rantzau. So verging die Zeit rasch, bis um 6 Uhr gemeldet wurde, daß serviert sei. Der Kaiser gab der Gräfin Rantzau den Arm, um sie in das anstoßende Speisezimmer zu führen, wohin wir alle folgten. Wir waren zwölf Personen an der Tafel. An ihrer Spitze saß der Kaiser, zu seiner Linken der Fürst, zu seiner Rechten die Gräfin Rantzau. Es folgten dann auf der Seite des Fürsten General von Plessen, Admiral von Senden, Kalckstein, Schwenninger, auf der Seite der Gräfin Exzellenz von Lucanus, Lyncker, Dr. Leut-

ren und wie sie sich im Gefecht gemacht hätten. Er erinnerte sich mit Vergnügen der prächtigen Erscheinungen der Garde-Landwehr, die an der Seinebrücke Posten gestanden hätten und zu denen die kleinen Franzosen mit scheuer Verwunderung aufgeblickt hätten. — Inzwischen war die lange Meerschampfeife des Fürsten gebracht worden, er setzte sich in einen Lehnstuhl an den Tisch, nahm das große Bernsteinmundstück zwischen die Lippen und zündete sie an dem Streichholz an, das Professor Schwenninger bereithielt. Der Kaiser, welcher jenseits des Tisches im Sofa saß, sagte zu mir, ich möchte mich neben den Fürsten setzen und ihm etwas vom Zaren erzählen. Ich setzte mich nun auf einen Stuhl dem Fürsten gegenüber und erzählte ihm, daß Se. Majestät mich vor einiger Zeit nach Petersburg geschickt hätten, um dem Zaren das Bild des Professors Knackfuß zu überreichen, und daß ich gefunden hätte, daß der Kaiser sich sehr zu seinem Vorteil entwickelt hätte. Der Fürst unterbrach mich sehr bald mit der Frage: »Was ist denn der Zar für ein Mann? Ich meine, würde er sich entschließen können, vom Leder zu ziehen?« Dabei machte er eine Handbewegung, als ob er das Schwert ziehen wollte. Ich erwiderte, daß nach meiner Ansicht der Zar hauptsächlich ein Gemütsmensch sei, worauf der Fürst sagte: »Damit wird er seine Gesellschaft nicht in Ordnung halten. Hat er denn wenigstens den Willen, Herrscher zu sein?« Ich erzählte nun, wie gelegentlich der Unterredung, die der Zar mir gewährt, das Gespräch auf die Presse gekommen sei, und wie der Kaiser dabei geäußert habe: »Ich werde die russische Presse nicht freigeben, solange ich lebe. Eine freie Presse richtet das größte Unheil an. Die russische Presse soll nur schreiben, was ich will, und im ganzen Lande soll

absolut oder konstitutionell regieren solle. — Ich sagte ihm: — „Solange Ew. Majestät die Garde haben, können Sie sich den Luxus dieses Experiments ja erlauben, — aber wenn einmal die Flut kommt, — dann ist es doch ganz gut, wenn ein Damm da ist, der zwischen Ihnen und dem Volk steht. Aber solange die Garde da ist, können Sie ja das Experiment machen.“ — Mit den fünfzigtausend Mann Garde konnte Paris beherrscht werden und damit Frankreich. Das waren lauter ausgesuchte Truppen, große, schöne Leute, die den Hut fürquer aufgesetzt hatten und die wußten, daß sie Paris beherrschten. Die Leute waren gut gestellt, — sie konnten bei einer Veränderung nur verlieren, — es konnte ihnen gar nicht besser gehen. — Wenn sie auf der Straße gingen, wichen sie keinem Menschen aus, sie gingen immer zu zweien — und wichen keinem beladenen Wagen aus.« — — Der Kaiser fragte: »Wer kommandierte doch das Gardekorps damals?« Der Fürst erwiderte: »Darauf kommt es gar nicht an. Der Kaiser konnte sich unter allen Umständen auf sie verlassen. Wer sie kommandierte, — darauf kommt es gar nicht an. Ich erinnere mich, daß wenn ich damals zum Vortrag ging, ich bisweilen einen verbotenen Weg benutzte. Wenn da einer von den kleinen Südfranzosen auf Posten stand, so sagte ich bloß: ‚Le ministre de Prusse‘, — wenn aber einer von den Gardisten dastand, so sagte der mir: ‚Cela m’est tout à fait égal‘.« — Alles lachte, und der Fürst lachte selber herzlich mit, mit großen, offenen Augen, und nur den Mund ein wenig verziehend, gleichsam wie erstaunt darüber, daß er einen Witz gemacht habe.

Der Fürst fuhr dann fort: »Ja, — also, — solange er diese fünfzigtausend Mann Garde hatte, da sagte ich Napoleon, könnte er das Experiment machen.

geführten reizenden Entwurf zu einem Bismarckdenkmal für Rudolstadt, der im Nebenzimmer auf dem Tisch stand. Auf einem Sockel ist der Fürst als Student sitzend dargestellt. Die geschmeidige Figur lehnt lässig in einem Sessel, ein Knie über das andere geschlagen; die herabgesunkene rechte Faust hält den Schläger. Jugendliche Kühnheit, gepaart mit sicherer Energie sprechen aus der Figur. Ein großer Hund strebt von unten an dem Sockel zu seinem Herrn empor. — Der Fürst nannte den Namen des Künstlers und erzählte, wie er sich dadurch hauptsächlich zur Annahme habe bewegen lassen, daß der Hund auf dem Halsband den Namen Ariel trage, — »und« — fügte er hinzu — »so hieß mein Hund damals. In meinem Alter«, — fuhr er dann fort, »muß man die Fluten im guten wie im schlimmen über sich ergehen lassen.«

Als ihm jemand sagte, die im guten könne er sich schon gefallen lassen, — sagte er: »Nein, gegen die schlimmen kann man sich wehren, aber gegen die guten ist man machtlos.«

Der Kaiser verabschiedete sich nun von der Gräfin Rantzau und ging, von dem Fürsten geleitet, zum Zuge. Nachdem er dem Alten wiederholt die Hand gedrückt, bestieg er den Zug, der sich alsbald in Bewegung setzte.

Der Fürst stand hochaufgerichtet da, die Hand zum militärischen Gruß an den Helm gelegt.

Palermo, 2. April 1896.

Der alte Graf Roger von der Normandie, der sein nordisches Schwert in diesen Boden stieß und ihm alle Wunder der edelsten Kunst entsprossen ließ, ist mir jetzt so vertraut, als hätte ich mit ihm zusammengelebt, und vor wenig Tagen noch ahnte ich nichts

übrigen ist die Tour selbst unglaublich öde, man fährt sechsunddreißig Stunden lang durch Sumpf und verkümmertes Holz, sieht elende Hütten auf flacher Gegend und könnte meinen, immer am selben Ort zu sein, so sehr gleicht ein Teil der weiten Landschaft dem andern. Seit heute morgen, wo wir Smolensk um 5 Uhr passierten, hat es geregnet, stellenweise etwas geschneit.

In Warschau — gestern morgen — meldete sich der Ehrendienst, ein General Graf Puschkin und ein Admiral Fürst Scharawskoy beim Prinzen Heinrich. Wir wechselten hier den Zug, da wir von dort ab auf die breitspurige russische Bahn kamen. Der russische Sonderzug, der uns von dort ab gestellt wurde, war bequem und gut eingerichtet, hatte aber furchtbar schlechte Achsen, so daß wir entsetzlich gerüttelt worden sind. — Nun sind wir in unserem Quartier, einem hübschen Hause, das einem reichen Kaufmann gehört und von ihm gemietet worden ist. Wir wohnen hier: General v. Villaume, General v. Bülow, Klinckowström und ich. Von den Besitzern ist kein Mensch da. Der Prinz wohnt uns schräg vis-à-vis. — Außer Wasser und Schmutz habe ich bis jetzt von Moskau nichts gesehen.

Moskau, 20. Mai 1896.

Wir waren gestern nachmittag im Petrofsky-Palais, um uns beim Kaiser zu melden. Man fährt fast eine Stunde bis hinaus. In dem Palais wohnte Kaiser Napoleon bei seiner Anwesenheit in Moskau. — Der Kaiser und die Kaiserin empfingen beide unsere gesamte Deputation. Sie ist viel stärker geworden, sie sah sehr schön aus in einem einfachen, grauen Kleid. Der Kaiser sah sehr elend, blaß und angegriffen aus, es mag auch eine anstrengende Zeit für ihn sein. Beide Maje-

vorüberkommen sollte. Die Truppen, zirka fünfzigtausend Mann, bildeten Spalier auf dem ganzen acht Kilometer langen Wege bis zum Kreml. Draußen im Palais versammelten sich alle Suiten, die ein Gefolge von gegen dreihundert Reitern bildeten. Wir mußten fast drei Stunden warten, bevor der Zug sich in Bewegung setzte. Endlich kamen die Pferde, auf die wir gesetzt werden sollten. — Nun fuhren die goldenen, mit edlen Steinen geschmückten Kutschen für die Kaiserin und die Kaiserin-Mutter vor, jede mit acht Schimmeln bespannt, dann setzte sich der Kaiser zu Pferde. Er ritt ebenfalls einen Schimmel. Da wir uns gleich den Fürstlichkeiten anschließen mußten, die ihm unmittelbar folgten, sahen wir von dem Zuge nur einen Teil, um so interessanter war es, die Truppen und das Volk im Vorbeireiten zu sehen. Erstere sahen sehr gut aus. Die schönen Uniformen der Chevalier garde, der Garde à cheval, der Grenadiere zu Pferde, der Gardekosaken, die lange scharlachrote Röcke tragen, der Uralschen Kosaken, die himmelblau angezogen sind, mit blauen Lanzen und dito Schabracken, leuchteten in der Sonne. Dann kam das Paulowsksche Grenadier-Regiment, mit Grenadiermützen, in das zur Erinnerung an den Kaiser Paul nur Leute mit Stumpfnasen eingestellt werden, schließlich das Preobratschenske Regiment, das unserem 1. Garde-Regiment entspricht. — Die ganze lange Straße war dick mit Sand bestreut, zu beiden Seiten standen die Tausende, die herbeigeströmt waren, um zu schauen. Alle Bäume saßen voll Menschen, es sah aus, als ob sie mit riesigen Raupen bedeckt wären. — Alles Volk stand entblößten Hauptes da und rief seinem Väterchen ein rollendes Hurra zu. Die Begeisterung leuchtete den Leuten aus den Augen. Wahrhaft imposant war der Blick auf die Straße der

nere des Kremls. — Hier wurde vom Pferde gestiegen, und nun betrat das Kaiserpaar die beiden inneren Kirchen nacheinander, um eine kurze Andacht zu verrichten. Damit war die Zeremonie für uns beendet.

Abends waren wir in der Oper und machten dann eine Rundfahrt durch die illuminierte Stadt. Was illuminieren heißt, habe ich erst hier kennen gelernt. Tausende und Abertausende von bunten Glaslämpchen bedecken die Gebäude. Ganze Kirchen ragen, aus Licht bis zur höchsten Turmspitze gebaut, in den dunklen Nachthimmel, ein feenhafter Anblick. Mitten durch die dichtgedrängte Menge führen wir. Man hört kein lautes Wort, kein Schreien, kein Schimpfen. Alles macht dem Hofwagen als selbstverständlich Platz, viele Leute ziehen den Hut und machen tiefe Verbeugungen, während unser Wagen sie zur Seite drängt!

Moskau, 25. Mai 1896.

Jetzt haben wir angefangen, uns Kirchen, Galerien und andere Sehenswürdigkeiten anzusehen. Ich versuche meine Eindrücke, wenn auch nur in skizzenhafter Form, in meinem Tagebuch festzuhalten, aber sie stürmen so massenhaft auf mich ein, daß ich schwer Ordnung hineinbringe. Wir haben das Innere des Kremls wenigstens zum Teil gesehen. Der Kreml ist eine Stadt für sich mit zwei großen Schlössern, Kaserne, Arsenal, fünf bis sechs Kirchen, drei Klöstern, Kavalierhäusern, Stallungen usw. Das Ganze umschlossen von hoher, kremelierter Mauer mit fünf Toren. Hier ist das Heilige Tor, das Sspassky Tor, durch das kein Russe bedeckten Hauptes gehen darf. Vor demselben stets eine dichtgedrängte Menge Pilger, armes Volk, das aus dem weiten Zarenreich zusammenströmt, um im heiligen Moskau seine An-

absolut oder konstitutionell regieren solle. — Ich sagte ihm: — „Solange Ew. Majestät die Garde haben, können Sie sich den Luxus dieses Experiments ja erlauben, — aber wenn einmal die Flut kommt, — dann ist es doch ganz gut, wenn ein Damm da ist, der zwischen Ihnen und dem Volk steht. Aber solange die Garde da ist, können Sie ja das Experiment machen.“ — Mit den fünfzigtausend Mann Garde konnte Paris beherrscht werden und damit Frankreich. Das waren lauter ausgesuchte Truppen, große, schöne Leute, die den Hut fürquer aufgesetzt hatten und die wußten, daß sie Paris beherrschten. Die Leute waren gut gestellt, — sie konnten bei einer Veränderung nur verlieren, — es konnte ihnen gar nicht besser gehen. — Wenn sie auf der Straße gingen, wichen sie keinem Menschen aus, sie gingen immer zu zweien — und wichen keinem beladenen Wagen aus.« — — Der Kaiser fragte: »Wer kommandierte doch das Gardekorps damals?« Der Fürst erwiderte: »Darauf kommt es gar nicht an. Der Kaiser konnte sich unter allen Umständen auf sie verlassen. Wer sie kommandierte, — darauf kommt es gar nicht an. Ich erinnere mich, daß wenn ich damals zum Vortrag ging, ich bisweilen einen verbotenen Weg benutzte. Wenn da einer von den kleinen Südfranzosen auf Posten stand, so sagte ich bloß: ‚Le ministre de Prusse‘, — wenn aber einer von den Gardisten dastand, so sagte der mir: ‚Cela m’est tout à fait égal‘.« — Alles lachte, und der Fürst lachte selber herzlich mit, mit großen, offenen Augen, und nur den Mund ein wenig verziehend, gleichsam wie erstaunt darüber, daß er einen Witz gemacht habe.

Der Fürst fuhr dann fort: »Ja, — also, — solange er diese fünfzigtausend Mann Garde hatte, da sagte ich Napoleon, könnte er das Experiment machen

geführten reizenden Entwurf zu einem Bismarckdenkmal für Rudolstadt, der im Nebenzimmer auf dem Tisch stand. Auf einem Sockel ist der Fürst als Student sitzend dargestellt. Die geschmeidige Figur lehnt lässig in einem Sessel, ein Knie über das andere geschlagen; die herabgesunkene rechte Faust hält den Schläger. Jugendliche Kühnheit, gepaart mit sicherer Energie sprechen aus der Figur. Ein großer Hund strebt von unten an dem Sockel zu seinem Herrn empor. — Der Fürst nannte den Namen des Künstlers und erzählte, wie er sich dadurch hauptsächlich zur Annahme habe bewegen lassen, daß der Hund auf dem Halsband den Namen Ariel trage, — »und« — fügte er hinzu — »so hieß mein Hund damals. In meinem Alter«, — fuhr er dann fort, »muß man die Fluten im guten wie im schlimmen über sich ergehen lassen.«

Als ihm jemand sagte, die im guten könne er sich schon gefallen lassen, — sagte er: »Nein, gegen die schlimmen kann man sich wehren, aber gegen die guten ist man machtlos.«

Der Kaiser verabschiedete sich nun von der Gräfin Rantzau und ging, von dem Fürsten geleitet, zum Zuge. Nachdem er dem Alten wiederholt die Hand gedrückt, bestieg er den Zug, der sich alsbald in Bewegung setzte.

Der Fürst stand hochaufgerichtet da, die Hand zum militärischen Gruß an den Helm gelegt.

Palermo, 2. April 1896.

Der alte Graf Roger von der Normandie, der sein nordisches Schwert in diesen Boden stieß und ihm alle Wunder der edelsten Kunst entsprossen ließ, ist mir jetzt so vertraut, als hätte ich mit ihm zusammengelebt, und vor wenig Tagen noch ahnte ich nicht

übrigen ist die Tour selbst unglaublich öde, man fährt sechsunddreißig Stunden lang durch Sumpf und verkümmertes Holz, sieht elende Hütten auf flacher Gegend und könnte meinen, immer am selben Ort zu sein, so sehr gleicht ein Teil der weiten Landschaft dem andern. Seit heute morgen, wo wir Smolensk um 5 Uhr passierten, hat es geregnet, stellenweise etwas geschneit.

In Warschau — gestern morgen — meldete sich der Ehrendienst, ein General Graf Puschkin und ein Admiral Fürst Scharawskoy beim Prinzen Heinrich. Wir wechselten hier den Zug, da wir von dort ab auf die breitspurige russische Bahn kamen. Der russische Sonderzug, der uns von dort ab gestellt wurde, war bequem und gut eingerichtet, hatte aber furchtbar schlechte Achsen, so daß wir entsetzlich gerüttelt worden sind. — Nun sind wir in unserem Quartier, einem hübschen Hause, das einem reichen Kaufmann gehört und von ihm gemietet worden ist. Wir wohnen hier: General v. Villaume, General v. Bülow, Klinckowström und ich. Von den Besitzern ist kein Mensch da. Der Prinz wohnt uns schräg vis-à-vis. — Außer Wasser und Schmutz habe ich bis jetzt von Moskau nichts gesehen.

Moskau, 20. Mai 1896.

Wir waren gestern nachmittag im Petrofsky-Palais, um uns beim Kaiser zu melden. Man fährt fast eine Stunde bis hinaus. In dem Palais wohnte Kaiser Napoleon bei seiner Anwesenheit in Moskau. — Der Kaiser und die Kaiserin empfangen beide unsere gesamte Deputation. Sie ist viel stärker geworden, sie sah sehr schön aus in einem einfachen, grauen Kleid. Der Kaiser sah sehr elend, blaß und angegriffen aus, es mag auch eine anstrengende Zeit für ihn sein. Beide Maje-

vorüberkommen sollte. Die Truppen, zirka fünfzigtausend Mann, bildeten Spalier auf dem ganzen acht Kilometer langen Wege bis zum Kreml. Draußen im Palais versammelten sich alle Suiten, die ein Gefolge von gegen dreihundert Reitern bildeten. Wir mußten fast drei Stunden warten, bevor der Zug sich in Bewegung setzte. Endlich kamen die Pferde, auf die wir gesetzt werden sollten. — Nun fuhren die goldenen, mit edlen Steinen geschmückten Kutschen für die Kaiserin und die Kaiserin-Mutter vor, jede mit acht Schimmeln bespannt, dann setzte sich der Kaiser zu Pferde. Er ritt ebenfalls einen Schimmel. Da wir uns gleich den Fürstlichkeiten anschließen mußten, die ihm unmittelbar folgten, sahen wir von dem Zuge nur einen Teil, um so interessanter war es, die Truppen und das Volk im Vorbeireiten zu sehen. Erstere sahen sehr gut aus. Die schönen Uniformen der Chevalier garde, der Garde à cheval, der Grenadiere zu Pferde, der Gardekosaken, die lange scharlachrote Röcke tragen, der Uralschen Kosaken, die himmelblau angezogen sind, mit blauen Lanzen und dito Schabracken, leuchteten in der Sonne. Dann kam das Paulowsksche Grenadier-Regiment, mit Grenadiermützen, in das zur Erinnerung an den Kaiser Paul nur Leute mit Stumpfnasen eingestellt werden, schließlich das Preobratschenske Regiment, das unserem 1. Garde-Regiment entspricht. — Die ganze lange Straße war dick mit Sand bestreut, zu beiden Seiten standen die Tausende, die herbeigeströmt waren, um zu schauen. Alle Bäume saßen voll Menschen, es sah aus, als ob sie mit riesigen Raupen bedeckt wären. — Alles Volk stand entblößten Hauptes da und rief seinem Väterchen ein rollendes Hurra zu. Die Begeisterung leuchtete den Leuten aus den Augen. Wahrhaft imposant war der Blick auf die Straße der

nere des Kremls. — Hier wurde vom Pferde gestiegen, und nun betrat das Kaiserpaar die beiden inneren Kirchen nacheinander, um eine kurze Andacht zu verrichten. Damit war die Zeremonie für uns beendet.

Abends waren wir in der Oper und machten dann eine Rundfahrt durch die illuminierte Stadt. Was illuminieren heißt, habe ich erst hier kennen gelernt. Tausende und Abertausende von bunten Glaslämpchen bedecken die Gebäude. Ganze Kirchen ragen, aus Licht bis zur höchsten Turmspitze gebaut, in den dunklen Nachthimmel, ein feenhafter Anblick. Mitten durch die dichtgedrängte Menge führen wir. Man hört kein lautes Wort, kein Schreien, kein Schimpfen. Alles macht dem Hofwagen als selbstverständlich Platz, viele Leute ziehen den Hut und machen tiefe Verbeugungen, während unser Wagen sie zur Seite drängt!

Moskau, 25. Mai 1896.

Jetzt haben wir angefangen, uns Kirchen, Galerien und andere Sehenswürdigkeiten anzusehen. Ich versuche meine Eindrücke, wenn auch nur in skizzenhafter Form, in meinem Tagebuch festzuhalten, aber sie stürmen so massenhaft auf mich ein, daß ich schwer Ordnung hineinbringe. Wir haben das Innere des Kremls wenigstens zum Teil gesehen. Der Kreml ist eine Stadt für sich mit zwei großen Schlössern, Kaserne, Arsenal, fünf bis sechs Kirchen, drei Klöstern, Kavalierhäusern, Stallungen usw. Das Ganze umschlossen von hoher, kremelierter Mauer mit fünf Toren. Hier ist das Heilige Tor, das Sspassky Tor, durch das kein Russe bedeckten Hauptes gehen darf. Vor demselben stets eine dichtgedrängte Menge Pilger, armes Volk, das aus dem weiten Zarenreich zusammenströmt, um im heiligen Moskau seine An-

gefärbt, als Zinnen und Spitzen in verwirrender Masse, ganz unmöglich, sie zu zählen. Im Hintergrunde liegen die dunkel bewaldeten Sperlingsberge, von denen aus Napoleon einst auf die Stadt blickte, die ihm so verhängnisvoll werden sollte; bis in die weiteste Ferne leuchten Klöster von Mauern umschlossen herüber. — Unaufhörlich durchtönt Glockenklang die Luft und auf den Straßen flutet ein gedrängtes Leben von Droschken, Drei- und Vier-spännern, alle Pferde nebeneinander gehend.

Heute morgen hatte der berühmte Li-Hung-Tschang Audienz beim Prinzen. Wir waren alle zugegen und wurden dem großen Chinesen vorgestellt. Die Unterhaltung ging per Dolmetsch. Ich interessierte ihn besonders wegen Onkel Helmuth. Er sieht äußerst interessant aus, ein kluges, geistvolles Gesicht. Die berühmte gelbe Jacke hatte er an. — Nachher haben wir die Wiege der Romanows, das alte Bojarenhaus besucht, in dem der Stammhalter des jetzt regierenden Geschlechts geboren wurde, höchst interessant. — Dann die wüdeste Ausgeburt architektonischer Phantasie, die Kirche Wassily-Blashenyi, die von Iwan dem Schrecklichen gebaut wurde. Ferner sahen wir eine Gemäldegalerie, in der nur russische Künstler vertreten sind, mit einem interessanten Porträt Tolstois.

Moskau, 27. Mai 1896.

Gestern fand die Krönung bei herrlichstem Wetter statt. Die Russen haben wirklich Glück mit diesen Veranstaltungen. Ebenso wie der Tag des Einzugs war es auch gestern am Krönungstage das herrlichste Wetter. Die Sonne brannte mit fast südlicher Glut vom wolkenlosen Himmel. — Bei Regenwetter würde auch die Krönung eigentlich gar nicht statt-

verkündeten Trompetenstöße, daß der Zug sich in Bewegung setze. Alles entblöbte die Häupter. Ein rollendes Hurra stieg aus den hundertsprachigen Kehlen der Massen, die in Erregung durcheinanderdrängten. Der ganze weite Hof, umsäumt von zahlreichen Tribünen, auf denen die hellen Toiletten der Damen schimmerten, dazwischen die leuchtenden Uniformen der spalierbildenden Truppen, das Ganze umstanden von den goldgedeckten Türmen und Kirchen und von der hohen Front des alten Zaren Schlosses und überflutet von glühendem Sonnenlicht, machte schon an und für sich einen zauberhaften Eindruck. — Und auf der mitten durch das Gewirre führenden roten Plankenbahn zog nun der Krönungszug in seiner ganzen orientalisch märchenhaften Pracht an uns vorüber nach der Kathedrale, an deren Portal der Metropolit von St. Petersburg, umgeben von der hohen Geistlichkeit mit dem heiligen Bilde der Mutter Gottes stand, um den Eingang des Kaiserpaares zu segnen. — Fast eine Viertelstunde dauerte es, bis der ganze Zug vorüber war. Da kam zuerst eine Abteilung Chevalier garde, dann die Pagen, die Zeremonienmeister, die Syndikate des ganzen Reiches, die Munizipalitäten, Delegierte des Adels, der Bürgerschaft, des Handelsstandes, der Künstlerschaft, dann endlose Kammerherren in goldüberladenen Uniformen, die Vertreter der Universitäten, der Ministerien, die Delegierten der verschiedenen Kosakenstämme, die Adelsmarschälle, die Generalsynode, die Senatoren, der Staatsrat, Herolde, die Schloßgarde, dann in feierlichem Pomp die Reichsinsignien, die Reichsfahne und Schwert, Krone, Zepter, Apfel, Mäntel usw., ein Peloton der Chevalier garde der Kaiserin, die Oberhof- und Hofmarschälle und endlich der Kaiser und die Kaiserin unter einem goldenen Baldachin

lichkeit, angejubelt vom ganzen Volk, bedeckt mit den Schätzen der Erde, ein höheres Wesen, in dessen Hand das Wohl und Wehe ungezählter Millionen liegt. — Dies Volk und dies Reich braucht eine solche äußere Schaustellung, und man tut weise daran, sie in allen Stücken nach altgeheiligttem Ritus aufrechtzuerhalten. Religion und Weltherrschaft sind hier so innig verschmolzen, daß keins vom anderen zu trennen ist, ohne daß beide sich verbluten. — Man muß dies alles gesehen haben, um zu begreifen, weshalb in Rußland die orthodoxe Kirche oft mit drakonischer Strenge durchgeführt wird, um zu verstehen, wie es möglich ist, dies endlose Reich, das vom ewigen Eis des Nordens bis zum ewigen Sommer des Südens reicht, in einem Gedanken zusammenzufassen und zu erhalten. Nur die absolute Gewalt, getragen von der allgemeinen orthodoxen Kirche, kann Rußland regieren, und jeder Riß zwischen diesen beiden Grundpfeilern würde das ganze riesige Gebäude zum Einsturz bringen.

Nachdem der Krönungszug alle Kirchen passiert, steigen Kaiser und Kaiserin die rotbelegte Freitreppe zum Schloß hinauf. Oben angekommen, wandten beide sich um und grüßten das Volk mit dreimaliger Verbeugung. Die beiden Majestäten sahen prächtig aus, die edlen Steine auf ihren Häuptern blitzten in der Sonne, die Figuren umwallten die weiten Falten der Hermelinmäntel, es schien, als ob der Himmel einen segnenden Kuß über sie hinhauchte und alle die Tausende, die draußen auf den Knien gelegen hatten, während in der Kirche ihr Kaiser gesalbt wurde, jubelten zu dem Herrscherpaar hinauf, man fühlte sich umströmt von der Flut der Segenswünsche, der Begeisterung und der monarchischen Treue eines ganzen Volkes.

Es ist auch ganz unmöglich, den Eindruck wiederzugeben. Laß Deine Phantasie ins Ungemessene schweifen und Du wirst noch lange nicht die Wirklichkeit erreichen. Hier hört jedes Denken auf. Selbst wenn man diese Illumination sieht, hält man sie für unmöglich. Man faßt sich an die Stirn und fragt sich, ob man bei klarem Verstande ist oder ob man Fieberphantasien hat. Und drei Abende hintereinander soll sich dies Schauspiel erneuern! —

Moskau, 30. Mai 1896.

Der Trubel der letzten Tage war groß. Wir waren permanent unterwegs von morgens bis abends, ohne Pause. — Wir hatten große Gratulationscour, die Stunden dauerte. Einzeln vorbeidefilirt mit zwei Verbeugungen. Die Kaiserin reichte mir die Hand zum Kuß, nie habe ich einer Fürstin mit mehr Freude die Hand geküßt! — Gestern waren wir mit dem Prinzen Heinrich im Lager. Wir fuhren morgens nach dem Petrofsky-Palais, wo wir Pferde vom Marstall bekamen. Es war interessant, das Lager zu sehen, in dem drei Infanterie- und eine Kavallerie-Division sowie zwei Brigaden Artillerie liegen. Die Leute sind teils in Holzbaracken, teils in Zelten untergebracht. Wir ritten gegen drei Stunden durch das Lager. — Abends war Galaoper. Das riesige Haus sah prächtig aus. Die Ränge mit juwelengeschmückten Damen, das Parterre mit Offizieren besetzt. Brausendes Hurra und Nationalhymne begrüßte die Majestäten, die, gefolgt von allen Großfürsten und Prinzen, in die große Hofloge traten. — Es wurde ein Akt aus der Oper »Das Leben für den Zar« gegeben. Die Pracht der Kostüme war ungeheuer, wie überhaupt der Luxus, der hier entwickelt wird, alles hinter sich läßt, was ich bisher gesehen. Am Schluß wurde wieder die National-

werden wie ein ausgedienter Gaul, dem man widerwillig ein Gnadenbrot gibt, würde mir unerträglich sein. Dann lieber vorher von selber gehen. — So habe ich die Zuversicht zu mir selber, daß ich mein Examen als Regimentskommandeur gut bestehen und mir damit die Berechtigung erwerben werde, mit gutem Gewissen auf der militärischen Stufenleiter weiterzuklettern, solange Kraft und Gesundheit ausreichen.

Breslau, 6. September 1896.

Gestern morgen 6¹/₂ Uhr nach Brieg gefahren, wo wir warteten, bis der russische Sonderzug einlief. Wir wurden in einem sehr schön ausgestatteten Salonwagen verstaubt, wo wir die Bekanntschaft der russischen Begleitung machten. Nach einer halben Stunde erschienen der Kaiser und die Kaiserin, um uns zu begrüßen. Der Kaiser hatte die Uniform des Alexander-Regiments an, die ihn nicht besonders kleidet. Er sah blaß und kränklich aus, war sehr lebenswürdig und sprach mit jedem einzeln von uns. — Auf dem Bahnhof Breslau war großer Empfang, unser Kaiser und Kaiserin standen auf dem Perron. Die Begrüßung sehr herzlich, — Ehrenwache, ein Gewimmel von Fürsten, Prinzen, Generalen usw. — Wir begaben uns in das Landeshaus, wo wir eine Stunde hatten, um uns zur Parade fertig zu machen. Diese fand bei schönem Wetter statt. Der russische Kaiser führte das Alexander-Regiment zweimal sehr nett vorbei. Abends Paradediner und dann großer Zapfenstreich.

Die Anrede des Kaisers beim Diner wirst Du in der Zeitung gelesen haben, sie war sehr gut, maßvoll und doch warm. — Die Antwort des Zaren geben die Zeitungen nach russischer Redaktion etwas abgeschwächt wieder, er sagte wirklich: »Je remercie votre majesté et la ville de Breslau pour le bon accueil

um mein Regiment zu übernehmen. Ich komme gerade zum großen Korpsmanöver zurecht, fasse gleich zwei Biwaknächte und werde so mit einem Schlage mitten in die Praxis des Soldatenlebens hineinversetzt, die ich seit zwanzig Jahren nicht mehr kennengelernt habe. Ich bin Flügeladjutant geblieben. Daß ich das Regiment bekommen hätte, sagte mir der Kaiser am letzten Manövertage. Er war sehr gütig, sagte mir: »Nun, ich denke, der Zar wird mit dem neuen Kommandeur zufrieden sein.« — Nicht wahr, Du siehst ein, daß ich recht habe, wenn ich etwas »auf die Front« gedrängelt habe. Der Kaiser hat's mir nicht übel genommen, das fühle ich gut genug. Es wird sehr wunderbar für mich werden, wenn ich zum erstenmal den Degen vor der Front des Regiments ziehe und fünfundvierzig Offiziere und zweitausend Mann auf mein Kommando hören. Ich freue mich sehr darauf und besonders, daß ich gleich im Manöver führen kann.

St. Petersburg, 9. März 1897.

Durch meine Depesche hast Du gesehen, daß ich wohlbehalten hier angekommen bin. Ich hatte gerade Zeit, mich umzuziehen, um dann sofort wieder auf die Bahn und nach Zarskoje Selo zu fahren, da Se. Majestät der Kaiser mich noch am selben Nachmittag empfangen wollten. — Heute wurde ich von der alten Großfürstin Konstantin in einer langen Audienz empfangen und darauf von ihrem Sohn, dem Großfürsten Konstantin und dessen Gemahlin, einer Prinzessin von Anhalt — Morgen hat mich der Großfürst Wladimir zum Frühstück eingeladen.

St. Petersburg, 11. März 1897.

Die Woche geht so sachte hin, ich sitze unbeweglich hier und weiß noch nicht einmal wann ich über-

halb Liter Hoffmannsche Tropfen, wurde massiert und mit Prießnitzschem Umschlag behandelt. Nach einigen Stunden war der Anfall vorüber. — Übermorgen habe ich Regimentsbesichtigung, da kannst Du mir den Daumen halten, denn natürlich werde ich für meine Person besichtigt, damit meine Herren Vorgesetzten ein Urteil darüber gewinnen, wie töricht ich etwa bin.

Berlin, 3. Juli 1897.

Meine heutige Regimentsvorstellung ist sehr gut verlaufen. Der Divisionskommandeur und eine Menge Zuschauer waren zugegen. Die Kritik fiel sehr gut aus und alles war befriedigt. Ich habe dann meinen Offizieren Adieu gesagt und bin mittags hierher gefahren. Von hier geht es morgen früh weiter nach Travemünde. Ich kann es noch nicht verwinden, vom Regiment fortzumüssen.

Norwegen, Odde, 12. Juli 1897.

Gestern wurde Se. Majestät von einem herunterfallenden Tauende am Auge verletzt und am selben Nachmittags kam der Leutnant von Hahnke, der Sohn des alten General v. Hahnke, der auf der »Hohenzollern« im Dienst war, ums Leben. — Die Matrosen sagen, das ganze Unglück kommt daher, daß ein Pastor an Bord ist.

Die Verletzung des Kaisers ist eine ganz unbedeutende, die Sache wird in ein paar Tagen vorüber sein, er kommt heute schon wieder an Deck. — Das Unglück mit dem jungen Hahnke hat sich folgendermaßen zugetragen. Einige der Schiffsoffiziere wollten eine Partie nach dem zwanzig Kilometer von Odde entfernten Lotefoß machen. Hahnke und ein Leutnant v. Levetzow per Rad, ein anderer Offizier mit einem Beamten fuhr mit Karriol hinterher. Leut-

noch rasch mit der Hand an die Stange gegriffen, das Rad sei aber vorn an einen Prellstein gestoßen, habe sich überschlagen und der Herr sei kopfüber hinabgestürzt. Im Fallen habe er einen lauten Schrei ausgestoßen. Eine kurze Strecke abwärts sei er noch einmal aus dem Strudel aufgetaucht, habe beide Arme in die Luft geworfen und nochmals einen Schrei ausgestoßen, im selben Augenblick sei er verschwunden. — Seit gestern nachmittag wird der Fluß von Matrosen mit Netzen und Greifankern abgesucht. Heute sind hundertzwanzig Mann an der Arbeit, es ist keine Spur des Verunglückten gefunden. Wenn die beiden Jungen nicht wären, verschwand Hahnke von der Erde, ohne daß jemals ein Mensch gewußt hätte, wo er geblieben sei. — Der arme Vater, der in Karlsbad zur Kur ist, ist durch den ältesten Sohn, der telegraphisch benachrichtigt wurde, von dem Unglück unterrichtet. Der Kaiser, selber liegend, war tief ergriffen und will hier bleiben, bis die Leiche gefunden. Stahlheim usw. ist natürlich aufgegeben, und tiefe Niedergeschlagenheit herrscht auf dem ganzen Schiff.

O d d e, 14. Juli 1897.

Wir sind drei Tage hier geblieben, um Nachforschungen nach der Leiche des jungen Hahnke anzustellen. Es ist mit hundertvierzig Mann tagaus tagein gearbeitet worden, um sie zu finden, doch völlig resultatlos. Der reißende Gebirgsstrom, der ihn verschlungen, hat nichts wieder herausgegeben. Es sind in dem felsigen Flußbett so tiefe Wirbel und unterhöhlte Felsen, daß sie aller Versuche spotten, mit Greifankern usw. hinabzugelangen. So muß die Hoffnung aufgegeben werden, der Leiche ein Grab in deutscher Erde bereiten zu können, der Elf hält ihn fest und umrauscht ihn mit seinem kühlen Wasser in

ten über den Horizont herabsank, dann etwa zehn Minuten stehen blieb, das Schiff und die fernen Bergspitzen der Lofoten mit purpurnem Schein überflutete und dann wieder langsam emporstieg. — Der Fürst von Monako kam zu uns an Bord, um den Fang zu zeigen, den er mit seinem Schleppnetz gemacht hatte. Er brachte mehrere große Glasgefäße mit, in denen in Spiritus abermals eine Anzahl gräßlicher Tiere waren. Da waren große Seespinnen, mit Beinen so lang wie dieser Briefbogen hoch ist, Seegurken, die aussehen wie greuliche, dicke Blutegel, die vorne und hinten eine Öffnung haben, damit der Schlamm des Meeres durch sie hindurchfließen kann. Usw. usw. — Mit einem Wort, eine Sammlung von Gräßlichkeiten, die aber höchst interessant war. Man fragt sich, wozu alle diese Bestien existieren. Was ist die Absicht der Schöpfung mit ihnen? Wird man vielleicht zur Strafe schlechten Lebens später in eine Seegurke verwandelt und muß nun in tiefer Finsternis den Schlamm schlucken?

Auf der Fahrt nach Kiel, 1. August 1898.

Die Nachricht vom Tode des Fürsten Bismarck kam gestern morgen in Bergen an, ganz unerwartet, denn die Depeschen, die Se. Majestät über den Fürsten von Professor Schwenninger zuletzt erhalten hatte, lauteten durchaus beruhigend. So hatten wir keine Ahnung von dem, was ganz Deutschland wußte, daß es mit dem alten Recken zu Ende ging. Der Kaiser befahl nun die beschleunigte Rückkehr. — Die Depesche des Kaisers an den Sohn Bismarcks, in welcher derselbe sagt, daß er den Fürsten in der Hohenzollerngruft neben seinen Ahnen beisetzen wolle, wirst Du wohl schon in der Zeitung gelesen haben. Die Söhne antworteten dankend, daß der Fürst selber den Platz

kunft in Paris auf dem Bahnhof von einem eigens dazu geschickten Obersten en parade von dem Maison militaire des Präsidenten und einem höheren Zivilbeamten empfangen. Wir fanden zwei Wagen, die vom Elysée für uns gestellt waren. Gegen vierzig Polizisten waren aufgeboten, die einen ununterbrochenen Ring um uns bildeten und sofort jeden beim Kragen kriegten, der nur den Hals vorstreckte, um uns anzusehen! Einige Pfiffe ertönten aus der dichtgedrängten Menge, sonst blieb alles ruhig. —

Wir wollen jetzt ausfahren und auch in den Dome des Invalides. Nachmittag ist Empfang beim Präsidenten und beim Minister des Äußeren Delcassé. — Morgen sollen wir den ganzen Zug mitmachen, zirka acht Kilometer. — Es haben jetzt auf das Beispiel Deutschlands hin alle anderen Staaten auch Deputationen geschickt, die Hals über Kopf ankommen.

KABINETTSORDER.

Ich ernenne Sie hierdurch, unter Beförderung zum Generalmajor, zu Meinem General à la suite und zum Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade. Gleichzeitig beauftrage ich Sie mit Wahrnehmung der Geschäfte der Kommandantur von Potsdam. Es gereicht Mir zum Vergnügen, Ihnen dies bekanntzumachen.

Berlin, den 25. März 1899.

Wilhelm R.

An Meinen Flügeladjutanten, Obersten v. Moltke, Kommandeur des Kaiser-Alexander-Gardegrenadier-Regiments Nr. 1.

TELEGRAMM.

Oberst von Moltke, Kommandeur Kaiser-Alexander-Gardegrenadier-Regiments Nr. 1, Regimentsbureau, Alexanderstraße 56.

Ich ernenne Sie zum 1. April zu Meinem General à la suite und Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade. Indem Ich Sie mit schwerem Herzen von Ihrem vortrefflichen und unter Ihrer bewährten Leitung hervorragend ausgebildeten Regimente ab-

alle gleichmäßig unglücklich sein sollen, bloß damit nicht einige glücklich sind.

Potsdam, 23. August 1899.

Die Kanalangelegenheit ist eine recht betrübende und ernste Sache. Ich fürchte, sie wird noch unangenehme Folgen haben in bezug auf die Stellung der Konservativen zu Sr. Majestät. — Daß im Ministerium Veränderungen eintreten werden, betrachte ich als sicher. Meines Erachtens nach wäre es auch nicht weiter schade um ein ganz Teil der Herren. Wie sich alles noch entwickeln wird, weiß ich nicht. Die Ablehnung war doch wohl eine große Dummheit, denn kommen wird der Kanal doch.

Potsdam, 25. August 1899.

Der Kaiser setzte sich mit mir hin und sprach lange über die Kanalvorlage usw. Ich habe getan, was in meinen Kräften stand, um zu mildern und versöhnlich zu stimmen. Die Erregung Sr. Majestät war aber sehr tiefgehend, und ich fürchte, daß bereits Anordnungen erlassen waren, die nicht mehr rückgängig zu machen sind.

Potsdam, 5. September 1899.

Da ich die Manöver selber leite, habe ich sehr viel zu tun und werde so ziemlich den ganzen Tag zu Pferde sein müssen. Ich bin selber neugierig, wie es gehen wird, es ist das erste Mal, daß ich solche Manöver selber angelegt habe.

Döberitz, 14. Juni 1900.

Vorgestern und gestern habe ich das 1. und 3. Garde-Regiment besichtigt, im Beisein des Divisionskommandeurs und des Kommandierenden Generals. Alles ging herrlich, und am Schluß bekam ich noch ein

in Flammen stehen. — Was man sich eigentlich bei einem Unternehmen gegen Peking denkt, ist mir völlig unklar und ich fürchte den Herrn metteurs en scène ebenso. Die paar Mann, die wir dorthin (nach Taku) schaffen können, werden nutzlos sein dem Ansturm von Hunderttausenden fanatisierter Horden gegenüber, und nun eine Kriegsführung von zehn verschiedenen Kontingenten unter einer Führung, der sich keiner wird unterordnen wollen, der Franzose wird nicht unter deutschem, der Deutsche nicht unter russischem, der Russe nicht unter japanischem Oberbefehl stehen wollen, dazu kein Kriegsobjekt, keine legale Regierung, mit der man selbst im günstigsten Fall Frieden schließen könnte, nichts als ein grundloser Abgrund von Menschen, in dem die europäischen Häuflein ertrinken werden. Keine Ausrüstung mit Trains usw., keine Basis als fünf bis sechs Schiffe, keine geregelte Nachfuhr von Lebensmitteln usw. — Ich sehe dies ganze Unternehmen als ein wüstes Abenteuer an und hoffe, daß der Druck der Verhältnisse uns vor demselben bewahren und dahin führen wird, uns auf das einzige zu beschränken, das wir tun können und meiner Meinung nach tun müssen, nämlich unsere Kolonie Kiautschou zu schützen, dann den chinesischen Riesenbrand sich ausbrennen zu lassen und uns später durch Kompensationen schadlos zu halten. — Was wollen wir in Peking? — Wir müssen darauf hoffen, daß die Zeit, die gottlob verstreichen muß, bevor unsere ersten Transporte anlangen können, Ruhe und Überlegtheit auch bei uns die Oberhand gewinnen lassen. Vorläufig sind wir jeden Moment einer unvermuteten Willensexplosion ausgesetzt, die gänzlich unberechenbar ist. Die Ratgeber haben einen schweren Stand. — Mit Besorgnis sehe ich den unvermeidlich kommenden Vorwürfen

land noch mit England zu verschütten und können später unsere Rechnung präsentieren. Ich habe diesen Standpunkt von Anfang an vertreten. Nun ist der Kaiser ganz dafür gewonnen, wie ich zu Gott hoffe, wird er festhalten zum Wohle des Vaterlandes. Es war eine aufregende Zeit, die tollsten Projekte wurden gemacht, und die Zukunft stand oft auf des Messers Schneide. Ich bin sehr froh, daß alles so gekommen. Der Kaiser hat sehr nett mit mir gesprochen und ich habe auch unverfroren meine Meinung gesagt. Über unsere Abreise ist noch immer nichts bestimmt. Ich hoffe stets noch, sie unterbleibt ganz, aber wenn wir auch nun noch hinausgehen, so tue ich es doch mit leichterem Herzen.

Kiel, 10. Juli 1900.

Ich kann Dir noch sagen, daß ich gebeten hatte, mir das Kommando nach China zu geben, gestern war Hahnke hier und hatte in den Sachen Vortrag, da bat ich ihn noch einmal, mich dem Kaiser in Vorschlag zu bringen, was er auch getan hat, aber ohne Erfolg. Der Kaiser hat mich nicht gehen lassen, nicht wie ich glaube, weil er mich für unfähig hält, sondern weil er, wie er sagt, mich nicht entbehren kann. Eine wunderliche Idee, ich habe auch gesagt, daß meine Brigade jeder führen könne und daß ich mit der größten Leichtigkeit zu ersetzen wäre, aber umsonst. Ich war recht enttäuscht, denn ich hatte mir schon einen großen Feldzugsplan zurechtgelegt und der alte Soldatengeist mit seinem Drang nach Gefahr und Tätigkeit war wieder ganz in mir erwacht. Nun habe ich ihn fein sanft wieder schlafen gelegt und werde fortfahren, meinen Beruf zu pflegen und mir im übrigen recht überflüssig vorzukommen.

von Bord ging, so weiß ich nicht, was abgemacht worden ist. Die Lage ist aber, glaube ich, für uns nicht ungünstig.

Potsdam, 2. August 1900.

Die Ermordung des armen Königs von Italien ist eins der gemeinsten Bubenstücke, die es je gegeben. Er war ein wahrer Vater seines Volks und tat nur Gutes. Der Halunke, der ihn niedergeschossen, sollte öffentlich gepöbelt werden. Ich denke so oft mit Besorgnis an unseren Kaiser, über dessen Haupt doch auch immer der Mordstahl schwebt, und der so außerordentlich unvorsichtig ist. — Ich begreife nicht, warum man alle Anarchisten nicht einfach als allgemeingefährlich hinter Schloß und Riegel setzt. Wenn ein Geisteskranker herumläuft und Menschenleben bedroht, so steckt man ihn ein, wenn diese Verbrecher aber öffentlich erklären, daß sie morden wollen und ihre Worte auch gelegentlich zur Tat werden lassen, so behandelt man sie wie eine gleichberechtigte politische Partei. Die Menschen sind eben mit Blindheit geschlagen und werden selbst dann nicht klug werden, wenn ihnen das Dach überm Kopf angezündet wird.

Potsdam, 8. August 1900.

J. sagte mir heute, daß die Entsendung des Grafen Waldersee nach China auf Wunsch Rußlands erfolge, das gebeten habe, Deutschland möge den definitiven Oberbefehl dort übernehmen. Ich halte dies für ein sehr glückliches Omen als Beweis für den Zusammenschluß Deutschlands und Rußlands, dem sich natürlich Frankreich angliedern wird.

Potsdam, 9. August 1900.

Heute morgen war ich in Berlin, wo in der Hedwigs-Kirche ein Hochamt für König Humbert zele-

sind, müssen innegehalten werden, alles geht drüber und drunter und abgesehen von allen Schwierigkeiten wird in der Armee die Empfindung erweckt, als ob die Soldaten keinen Regen mehr vertragen könnten. — Man denke sich die Folgen, wenn im Ernstfall ein solches gewaltsames Eingreifen stattfinden sollte.

KABINETTSORDER.

Ich habe Sie heute, unter Beförderung zum Generalleutnant, zu Meinem Generaladjutanten und zum Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Division ernannt. Es gereicht Mir zum besonderen Vergnügen, Ihnen dies hierdurch bekanntzumachen.

. Berlin, den 27. Januar 1902.

Wilhelm R.

An Meinen General à la suite, Generalmajor v. Moltke, Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade und beauftragt mit Wahrnehmung der Geschäfte der Kommandantur von Potsdam.

Madrid, 16. Mai 1902.

Ich hätte so viel zu erzählen, aber wir sind schon wieder in der gewöhnlichen Hetze und ich weiß nicht, wie weit ich kommen werde. Darum vorweg, daß es mir ausgezeichnet geht, daß die Reise glücklich überstanden ist, daß wir gestern, am 15., nachmittags, hier angekommen sind, und daß ich mit noch zwei anderen Herren des Gefolges in unserer Botschaft wohne, wo wir ganz vorzüglich untergebracht sind. — Also am 13., mittags, Abfahrt von Berlin. In Braunschweig meldeten wir uns im Reiseanzug bei dem Prinzen Albrecht, der von dort aus mitfuhr. Wir wurden abends 7 Uhr zum Prinzen in den Speisewagen befohlen und saßen dann zusammen, bis wir abends 10 Uhr in Köln ankamen, wo wir den Zug wechselten und uns in den Luxuszug Köln—Paris einschifften. Am nächsten Morgen um 8 Uhr war wieder mit dem Prinzen und seinen Herren zusammen Frühstück

das Vieh war auf der Weide. — Von Irun ab hatten wir einen spanischen Extrazug, der als Fürstensammelzug gestellt war. Außer uns wurden in demselben verstaubt Großfürst Wladimir, der Prinz Christian von Dänemark, der Kronprinz von Siam, Prinz Eugen von Schweden, der Prinz von Monako usw. — Ich bekam noch ein kleines Coupé für mich, wo ich auf der Bank leidlich geschlafen habe. Die Herren des Prinzen waren zu vier in einem Abteil. Auch bei dieser Fahrt ging uns der schönste Teil der Nacht wegen verloren. Ich wachte um 7 Uhr morgens auf. Wir fuhren durch kahles, ödes Land und es wurde auch nicht anders, bis wir in Madrid ankamen. Weite, öde, unbebaute Strecken, nackte Berglehnen, die Felder unbeschreiblich lotterig bestellt, das Getreide so dünn wie meine Haare, ab und zu eine Schafherde oder ein Trupp Maulesel, die zwischen den Steinen weideten. Die Häuser elend, aus ungebrannten Lehmziegeln aufgebaut, verfallen, zum Teil ohne Dächer. Die Bevölkerung zerlumpt, schmutzig. Dazwischen feiste Pfaffen mit fettglänzender Soutane. Ein elendes Land. Ab und zu etwas Weinbau in der Ebene. Alle Wohnungen in Ortschaften zusammengedrängt, auf den weiten Landstrecken kein Haus, kein Bauernhof, kein Baum, alles heruntergeschlagen. Später einige dürre Pinienwälder oder Balsamfichten, alle mit aufgeschnittener Rinde und unter der Wunde ein Topf, um das herausfließende Harz aufzufangen, es sah aus, als ob das Wild geschält hätte. Natürlich gehen alle Bäume mit der Zeit aus. Fast kein Vogel, kein Stück Wild, öde Verlassenheit unter der strahlenden Sonne. In der Nähe von Madrid einige Olivenpflanzungen, alles grau. Dabei schwerer, schöner Boden, auf dem alles von selber wachsen würde, wenn die Felder ordentlich bestellt würden. Es ist traurig, dieses dem

Madrid, 18. Mai 1902.

Wir festen inzwischen weiter. Gestern um 1 Uhr waren wir in Parade im Schloß, um an der großen Auffahrt zur Eidesleistung des Königs teilzunehmen. Diese fand mit dem ganzen Pomp statt, den der Hof aufbringen kann. Staatskarossen, Galageschirre, alle Pferde mit Riesenfederbüschen, die ganzen Truppen in den Straßen als Spalier. Wir versammelten uns in dem Saal der Cortes, einem verhältnismäßig kleinen Sitzungssaal, in dem ein Podium für den Hof hergestellt war. Während wir noch auf den König warteten, wurde die Nachricht eines Attentats verbreitet, große Aufregung. Der Präsident steht auf und sagt, daß ein Verrückter oder ein Halunke ein Attentat versucht habe, Hoch auf den König. Endlich kommt er. Riesige Akklamation, Händeklatschen, Hochs. Er sieht ganz vergnügt aus und hat eine gute Haltung. Mit klarer Stimme verliest er die Eidesformel. Hochs. Rückfahrt nach der Kirche. Tausende von Menschen auf der Straße. Alles nach der Kirche, die gepfropft voll ist. Tedeum. Wundervolle Musik, herrlicher Gesang, es war das Schönste von allem. Nach der Kirche ist es kaum möglich, den Prinzen in seinen Wagen zu bekommen. Alles verfahren. Die wütesten Unordnung. Keine Spur von irgendeinem Freihalten der Straßen oder Ordnung im Auffahren. Wir sitzen beinahe eine Stunde im Volksgewühl fest, ohne Rücken und Rühren, in der brennenden Sonne. Endlich kommen wir ins Schloß. Hier Gratulation. Dann alle auf den Balkon. Vorbeimarsch der Truppen vor dem Schloß. Volksmenge Kopf an Kopf, ein hübscher Anblick von oben. Die Truppen sehr gut angezogen, sehr farbenreich und malerisch. Schöne Pferde in ganz spanischem Typus. Abends großer

immer fast lebensgefährlich, an seinen Wagen zu gelangen, wenn man ihn überhaupt findet. — Heute nachmittag $1\frac{1}{2}$ Uhr Parade, die in den Straßen der Stadt abgehalten werden soll.

Paris, 24. Mai 1902.

Gestern abend 11 Uhr sind wir hier nach fünfundzwanzigstündiger Fahrt von Madrid angekommen und im Hôtel quai d'Orsay abgestiegen. Wir fahren heute nachmittag 2 Uhr weiter nach Berlin, wo wir am 25. morgens ankommen.

Berlin, 25. Mai 1902.

Ich bin um 9 Uhr heute morgen angekommen. Gestern mittag 2 Uhr aus Paris abgefahren. Ich hoffe noch Zeit zu finden, über das eine und andere zu schreiben, besonders über die große Corrida, der wir beiwohnten, bei der neun Stiere, einige zehn bis zwölf Pferde und zwei Menschen umgebracht wurden, sodann über unseren Besuch des Escorial, der Burg Philipps II., des Vaters der Inquisition. Jetzt komme ich nicht dazu. Ich habe soeben zwei Stunden Vortrag gehabt und soll um 7 Uhr zum Diner zum Prinzen Albrecht, der sehr gütig und lebenswürdig war. Morgen habe ich Brigadebesichtigung in Döberitz, am Dienstag Prüfungsschießen daselbst. Am Mittwoch Exerzieren der Kaiserbrigade daselbst, am Donnerstag soll ich morgens den Kronprinzen von Siam und nachmittags den Schah von Persien in Potsdam auf dem Bahnhof empfangen, am Freitag ist Parade hier in Berlin, am Sonnabend Parade in Potsdam. Die Woche ist also rund ausgefüllt!

Berlin, 26. Mai 1902.

Bis zum Juli bin ich sehr besetzt, und dann kommt die Nordlandreise, und dann gleich das doppelte Ma-

Norwegen, Molde, 18. Juli 1902.

Wir gingen von Bergen am Dienstag nach Gudvangen, wo wir Mittwoch ankamen. Hier machten wir eine Partie nach Stahlheim, wo gegessen wurde, am selben Nachmittag an Bord zurück. Ich fuhr mit dem Kaiser in seinem Karriol, das mit einem mutigen kleinen norwegischen Pferdchen bespannt war. Er kutschierte selber, und ich hatte ab und zu etwas Herzklopfen, wenn wir herabkommenden Wagen begegneten, denen wir auf der schmalen Landstraße ausweichen mußten, und er hart am Absturz vorbeifuhr, in dessem Grunde das Wasser über die Felsen braust, die Zügel mit der Linken haltend und mit der Rechten den Hut abnehmend, um die Grüße zu erwidern. Wir kamen aber glücklich oben an. Hinab ließ er mich fahren, was mir lieb war, denn der kleine Gaul ging wie das Donnerwetter und lag hart auf den Zügeln, so daß ich wieder froh war, ihn ohne Unfall unten abliefern zu können. Er ist immer sehr nett und freundlich zu mir, gab mir neulich einen Beweis besonderen Vertrauens, indem er mich in sein Arbeitszimmer holen ließ und mir einen Brief vorlas, den er soeben geschrieben hatte an den Kronprinzen, und meine Meinung hören wollte. Er ist eigentlich noch nie so freundlich gewesen wie auf dieser Reise, ich habe ihn überhaupt noch nie so liebenswürdig und gleichmäßig gesehen. Er bespricht jetzt oft militärische Fragen mit mir und will oft meine Ansicht hören. In solchen Augenblicken kann man ihm alles sagen, dann ist er reizend, wie ein guter Kamerad, und man kann ganz ungezwungen das sagen, was man meint, wovon ich auch weitgehenden Gebrauch gemacht habe.

Palais d'Hiver, 17. Januar 1903.

Gestern abend war große Galatafel, sehr schön und prunkvoll. Ich saß links neben der Großfürstin Maria Georgiewna, Tochter des Königs von Griechenland, rechts von ihr saß der Zar. Wir unterhielten uns sehr angeregt, sie spricht fließend deutsch. Mir gegenüber der Kronprinz, neben ihm die beiden Kaiserinnen. Der arme Kronprinz war sehr aufgeregt wegen seiner zu haltenden Rede. Erst nachdem sie vorüber war, wurde er lebhaft. Nach Tisch unterhielt sich die Kaiserin-Mutter lange mit mir und war außerordentlich gnädig. Ebenso die regierende Kaiserin und die Großfürstin Wladimir. Der Großfürst Wladimir ist leider krank. Er ließ mir durch die Großfürstin sagen, er wolle mich gerne sprechen und ich möchte einen der nächsten Tage zu ihm kommen. Die regierende Kaiserin imponierte wieder durch ihre Schönheit. Sie ist etwas stärker geworden, was ihr sehr gut steht. Der Kaiser sah wohler aus als morgens. Heute morgen waren wir in der Eremitage und sahen leider nur sehr im Galopp die herrlichen Kunstschatze, die einzig in ihrer Art sind.

Palais d'Hiver, 18. Januar 1903.

Wir waren heute in der evangelischen Kirche, wo wir eine entsetzlich langweilige Predigt hörten, der eine endlose Liturgie folgte. Sodann Frühstück hier im Palais. Gestern abend im Französischen Theater, wo ein namenlos dummes Stück gegeben wurde. Nach dem Theater saß ich noch bis 1 Uhr mit dem Kronprinzen, der mir von seinen russischen Eindrücken erzählte. Er ist sehr gerne hier und gefällt allgemein. Ich glaube, die ganze Reise wird sehr nett und harmonisch verlaufen und den guten Erfolg haben, daß persönliche Beziehungen gebildet werden.

laus Chef ist, nämlich Oberstleutnant v. Schwerin von den 6. Kürassieren, Oberstleutnant v. Lyncker von den 8. Husaren und Oberst v. Schenck vom Alexander-Regiment, außerdem der Flügeladjutant v. Friedeburg und ich, ferner Oberst v. Pritzelwitz, der militärische Gouverneur des Kronprinzen und sein Adjutant Stülpnagel. Am 14. Januar, abends, meldeten wir uns bei ihm auf dem Bahnhof Friedrichstraße, wohin auch der Kaiser kam, um seinem Sohn Adieu zu sagen. Es war ein Schlafwagen für uns reserviert, in dem jeder seinen Abteil hatte, ich als Exzellenz und pièce de résistance der Gesellschaft zwei! Nach ruhig durchschlafener Nacht kamen wir am 15. gegen 10 Uhr in Eydtkuhnen, unserer Grenzstation, an, von wo unser Zug sofort nach dem russischen Grenzort Wirballen oder wie die Russen sagen: Wirballowo, überführt wurde. Hier erwartete uns der russische Ehrendienst und, was auch nicht zu verachten war, ein kaiserlich russischer Extrazug. Ersterer bestand aus dem Generaladjutanten Fürsten Dolgoroucki, dem Rittmeister im Regiment Gardes à cheval, Flügeladjutant Graf Schuwalow und dem Leutnant vom Regiment Chevalier garde, Fürst Kantacouzeme; letzterer aus einem Salonwagen mit Schlafzimmer für den Kronprinzen, einem Küchenwagen, einem Speisesalon, einem Versammlungsalon, drei Wagen mit kleineren Wohn- und Schlafzimmern für das Gefolge, drei Wagen für die Dienerschaft und einigen Gepäckwagen, alles elektrisch beleuchtet. Zwei Lokomotiven vorne zum Ziehen und eine dritte hinten zum Schieben sollten diesen Zug, der den Größenverhältnissen des russischen Reichs entsprach, nach Petersburg befördern. — Die russischen Bahnen haben bekanntlich breitere Geleise wie die unsrigen und fahren bedeutend langsamer, nicht

von dem Seidel »echt Münchener« abgelöst wurde. Den ganzen Tag verbrachten wir mit frühstücken, dinieren und soupieren und hatten uns nach den ersten zwölf Stunden schon so an den Kaviar gewöhnt, daß wir kaum noch begreifen konnten, wie es für einen anständigen Menschen möglich sei, tage-, ja wochenlang ohne denselben zu leben. Wie herrlich hätte man in dem seidenen Bett schlafen können, leise gewiegt von dem sanften Rütteln des breiten, langsamen Zuges, wenn man nur nicht so unendlich viel gegessen hätte. Ich lag lange wach und sah auf das Feuerwerk der sprühenden Funken, die vor meinen Fenstern vorbeizogen. Endlich schloß ich die Vorhänge und löschte das elektrische Licht, dann verfiel ich in einen Halbschlummer, in dem alle Pasteten, Haselhühner, Wachteln und geräucherten Fische, die ich gegessen, mir als Vision erschienen, während dickbäuchige Champagnerflaschen mit einem Kranz von Kaviarkörnern im Haar mich umgaukelten, um endlich im Dunkel des tiefen Schlafes zu verschwinden.

So fuhren wir Kilometer um Kilometer durch das heilige Rußland, durch öde, schneebedeckte Flächen, durch Moraste und Gestrüpp, durch Winter und Einsamkeit, hinein in das unendliche Riesenreich, dessen unermeßlicher Raum uns enggewohnten Westeuropäern die Empfindung gibt, als ob man den Planeten verlassen hätte und hinaussteuerte in die Unbegrenztheit des Weltenraumes. — Am nächsten Morgen, den 16., um 10 Uhr, kamen wir in Petersburg an. Unser Botschafter, Graf Alvensleben, hatte eine Stunde vorher in Gatschina den Zug bestiegen und brachte die letzten Bestimmungen über den Empfang.

Der Kaiser konnte nicht, wie er beabsichtigt hatte,

Die Majestäten begrüßten uns in freundlichster Weise. Der Kaiser sah elend aus, er hatte ein Geschwür im Ohr gehabt, das erst kürzlich aufgegangen war und ihm viel Schmerzen gemacht hatte. Die Kaiserin sah blühend aus. An den feinen Mundwinkeln haben sich ein paar allerliebste Grübchen gebildet, die schön gezeichneten Augenbrauen stehen herrlich auf der weißen Stirn. Endlich ist alles vorüber. Die Hofstaaten werden entlassen. Mit einem tiefen Seufzer und einer leichten Verbeugung verabschiedet die imposante Oberhofmeisterin ihre Damen, die ihrerseits mit einer tiefen Verbeugung und einem leichten Seufzer hinausgleiten. — Wir werden auf unsere Zimmer geführt. Ich sehe sofort die Unmöglichkeit ein, ohne ortskundigen Führer jemals den Weg wieder zurückzufinden. Glücklicherweise habe ich einen deutsch sprechenden Lakaien. Ich wohne wieder recht bescheiden. Wenn man vom Korridor durch die Tür tritt, ist rechts ein Badezimmer, links mein Schlafzimmer. Geradeaus kommt man in mein Arbeitszimmer mit unendlichen Polsterstühlen, Chaiselongues, Sofas, Schreibtisch usw. Daran stößt mein Speisesaal, an diesen mein Empfangszimmer. Ich brauche allein eine ganze Weile, um mich in meiner Wohnung zurechtzufinden. — Wir sind frei bis zum Diner um 7 Uhr. Es soll große Galatafel sein. A. mit meinen Sachen ist schon da und packt aus. Dann steige ich ins Bad, um den Reisedaub abzuwaschen. Wie ich zurückkomme, ist A. verschwunden und hat mich meinem Schicksal überlassen. Er geht mit unerschütterlicher Konsequenz von der Ansicht aus, daß dergleichen Reisen zu seiner Unterhaltung unternommen werden, und daß ich eine höchst überflüssige und nebensächliche Zugabe dazu bin, von der man am besten so viel wie möglich absieht. Das ist

Palais d'Hiver, 17. Januar 1903.

Gestern abend war große Galatafel, sehr schön und prunkvoll. Ich saß links neben der Großfürstin Maria Georgiewna, Tochter des Königs von Griechenland, rechts von ihr saß der Zar. Wir unterhielten uns sehr angeregt, sie spricht fließend deutsch. Mir gegenüber der Kronprinz, neben ihm die beiden Kaiserinnen. Der arme Kronprinz war sehr aufgeregt wegen seiner zu haltenden Rede. Erst nachdem sie vorüber war, wurde er lebhaft. Nach Tisch unterhielt sich die Kaiserin-Mutter lange mit mir und war außerordentlich gnädig. Ebenso die regierende Kaiserin und die Großfürstin Wladimir. Der Großfürst Wladimir ist leider krank. Er ließ mir durch die Großfürstin sagen, er wolle mich gerne sprechen und ich möchte einen der nächsten Tage zu ihm kommen. Die regierende Kaiserin imponierte wieder durch ihre Schönheit. Sie ist etwas stärker geworden, was ihr sehr gut steht. Der Kaiser sah wohler aus als morgens. Heute morgen waren wir in der Eremitage und sahen leider nur sehr im Galopp die herrlichen Kunstschatze, die einzig in ihrer Art sind.

Palais d'Hiver, 18. Januar 1903.

Wir waren heute in der evangelischen Kirche, wo wir eine entsetzlich langweilige Predigt hörten, der eine endlose Liturgie folgte. Sodann Frühstück hier im Palais. Gestern abend im Französischen Theater, wo ein namenlos dummes Stück gegeben wurde. Nach dem Theater saß ich noch bis 1 Uhr mit dem Kronprinzen, der mir von seinen russischen Eindrücken erzählte. Er ist sehr gerne hier und gefällt allgemein. Ich glaube, die ganze Reise wird sehr nett und harmonisch verlaufen und den guten Erfolg haben, daß persönliche Beziehungen gebildet werden.

laus Chef ist, nämlich Oberstleutnant v. Schwerin von den 6. Kürassieren, Oberstleutnant v. Lyncker von den 8. Husaren und Oberst v. Schenck vom Alexander-Regiment, außerdem der Flügeladjutant v. Friedeburg und ich, ferner Oberst v. Pritzelwitz, der militärische Gouverneur des Kronprinzen und sein Adjutant Stülpnagel. Am 14. Januar, abends, meldeten wir uns bei ihm auf dem Bahnhof Friedrichstraße, wohin auch der Kaiser kam, um seinem Sohn Adieu zu sagen. Es war ein Schlafwagen für uns reserviert, in dem jeder seinen Abteil hatte, ich als Exzellenz und pièce de résistance der Gesellschaft zwei! Nach ruhig durchschlafener Nacht kamen wir am 15. gegen 10 Uhr in Eydtkuhnen, unserer Grenzstation, an, von wo unser Zug sofort nach dem russischen Grenzort Wirballen oder wie die Russen sagen: Wirballowo, überführt wurde. Hier erwartete uns der russische Ehrendienst und, was auch nicht zu verachten war, ein kaiserlich russischer Extrazug. Ersterer bestand aus dem Generaladjutanten Fürsten Dolgoroucki, dem Rittmeister im Regiment Gardes à cheval, Flügeladjutant Graf Schuwalow und dem Leutnant vom Regiment Chevalier garde, Fürst Kantacouzeme; letzterer aus einem Salonwagen mit Schlafzimmer für den Kronprinzen, einem Küchenwagen, einem Speisesalon, einem Versammlungsalon, drei Wagen mit kleineren Wohn- und Schlafzimmern für das Gefolge, drei Wagen für die Dienerschaft und einigen Gepäckwagen, alles elektrisch beleuchtet. Zwei Lokomotiven vorne zum Ziehen und eine dritte hinten zum Schieben sollten diesen Zug, der den Größenverhältnissen des russischen Reichs entsprach, nach Petersburg befördern. — Die russischen Bahnen haben bekanntlich breitere Geleise wie die unsrigen und fahren bedeutend langsamer nicht

von dem Seidel »echt Münchener« abgelöst wurde. Den ganzen Tag verbrachten wir mit frühstücken, dinieren und soupieren und hatten uns nach den ersten zwölf Stunden schon so an den Kaviar gewöhnt, daß wir kaum noch begreifen konnten, wie es für einen anständigen Menschen möglich sei, tage-, ja wochenlang ohne denselben zu leben. Wie herrlich hätte man in dem seidenen Bett schlafen können, leise gewiegt von dem sanften Rütteln des breiten, langsamen Zuges, wenn man nur nicht so unendlich viel gegessen hätte. Ich lag lange wach und sah auf das Feuerwerk der sprühenden Funken, die vor meinen Fenstern vorbeizogen. Endlich schloß ich die Vorhänge und löschte das elektrische Licht, dann verfiel ich in einen Halbschlummer, in dem alle Pasteten, Haselhühner, Wachteln und geräucherten Fische, die ich gegessen, mir als Vision erschienen, während dickbäuchige Champagnerflaschen mit einem Kranz von Kaviarkörnern im Haar mich umgaukelten, um endlich im Dunkel des tiefen Schlafes zu verschwinden.

So fuhren wir Kilometer um Kilometer durch das heilige Rußland, durch öde, schneebedeckte Flächen, durch Moraste und Gestrüpp, durch Winter und Einsamkeit, hinein in das unendliche Riesenreich, dessen unermeßlicher Raum uns enggewohnten Westeuropäern die Empfindung gibt, als ob man den Planeten verlassen hätte und hinaussteuerte in die Unbegrenztheit des Weltenraumes. — Am nächsten Morgen, den 16., um 10 Uhr, kamen wir in Petersburg an. Unser Botschafter, Graf Alvensleben, hatte eine Stunde vorher in Gatschina den Zug bestiegen und brachte die letzten Bestimmungen über den Empfang.

Der Kaiser konnte nicht, wie er beabsichtigt hatte,

Die Majestäten begrüßten uns in freundlichster Weise. Der Kaiser sah elend aus, er hatte ein Geschwür im Ohr gehabt, das erst kürzlich aufgegangen war und ihm viel Schmerzen gemacht hatte. Die Kaiserin sah blühend aus. An den feinen Mundwinkeln haben sich ein paar allerliebste Grübchen gebildet, die schön gezeichneten Augenbrauen stehen herrlich auf der weißen Stirn. Endlich ist alles vorüber. Die Hofstaaten werden entlassen. Mit einem tiefen Seufzer und einer leichten Verbeugung verabschiedet die imposante Oberhofmeisterin ihre Damen, die ihrerseits mit einer tiefen Verbeugung und einem leichten Seufzer hinausgleiten. — Wir werden auf unsere Zimmer geführt. Ich sehe sofort die Unmöglichkeit ein, ohne ortskundigen Führer jemals den Weg wieder zurückzufinden. Glücklicherweise habe ich einen deutsch sprechenden Lakaien. Ich wohne wieder recht bescheiden. Wenn man vom Korridor durch die Tür tritt, ist rechts ein Badezimmer, links mein Schlafzimmer. Geradeaus kommt man in mein Arbeitszimmer mit unendlichen Polsterstühlen, Chaiselongues, Sofas, Schreibtisch usw. Daran stößt mein Speisesaal, an diesen mein Empfangszimmer. Ich brauche allein eine ganze Weile, um mich in meiner Wohnung zurechtzufinden. — Wir sind frei bis zum Diner um 7 Uhr. Es soll große Galatafel sein. A. mit meinen Sachen ist schon da und packt aus. Dann steige ich ins Bad, um den Reisedaub abzuwaschen. Wie ich zurückkomme, ist A. verschwunden und hat mich meinem Schicksal überlassen. Er geht mit unerschütterlicher Konsequenz von der Ansicht aus, daß dergleichen Reisen zu seiner Unterhaltung unternommen werden, und daß ich eine höchst überflüssige und nebensächliche Zugabe dazu bin, von der man am besten so viel wie möglich absieht. Das ist

darreichte, war groß und fett, woraus ich schloß, daß der dazugehörige Fürst groß und wohlbeleibt sei. Wie ich abends feststellen konnte, hatte ich mich nicht getäuscht, er war groß und fett. — Ich legte mich schließlich zu Bett und wartete auf A. Er erschien nach einigen Stunden und erklärte, daß er zu Mittag gegessen habe. Ich wagte nicht in diesem natürlichen Vorgang etwas Ungeziemendes zu finden und suchte seine Freundschaft wieder zu gewinnen.

Die Galatafel war prächtig. Alle Großfürsten und Großfürstinnen waren erschienen, alle Würdenträger des Reichs zur Stelle. Ich saß in der Mitte der Tafel, zu meiner Rechten die Großfürstin Marie Georgiewna, Tochter des Königs von Griechenland, rechts neben ihr der Kaiser. Zu meiner Linken die Oberhofmeisterin der Kaiserin-Mutter, die ein unverständliches Französisch vor sich hinhinmurmelte. Mir gegenüber die beiden Kaiserinnen, die den Kronprinzen zwischen sich hatten, der vis-à-vis dem Kaiser saß. — Die griechische Großfürstin sprach fließend Deutsch und war sehr lebhaft, lebenswürdig und unterhaltend. Der arme Kronprinz sah blaß und präokkupiert aus und aß so gut wie nichts. Erst wie er seine Rede gehalten hatte, lebte er auf. Die beiden Kaiserinnen strahlten in den herrlichsten Brillanten. Beide sind sehr vorteilhafte Erscheinungen. Die Kaiserin-Mutter ist nicht gerade hübsch, sie hat aber ein Paar wunderbare Augen, deren Glanz die Jahre nicht verdunkelt haben, und über denen man den zu großen Mund vergißt. Sie hat von ihrem Vater, dem König von Dänemark, die Kunst der ewigen Jugend geerbt, man würde ihr kaum vierzig Jahre geben. Geistig bedeutend, klug und, wenn sie will, bestrickend lebenswürdig, hat sie einen großen Einfluß auf den Kaiser. Sie ist bei allen offiziellen Anlässen die erste Dame, die

Flanke mit wohlwollender Gleichgültigkeit behandeln kann, — sein Antipode, der Chef des Generalstabs, Sacharin, ein kleiner, fatter Mann mit listigen Augen, großer Franzosenfreund und Deutschenfresser, der lieber heute wie morgen gegen uns los-schläge. Ja, wenn Kuropatkin mit seinem Asien und wenn Witte mit seinen Reformplänen nicht wären! Diese beiden aber brauchen uns, denn sie brauchen den Frieden! — Der kleine Kronprinz müht sich tapfer ab, mit allen den ihm Vorgestellten Unterhaltung zu machen. Er sieht sehr nett aus in seiner kleidsamen russischen Uniform, seine schlanke, elegante Figur und sein offenes, freundliches Gesicht gefallen allgemein. — Um 1/2,11 Uhr ziehen die Herrschaften sich zurück, und wir gehen — selbstverständlich geführt von Ortskundigen — über die endlosen Treppen und Korridore nach oben, um in einem meiner Salons noch ein Glas Bier zu trinken. Ich werde dann, eben oben angelangt, zum Kronprinzen heruntergerufen, der wohl das Bedürfnis hat, sich über seine Eindrücke noch etwas auszusprechen, und mit dem ich bis 1 Uhr zusammensitze. Wie ich wieder auf mein Zimmer komme, sind alle fort, sie haben mir nur einen dicken Tabakrauch und eine Batterie geleerter Flaschen zurückgelassen!

Dies war unser erster Petersburger Tag. Wenn ich aber in demselben Stil fortfahren wollte, Dir die folgenden acht Tage zu schildern, so würde dieser Brief ein Buch werden, und ich fürchte, Du würdest darüber einschlafen. Ich muß also etwas kursorischer verfahren.

Am zweiten Tag nach unserer Ankunft war das Fest der Wasserweihe. Dies in ganz Rußland gefeierte Fest wird stets in glänzendster Weise begangen. Es wird von allen Beteiligten gefürchtet, denn

von jedem Regimente in Paradekostüm. Ein schöner Anblick. Lauter ausgesuchte Leute. Da waren zum Beispiel die Gardes à cheval, lauter Leute in meiner Größe, alle mit schwarzem Haar und kurz gehaltenem schwarzen Vollbart, was zu den weißen Waffenröcken prächtig aussah. Daneben die Chevalier garde, lauter blonde Leute, das Regiment Paulowsk, in dem nur Leute mit Stumpfnasen eingestellt werden, zur Erinnerung an Kaiser Pauls Stumpfnase, der das Regiment begründete. Da sind die Kosaken des Leibkonvois, in ihren bis auf die Füße fallenden scharlachroten Röcken mit silberbeschlagenen Wehrgehenken, die schwarze Kirgisenmütze schief auf dem rechten Ohr, während um das linke sich eine große Locke des dichten krausen Haares legt. Die Donischen Kosaken in himmelblauen Röcken, die Grenadiere zu Pferde mit langen Roßschweifen auf den altertümlichen Bärenmützen, die Gardeequipe der Marine, zu der nur die ausgesucht schönsten Leute kommen, die dort sieben Jahre dienen — wer kennt die Truppen, nennt die Namen! — eine Blütenlese der Garde, wie sie schöner wohl kein Volk der Erde stellen kann. In Rußland wird jährlich nur etwa ein Drittel der gestellungspflichtigen Mannschaft eingestellt, man kann sich denken, welche Auswahl man da hat, und zur Garde kommt nur das Allerbeste. — Durch diese spalierbildenden Truppen schreitet nun in langem, feierlichem Aufzug der Hof in die Kapelle des Winterpalais. Die Kaiserinnen im Schmuck ihrer Brillanten, alle Damen im rotsamtenen, goldgestickten Hofkleid mit langer Schleppe, auf dem Kopf den Kokoschnik, den altrussischen, halbmondförmigen Kopfschmuck. Voran die Geistlichkeit in ihren silberstarrenden Gewändern, der Patriarch mit der Bischofsmütze, auf der ein Vermögen von Steinen fun-

schönste A-cappella-Chor, den es auf der Welt gibt, besteht aus achtzig Knaben und ebensoviel Männern. Wie auf Engelsfittichen schweben die silberklaren Knabenstimmen über den orgelartigen Bässen. Um solche Bässe zu hören, muß man nach Rußland kommen, man kann es kaum glauben, daß sie einer menschlichen Brust entstammen und doch, es gibt kein Instrument, das so weich klingen könnte. Der ganze Chor ist in Scharlach gekleidet, vorne stehen die Kinder mit andächtigen Gesichtern, wie mystische Verzückung klingt es aus dem Gesang. Allmählich füllt sich die Kirche mit Weihrauch. Was hier aufgeführt wird, ist nach unseren nüchternen Begriffen kein Gottesdienst mehr, es ist ein Schaugepränge, Gottesdienst aber, und zwar erhabenster Art, ist der Gesang. Und doch, wie ich mir das Gebaren der Geistlichkeit ansah, wie sie kommen und gehen, den Patriarchen schmücken, die heiligen Geräte mit geheimnisvollen Zeremonien umgeben, kam es mir zum Bewußtsein, wie in dem allen nur das Bestreben des Menschen liegt, das, was ihm das Heiligste ist, in einer Weise der äußeren Feier zu gestalten, in die er alles hineinlegen will, was ihm an Schönerm und Feierlichem gegeben ist. Aller Glanz und alle Pracht soll vor dem Altar des Höchsten niedergelegt werden in dem Gedanken, daß das Herrlichste, was wir besitzen, nur gerade gut genug ist, um das Göttliche zu verehren. Dieser Gedanke mag irdisch genug sein, aber er ist begreiflich für die große Masse der Menschen, die noch nicht gelernt haben, Gott anzubeten im Geist und in der Wahrheit.

**Ein solches russisches Hochamt dauert gut ein-
einhalb Stunden, und alle Teilnehmer müssen wäh-
rend der ganzen Zeit stehen, wenn sie nicht zur Ab-
wechslung einmal hinknien. Das ist eine anstrengende**

ihm und dem Thronfolger an, der ein sehr sympathischer, offener und lebenswürdiger Mensch ist.

Ich fuhr am nächsten Tage, dem Wunsch der Großfürstin entsprechend, zum Großfürsten Wladimir. Wie ich ankam, wurde mir gesagt, daß er gerade schlafe, aber die Großfürstin lasse mich bitten, zu ihr heraufzukommen. Ich saß dann etwa eine Stunde mit ihr zusammen. Sie wollte mich nicht fortlassen, da sie behauptete, der Großfürst würde böse werden, wenn ich fort sei, daß man ihn nicht geweckt habe. Dann wurde die Kaiserin-Mutter angemeldet und kam schon ins Zimmer, bevor ich mich verabschieden konnte. Sie sagte mir gleich: Ihr Kronprinz ist ein ganz charmanter junger Mann. Er hat mir ein sehr schönes Bukett geschickt. Sehr aufmerksam usw. — Ich freute mich, daß er bei der wichtigsten Dame des Hofes sich in ein so gutes Licht gesetzt hatte. — Nachmittags mußte ich wiederkommen und wurde alsbald zum Großfürsten hereingeführt. Er lag im Bett und sah recht elend aus. Es war mir schmerzlich, diesen Mann, den ich noch in der Fülle seiner Kraft und männlichen Schönheit gekannt habe, so gebrochen und gealtert zu sehen. Ich fürchte, er wird nicht lange mehr leben und wir werden einen guten Freund an ihm verlieren. — Die Großfürstin saß mit einer Handarbeit an seinem Bett. Er begrüßte mich sehr freundlich und reichte mir seine fieberheiße Hand. Dann mußte ich mich setzen und erzählen, wie Petersburg dem Kronprinzen gefalle. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich mich sammeln konnte, immer durchforschte ich dies Krankengesicht, über dessen eingefallenen Wangen die mit grünem Schirm verdeckte Lampe unsichere Lichter warf. — Nachdem ich etwa eine halbe Stunde gesessen und erzählt hatte, wurde ich entlassen. — Am Abend desselben

ein Barim, ein »Herr« fahren kann. Ein solches Gespann, mit nachtdunklen Rappen bespannt, ist wirklich ein herrlicher Anblick, es kann allerdings nur auf den breiten russischen Straßen fahren, bei uns würde es fast die ganze Chaussee sperren. Man sitzt prachtvoll in dem tiefen, bequemen Schlitten, die kalte Luft weht einem ums Gesicht, an dem ganze Schneeklumpen, von den Hufen der galoppierenden Pferde geschleudert, vorbeisausen, während ein feiner Schneestaub einen von oben bis unten bepudert.

Alles, was wir erlebt und gesehen, kann ich Dir nicht erzählen, ich müßte tagelang am Schreibtisch sitzen. — Wir waren in der Eremitage, diesem einzig dastehenden Museum, mit seinen auserlesenen Kunstschätzen, wir besuchten die Nikolaus- und die Katsche Kathedrale, wir waren in einer Industrieausstellung, wir dinierten auf der Botschaft, wir fuhren und gingen über das Eis der Newa, wir besuchten die Kasernen des Preobratschensk-Regiments und frühstückten mit den Offizieren in ihrem schönen Kasino, wir waren bei den Gardes à cheval, die uns in ihrer großen, geheizten Manege oder wie wir sagen Reitbahn ein Schwadronsexerzieren vormachten, wir dinierten einmal bei ihnen und frühstückten einmal dort, genug, wir standen immer einige Zoll hoch unter Sekt und ich mußte Reden halten auf die russischen Kameraden. — So vergingen die Tage wie im Fluge. — Am 23. war großer Ball beim Großfürsten Michael. Der Kronprinz war wieder gesund und freute sich sehr auf das Tanzen. In dem großen Saal war die Creme der Petersburger Gesellschaft vereinigt, es wimmelte von Fürstinnen, Gräfinnen usw. — Wie der Kotillion getanzt wurde, ließ mich die regierende Kaiserin rufen und ich mußte mich neben sie setzen. So tanzten wir einen Sitzkotillion zusam-

schen Verhältnisse. Dann fährt man in leichtem Jagdkostüm auf den Bahnhof, wo ein Extrazug bereitsteht. In diesem wartet bereits ein Frühstück mit Tee, Kaffee, kaltem Aufschnitt und Sekt, natürlich Kaviar. Der Zug setzt sich in Bewegung, und man fährt zwei Stunden, das ist sehr lange, aber der Bär hat nun einmal die Marotte, so weit von Petersburg zu überwintern. Kurz bevor man ankommt, zieht man die bereitgehaltenen warmen Sachen an. Einen Pelz, eine Pelzmütze und weiße, weiche Filzstiefel, in die man bloß mit Strümpfen hineinfährt. Dann hält der Zug, man steigt aus und setzt sich in einen bereitstehenden Schlitten, der ganz mit Pelz ausgefüttert ist. Für jeden von uns steht ein Schlitten da. Der Oberjägermeister Fürst Galitzin nimmt die Tete, und man hat nun auf glatter Bahn zehn Minuten zu fahren. Im Walde sind alle Zweige, die unbequem werden könnten, ausgehauen. Man kommt auf einen freien Platz, auf dem der Schnee sorgfältig festgetreten ist, damit man keine nassen Füße beim Aussteigen bekommt, und steigt aus. Dort sind bereits die Treiber versammelt, etwa hundert Mann, die uns mit abgezogenen Mützen begrüßen. Etwa zwanzig Mann tragen rote Kittel, Mützen und Handschuhe. Dies sind die Spezialtreiber, die den Bären »heben« sollen, wenn er nicht freiwillig aufsteht. Von diesem Platz führt ein sauber festgetretener Weg ins Innere des Dickichts. Im Gänsemarsch gehen wir vor. Jetzt darf nicht mehr laut gesprochen werden. Alles bewegt sich schweigend vorwärts, Jäger und Treiber. Nach zwei Minuten sind wir an den nummerierten Ständen. Ich bekomme den für den Kronprinzen bestimmten. Eine starke Brustwehr aus Tannenreisern geflochten, der Boden mit kleinen Tannenzweigen belegt. Ein kaiserlicher Leibjäger stellt eine Doppelbüchse neben mich, glatte

Bär herausgeschleppt. Es ist ein schönes Exemplar, fast schwarz, ein Männchen. Nun wieder zurück zur Bahn. In dem Zuge wartet schon das Frühstück, das mit Kaviar und Sekt beginnt. Dann wieder in den Schlitten und zum zweiten Bären, der allerdings sechzehn Kilometer weit liegt. Hier genau dasselbe. Ich habe meinen Platz an Pritzelwitz abgetreten, und er schießt den Bären. Diesmal war es eine Bärin mit zwei Jungen, die kaum acht Tage alt sind und die die Hunde totbissen. Dann wieder in den Zug, wo Tee und Kaffee serviert wird. Um 6 Uhr sind wir in Petersburg zurück und sitzen um 7 Uhr beim Diner. — Wohl bekomm's, wirst Du sagen. Und ich sage Dir: Wohl bekomm's, nämlich die Lektüre dieses Werks.

Berlin, 31. März 1903.

Glaube mir, daß mir nichts ferner liegt, als Dir Deinen Glauben nehmen oder auch nur antasten zu wollen. Nur zur Vorsicht möchte ich Dich mahnen, denn Dein gutes Herz wird nur zu leicht mißbraucht und Du siehst die Menschen in der Verklärung gemeinsamen Anschauungskreises, nicht objektiv, wie sie wirklich sind. — Das was wirklich schön und tröstlich in diesem Glauben ist, will ich gerne mit Dir teilen, in dem aufs Ideale gerichteten Streben, glaube ich, werden wir uns immer finden, nur in diesen häßlichen Äußerlichkeiten kann ich nicht mit. Du idealisierst sie Dir, ich sehe immer die nackte und oft abstoßende Wirklichkeit, und vermag sie mir nicht einzureihen in die Vorstellungen, die ich vom Geist und Geisteswesen habe. Sie sind ja unklar, diese Vorstellungen, aber ich muß suchen, ihnen ein gewisses Klares zu unterlegen, etwas was über unserem Erdendasein liegt und nicht in die trüben Tiefen desselben hinabtaucht. — Wer einen Edel-

Kiel, 6. April 1903.

Die Zeit in Kopenhagen war sehr hübsch und in jeder Beziehung geglückt. Das Verhältnis zwischen den beiden Monarchen war vortrefflich und gestaltete sich sehr herzlich. Die Stimmung war ausgezeichnet und wurde auch im Publikum von Tag zu Tag wärmer, bei der Abfahrt bekam der Kaiser sogar ein ganz nettes Hurra. — Der Kaiser war dauernd sehr guter Laune und immer sehr freundlich gegen mich. Ich frühstückte jeden Morgen mit ihm und den beiden Flügeladjutanten vom Dienst. Die dänischen Herrschaften waren rührend lebenswürdig.

Zum erstenmal habe ich bei der Gelegenheit dieses Besuches, obgleich ich schon so oft in Kopenhagen war, Rosenborg und Frederiksborg zu sehen bekommen, beides höchst interessante Schlösser mit sehr wertvollem Inhalt. Wir waren auch in dem Sanatorium von Professor Finsen, was zwar interessant, aber gräßlich anzusehen war. Nie in meinem Leben habe ich soviel Menschen ohne Nasen gesehen.

Berlin, 10. April 1903.

Heute waren E. und ich in der Kaiser-Friedrichs-Kirche, wo wir eine sehr schöne Predigt hörten. Selten ist mir eine Predigt so zu Herzen gegangen und die Erhabenheit des reinen christlichen Glaubens in ihrer undefinierbaren Gewalt so zum inneren Bewußtsein gekommen. Wie beneidenswert sind doch die Menschen, die aus voller innerer Überzeugung diesen friedebringenden Erlöserglauben haben, der dem tief innerlichen Bedürfnis der ringenden und suchenden Menschenseele volles Genügen gewähren muß, wenn er sich wirklich zur ganzen Höhe unerschütterlicher Gewißheit erhebt. Du weißt, daß diese

durch, daß wir das Materielle einfach negieren und verachten, sondern dadurch, daß wir aus ihm die ideellen Momente immer reiner hervortreten lassen, dadurch, daß wir es verklären und durchleuchten mit dem Geistigen, als da ist: Liebe, Sorge für den Nächsten, Zartheit der Empfindung, Nachsicht mit den Fehlern anderer. So werden wir uns im materiellen Kleide eine geistige Welt schaffen, wir werden nicht das Irdische verachten, sondern es veredeln, nicht die Welt, in der wir leben, gewaltsam aus den Angeln heben wollen, sondern unser materielles Dasein als das erkennen, was es sein soll, eine Durchgangsstufe zum besseren Dasein. Wenn wir diese Stufe aus der Leiter der Weltentwicklung herausbrechen wollen, so tritt unser Fuß ins Leere und wir fallen, da wir noch keine Flügel haben. Ich meine, wir sollen fest und sicher auf dieser Stufe stehen, den Blick nach oben gerichtet, im Bewußtsein, daß noch weitere Stufen kommen, aber auch in dem klaren Bewußtsein, daß wir zur nächsten erst weiterschreiten können, wenn wir das Gleichgewicht auf der jetzigen erlangt haben.

Berlin, 16. April 1903.

Ich habe die letzten Tage ein recht interessantes Buch von Chamberlain gelesen, es heißt »Dilettantismus — Babel und Bibel — Rom«, laß es Dir doch kommen. Unter anderem fand ich darin, als Beleg für die mangelhafte Übersetzung der Bibel durch Luther, und damit den Schlußfolgerungen, die man dem Buchstabenglauben machen kann, den Nachweis, daß der erste Vers der Genesis, der nach der Lutherschen Übersetzung lautet: »Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde« — Punkt —, ersteres nur der Vordersatz zu dem dann folgenden Nachsatz: »und die Erde war

den Menschen, die mit all ihrem Menschentum nicht über die stumpfsinnige Frage hinauskommen: Wozu bin ich auf der Welt? Das Stück hat mir einen tiefen und häßlichen Eindruck hinterlassen, und ich kann die Berechtigung dieser Lebensanschauung nicht anerkennen. — Wenn immer nur gesagt wird: Weshalb arbeiten? Es hat ja gar keinen Zweck, ist ja ganz sinnlos, so ist das der Pessimismus in seiner häßlichsten Gestalt. Wäre auch nur eine Figur in dem Stück, die sich durch Arbeit frei machte, so wäre es etwas anderes. Der alte vertrottelte Pilger ist auch kein Lichtpunkt, seine Bemühungen trösten zwar eine Sterbende, treiben aber einen Lebenden in den Tod, und seine Theorie, daß die Menschen nur für den Tüchtigsten da sind, ist wertlos, da kein einziger sich findet, der nun aus eigener Kraft dieser Tüchtigste werden will.

Berlin, 27. April 1903.

— Daß der Anblick einer solchen Verwüstung übel-erregend auf Dich wirkt, kann ich mir wohl erklären. Es ist das Sinnlose, daß Du als solches empfindest, die Zerstörung als solche, ohne denkbaren Grund; man ist gewohnt, Ursache und Wirkung zu verknüpfen, wenn man diese logische Folgerung nicht konstruieren kann, fehlt die Festigkeit der Gedankenverbindung, die Begriffe kommen ins Schwanken, man wird geistig seekrank.

Berlin, 27. April 1903.

Morgen ist der Tag, dem wir alle mit Besorgnis entgensehen, die Besichtigung der Bataillone des 1. Garde-Regiments durch den Kaiser. Kein Mensch freut sich auf diesen Tag, wie es früher war, wenn der alte Herr kam, um sein Regiment zu sehen. Jetzt

streifen, die Tiere beobachten und auf den Gesang der Vögel lauschen, deren Stimmen ich alle kannte, und ich habe die Empfindung, als ob ich heute mich für das moosbekleidete Nest eines Buchfinken noch ebenso lebhaft interessieren könnte wie vor — einem halben Jahrhundert.

Berlin, 14. Mai 1903.

In militärischen Kreisen zerbricht man sich den Kopf darüber, wer das VI. Korps bekommen wird. Genannt wird in erster Linie der Herzog Albrecht von Württemberg. Auch Prinz Friedrich Leopold wird stark gehandelt. Ich glaube, für Breslau wäre es am besten, wenn einmal kein Prinz hinkäme, damit die Leute sich erst einmal wieder beruhigen, und das Wettrennen nach Fürstengunst aufhört.

Berlin, 31. Mai 1903.

Ich habe heute morgen Kirchweih gehabt, das heißt eine Kirche eingeweiht, zusammen mit M., der die Kaiserin vertrat. Wir hörten zwei Predigten, die erste von F., sehr interessant wie immer, mehr philosophisch als dogmatisch. Der Mann macht mir immer den Eindruck, als ob er sich selber davon überreden wollte, daß alles wahr sei, was er sagt, und daß er selber daran glaubt. Aber er ist geistvoll und fesselnd, wenn auch nicht zu Herzen gehend, sondern sich mehr an den Verstand wendend. — Dann kam der Pastor loci mit einer endlosen, inhaltslosen Rede, viel Worte und wenig Sinn. Er versuchte mehr durch Betonung als durch Gedanken die Herzen seiner Zuhörer zu rühren!

Norwegen, Molde, 21. Juli 1903.

Heute bei Tisch erklärte mich der Kaiser für einen Heiden, da ich behauptete, es wären drei Jünger nach

den auch sie einst vergehen, der Unterschied liegt nur in der Spanne der Zeit, und was ist Zeit, wenn man sie mißt an der Ewigkeit!

— Das ist so ein Leben, wie ich es mir wünschen möchte, den Tag, der seine Last gehabt hat, abschließen mit einem Vortrag tiefen Gehalts, und dann vielleicht eine Diskussion zur Klärung der Meinungen, in der jeder einmal hinabsteigt in seine eigene Gedankenwelt und forscht nach der Perle der Wahrheit.

KABINETTSORDER.

Ich kommandiere Sie hierdurch bis auf weiteres zur Dienstleistung zum Chef des Generalstabes der Armee.

Berlin, den 1. Januar 1904.

Wilhelm R.

An Meinen Generaladjutanten, Generalleutnant v. Moltke,
Kommandeur der 1. Garde-Division.

KABINETTSORDER.

Ich ernenne Sie hierdurch, unter Belassung in dem Verhältnis als Mein Generaladjutant und unter Versetzung in den Generalstab der Armee, zum Generalquartiermeister.

Berlin, den 16. Februar 1904.

Wilhelm R.

An Meinen Generaladjutanten, Generalleutnant v. Moltke, Kommandeur der 1. Garde-Division und kommandiert zum Chef des Generalstabes der Armee.

Berlin, 5. März 1904.

Wie hübsch wäre es, wenn wir alle hätten zusammen sein können. Ja, wenn man frei wäre! Nicht bloß meine ungewisse Stellung und Zukunft lastet auf mir, ich empfinde wie einen Druck die ganze Unwahrheit und Unhaltbarkeit unserer vaterländischen Verhältnisse. Das deutsche Volk ist doch in seiner Gesamtheit eine erbärmliche Gesellschaft. Lauter Kirchturms-

nächst ernannt werden wird. — Hoffentlich spricht wenigstens Se. Majestät mit mir vorher und schickt mir nicht wieder einfach einen blauen Brief ins Haus. Ich hatte gehofft, die Entscheidung würde sich hinziehen, bis ich zum Korps heran wäre, darüber können aber noch Gott weiß wie viele Jahre vergehen, da gar kein Avancement mehr ist und die höheren Stellen wie gerammt feststehen.

Ich lese jetzt ein sehr interessantes Buch von Dr. Steiner über Nietzsche, der mir bisher völlig unverständlich war. In diesem Buch ist seine Entwicklung und sein Gedankengang so klar und faßlich dargelegt, daß es eine wahre Freude ist. Wie Schopenhauer alles menschliche Tun und Denken auf den transzendentalen Willen zum Leben zurückführt, so behauptet Nietzsche, daß das Grundmotiv aller Handlungen der reale Wille zur Macht sei. Die Schwachen, die sich fürchten, diesem Willen zur Macht zu folgen, konstruieren sich einen fremden (göttlichen) Willen, dem sie sich unterwerfen. — Daher die Begriffe von Gut und Böse, während in Wirklichkeit gar nicht bewiesen ist, was eigentlich Gut und Böse sei. Jenseits von Gut und Böse. Du mußt das Buch auch einmal lesen. Man bekommt doch einen Begriff davon, was der Mann eigentlich sagen will.

Berlin, 8. März 1904.

Gestern abend habe ich noch ein Buch von Steiner gelesen über Haeckel, das mich, wie alle seine Schriften, sehr interessiert hat. Er bekennt sich in demselben ganz zu der monistischen Naturphilosophie Haeckels (nicht zu verwechseln mit monotheistisch), und es ist mir ganz unbegreiflich, wie er von ihr aus den Sprung zur Theosophie gemacht hat. Ich bin sehr begierig, ihn einmal wiederzusehen, um ihn da-

wundere aufrichtig seine Rüstigkeit. Nicht viele in seinem Alter würden diese Ritte mehr machen, und dabei arbeitet er fleißig im Quartier. Die Offiziere werden gehörig herangenommen, müssen Rekognoszierungen und Erkundungen machen und haben viel zu reiten und zu schreiben.

St. A v o l d, 18. Juni 1904.

Ich wohne im »Hotel zur Post« in dem Zimmer, in dem der alte Kaiser Wilhelm 1870 vom 11. bis 13. August gewohnt hat. Onkel Helmuth hat auch hier gewohnt. Heute ist Sonntag, und die Pferde haben Ruhetag, der ihnen sehr angenehm sein wird. — Von 4 Uhr ab wurde das Kriegsspiel im Zimmer fortgesetzt bis 7 Uhr, wo wir aßen. Graf Schlieffen fragt mich ab und zu um meine Ansicht, und diese deckt sich fast nie mit der seinigen. Man kann sich keine größeren Gegensätze denken, als unsere beiderseitigen Ansichten. Ich sage aber die meinige rund heraus, und er nimmt meine Äußerungen mit Anstand und Würde entgegen.

Berlin, 29. Juni 1904.

Der vierzehntägige Ritt durch die Reichslande hat mich sehr interessiert. Elsaß und die Vogesen sind ein herrliches Land. In Lothringen verkommt die Bevölkerung in Schmutz und Indolenz. Ich habe mit Kummer gesehen, daß eine dreiunddreißigjährige Zugehörigkeit zum Deutschen Reich ohne die mindeste Einwirkung geblieben ist, die dortigen Landräte oder, wie sie da heißen, Distriktsdirektoren, müßte der Teufel holen. Es ist rein gar nichts geschehen, nicht mal eine ordentliche Verwaltungsbehörde ist eingerichtet, und alles geht im gröbsten Schlendrian, wie es eben mag. Von der Liederlichkeit der Felder-

Norwegen, Bergen, 12. Juli 1904.

Gestern nach Tisch las der Kaiser einen hübsch geschriebenen Artikel aus einer englischen Zeitschrift vor, den er gleich ins Deutsche übersetzte, über das Radium und seine merkwürdigen Eigenschaften. Zur Begrifflichmachung des Atoms, des kleinsten, nicht mehr zerlegbaren Teiles eines Körpers, war folgendes Bild gebraucht. Man denke sich einen Wassertropfen bis zur Größe der Erde vergrößert, dann würde ein Atom etwa die Größe einer Walnuß haben. In diesem Atom sind etwa hundertfünfzigtausend sogenannte Elektronen enthalten. Wenn man sich nun dieses Atom in der Größe der Peters-Kirche vorstellt, so würde jedes Elektron die Größe eines Punktes in einer Druckschrift haben. Diese hundertfünfzigtausend Elektronen sind durch Zwischenräume getrennt, die sich zu ihrer Größe verhalten, wie die Abstände der Planeten von der Sonne und alle diese Elektronen bewegen sich mit rasender Schnelligkeit um den Zentralpunkt des Atoms. Die größte bisher bekannte Schnelligkeit eines Körpers ist diejenige des Sterns Arkturus, der hundert Meilen in der Sekunde zurücklegt. Die Bewegungsschnelligkeit der Elektronen beträgt etwa das dreifache davon. Sie werden unablässig von dem Radium hinausgeschleudert und durchdringen ungehindert eine fünfzöllige Panzerplatte. — Bei der merkwürdigen Erscheinung, daß sich das Element Radium in das Element Helium umwandelt, eine Erscheinung, die die Wissenschaft bisher für unmöglich hielt, war gesagt, hierin läge eine Ehrenrettung für die alten Alchimisten, die dasselbe erreichen wollten und über die so viel gespottet sei. — Im Atom wiederholt sich also im Kleinsten die Erscheinung des Sonnen- und Planetensystems im Großen. Alles ist Bewegung, alle

versucht, sich darüber Rechenschaft abzulegen oder den Dingen nachzudenken. Die Menschen sind so denkfaul und legen beiseite, was ihnen Kopfzerbrechen machen könnte und in das gewohnte Lebensschema nicht paßt.

Norwegen, Trondhjem, 23. Juli 1904.

Der Kaiser harangierte mich unterwegs wegen der Manöver usw., ich mußte dem Grafen Schlieffen die Stange halten. Immer mehr sehe ich ein, wie schwierig die Erbschaft sein wird, die sein Nachfolger anzutreten haben wird. Daß dem so ist, ist gewiß zum großen Teil Schlieffens Schuld. —

Bis es dahin kommt, daß die Menschen so vergeistigt sind, um die Naturgewalten zu beherrschen, hat es noch gute Wege. Viele tausende von Jahren werden wohl nötig sein. Du lebst in Deiner eigenen Welt, unter lauter gleichgestimmten Büchern und manchen gleichgestimmten Menschen, da verlierst Du die große Masse der Menschheit aus den Augen, hast gar keine rechte Vorstellung von der riesigen Rückständigkeit derselben und meinst schon Licht zu sehen, wo nichts ist als faustdicke Finsternis. Dein Licht brennt in Deinem Innern, in der schwerlastenden Masse ist's dunkel und wird noch dunkel bleiben in undenkbare Zeiten. Indes, aller Anfang ist klein. Auch der höchste Menscheng Geist mußte sich aus dem Ei der Mutter entwickeln und langsam ausreifen, und sicher ist, daß die Wahrheit siegen wird, wenn auch nach langen und schweren Kämpfen. — Es freute mich so, daß Du mir mal wieder philosophisch geschrieben hast.

Norwegen, Trondhjem, 25. Juli 1904.

Unser Hauptverkehr besteht in Amerikanern. Alle Finanzgrößen der neuen Welt lauern dem Kaiser hier

menschlichem Empfinden und dem Willen zum Leben. — Hier liegen wir nun und essen und trinken, als ob es weiter auf der Welt nichts zu tun gäbe, und dort oben in Schlesien verdurstet das Land, versagt sogar die Erde das einzige, was sie umsonst herzugeben pflegt, das Wasser, müssen die wirtschaftlich Schwachen ihr Vieh verkaufen, vielleicht Haus und Hof verlieren, wieviel vernichtete Existenzen, wieviel verbitterte Herzen, Jammer und Elend, dessen Notschrei freilich nicht hineindringt in die eleganten amerikanischen Decksalons, in denen wir Tee trinken und Zigaretten rauchen. — In solcher Umgebung ist es gut, ein Buch wie das Carlylesche zu lesen!

Norwegen, Molde, 31. Juli 1904.

Alle unsere Gottesdienste fangen mit einem Weheruf des alten Jehova an, wehe dir, daß du dies tust, wehe dir, daß du das tust! — Dann wird das Evangelium verlesen, aber nicht erklärt, sondern der Predigt wird wieder ein alttestamentlicher Spruch unterlegt. Heute hörten wir das Evangelium vom ungerechten Haushalter, eines der verworrensten Gleichnisse aus der ganzen Bibel, das von den Abschreibern der alten Handschriften augenscheinlich völlig mißverstanden oder verstümmelt ist und die Gedanken darüber wohlweislich dem eigenen Scharfsinn der Hörer überläßt.

Ich habe vor einigen Tagen ein Buch gelesen, das Du unbedingt lesen muß, es wird Dich sehr interessieren, es heißt: »Die Quellen des Lebens Jesu« von Professor Dr. Paul Wernle, Basel. Es ist das beste, was ich bisher über die Entstehung der Evangelien gelesen habe und wirkt geradezu überzeugend durch seine Gedankenklarheit und logischen Schlüsse. Für mich war es interessant, meine Ansicht bestätigt zu finden, die ich durch das Lesen der Evangelien ge-

schen gegenüber sein. — Es ist mir völlig unbegreiflich, weshalb man sich über ein Problem in so hohem Maße aufregt, das weder neu noch von welterschütternder Bedeutung ist. Von Hunden, Papageien und Staren hat man schon ganz andere Sachen erzählt und schon in Brehms Tierleben kann man viele Züge von diesen Tieren lesen, die unverkennbar auf einen gewissen Grad von Intelligenz deuten, und wer wollte leugnen, daß ein Hund, der viel mit Menschen verkehrt, bis zu einem gewissen Grade die menschliche Sprache versteht? Das ist doch eigentlich ganz selbstverständlich.

Berlin, 4. September 1904.

Ich hatte immer noch gehofft, Kuropatkin würde in dieser Hauptschlacht obsiegen. Nun wird es wohl zunächst mit ihm alle sein und die Russen müssen einen ganz neuen Feldzug auf neuer Basis anfangen, wenn sie nicht einen demütigenden Frieden auf sich nehmen und damit ihr Prestige vor Europa und Asien in unheilvoller Weise schädigen wollen.

Berlin, 5. September 1904.

Ich habe gestern lange in Chamberlains »Grundlagen« gelesen und gefunden, daß ich viele Erörterungen jetzt viel besser verstehen und beurteilen kann wie früher. Ein Satz fiel mir als sehr treffend auf. Er spricht von der Dualität der Erscheinungen, etwa wie man sagen könnte, der materiellen und geistigen Welt und sagt, man könne diese beiden Seiten des Daseins am besten definieren als die Erscheinungen, die mechanisch erklärbar sind, und diejenigen, die nicht mechanisch erklärbar sind. Das finde ich sehr gut ausgedrückt. »Die vier Religionen« von A. Besant habe ich mit großem Interesse gelesen. R

manœuvre de Saint Privat», aus dem ich einige Stellen ausziehe und ins Deutsche übertrage, die recht lehrreiche Einblicke in die Art und Weise gewähren, wie sich einer der hervorragendsten französischen Militärschriftsteller einen künftigen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich denkt.

Berlin, 20. Dezember 1904.

Daß E. die alten säugenden Madonnen nicht sonderlich gefallen, kann ich mir denken. Sie sind ja auch zum überwiegenden Teil nicht schön, sondern nur interessant als ein Zeugnis dafür, wie sich die Kunst allmählich an der Hand des religiösen Empfindens entwickelte, bis sie schließlich, dieser Lehrmeisterin entwachsen, selbständig wurde und ihre fester werdenden Schritte nun in das große Gebiet der Natur lenkte, wie das Kind es tut, wenn es gelernt hat, alleine zu gehen, und nun in den Garten läuft, um Blumen zu pflücken. — In dieser ersten Zeit des Erwachens der Kunst betätigte sich in ihr ein Drang, das tiefste Empfinden, dessen die Menschen damals fähig waren, das religiöse, dies bewegte sie am tiefgründigsten und sie fühlten den Drang, ihm sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Daher hielten sich alle alten Maler an religiöse Themen und so wurde die Madonnenmalerei die Mutter der heutigen Malerei, wie die christliche Baukunst diejenige der heutigen Architektur. Wie diese alten Maler malten, hatte man noch keine Kunde von den längst verschollenen Meisterwerken griechischer Kunst, das in den mitteleuropäischen Völkern erwachende Bedürfnis nach künstlerischem Ausdruck mußte sich selber tastend seinen Weg bahnen und erst im langsamen Werden viele Roheiten und Kindlichkeiten überwinden.

Euch z. B. Mommsens »Römische Geschichte« verschaffen könntet, vielleicht hat sie jemand von der Botschaft.

Berlin, 29. Januar 1905.

Vor etwa vier Wochen ritt ich eines Morgens mit dem Reichskanzler zusammen im Tiergarten. Das Gespräch kam auf die politische Lage, die damals sehr gespannt war. — Er frug mich, wie wir uns trennten, ob ich nicht bald den Grafen Schlieffen ersetzen würde, mit dem er anscheinend nicht übereinstimmte, worauf ich ihm sagte, ich hoffe, daß dieser Kelch an mir vorübergehen werde. Einige Tage darauf kam . . . zu mir, um mir folgendes zu sagen: Der Reichskanzler habe in einem Gespräch mit Sr. Majestät diesem gesagt, daß ich nicht geneigt wäre, die Stellung eines Chefs des Generalstabs zu übernehmen. Se. Majestät sei hierüber aufs äußerste erstaunt und beunruhigt gewesen, er schicke nun . . . zu mir, um mir zu sagen, daß er unbedingtes Vertrauen zu mir habe. Es habe ihm leid getan, daß, wenn ich nicht annehmen wolle, ich ihm dies nicht selber gesagt habe, und daß er es erst durch den Reichskanzler erfahren habe. Ich hatte nun eine längere Besprechung mit . . ., in der ich ihm meine Gründe entwickelte, die mir die Übernahme dieser Stellung erschwerten. Er war auch mit mir einverstanden und frug mich, ob er Sr. Majestät dies sagen solle, worauf ich ihm erwiderte, es wäre mir das liebste, wenn ich mich selber Sr. Majestät gegenüber aussprechen könne und ich würde Sr. Majestät dankbar sein, wenn er mich empfangen und anhören würde. — Zwei Tage darauf erhielt ich eine Einladung zum Abendessen im Schloß und gleichzeitig die Mitteilung, ich möchte eine halbe Stunde früher kommen und mich bei Sr. Majestät melden lassen. — Daß

der nimmt die Stellung nicht an. — Sie können sich denken, daß ich durch diese Äußerung völlig verblüfft wurde. Ich habe Sie vor einem Jahr zum Generalstab kommandiert, damit Sie sich orientieren sollen, und ich hatte natürlich sicher darauf gerechnet, daß Sie da wären um einzuspringen, wenn der Graf Schlieffen aus irgendeinem Grunde zurücktreten muß. Er ist alt und es kann ihm etwas passieren, er kann krank werden oder dergleichen und dann muß jemand da sein, der ihn ersetzen kann. Nun ist mir noch der General v. der Goltz vorgeschlagen, den ich nicht will, und dann der General v. Beseler, den ich nicht kenne. Sie kenne ich und zu Ihnen habe ich Vertrauen. Ich weiß wohl, daß Sie zu bescheiden sind, um zu glauben, daß Sie der Stellung genügen könnten. Der Graf Schlieffen, den ich gefragt habe, sagt mir, er habe Sie nun ein Jahr beobachtet und könne mir keinen besseren Nachfolger vorschlagen als Sie in erster Linie. Ihr verstorbener Onkel hat einmal geäußert, es komme bei der Wahl zu dieser Stellung viel weniger darauf an, daß der Betreffende genial sei, als darauf, daß man sich unter allen Umständen auf ihn verlassen könne, der Charakter sei die Hauptsache, dieser ist es, der im Kriege auf die Probe gestellt wird. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich zu Ihnen völliges Vertrauen habe. Sie sind eine bekannte Persönlichkeit in der Armee; jeder schätzt Sie und wird Ihnen wie ich Vertrauen entgegenbringen. Wie ich als junger Mensch auf einmal auf den Thron kam, da habe ich mir auch gesagt, die Aufgabe übersteigt deine Kräfte. Ich war ganz auf mich allein gestellt, niemand konnte mir helfen, und wie ich nun das Schwerste gleich vollbringen mußte, den Abschied von dem alten Reichskanzler, da habe ich mir gesagt, es muß gehen, und ich habe das durchgeführt was

machen, wie sich ein moderner, europäischer Krieg gestalten wird. — Wir haben jetzt eine über dreißig-jährige Friedensperiode hinter uns und ich glaube, daß wir in unseren Anschauungen vielfach sehr friedensmäßig geworden sind. Wie und ob es überhaupt möglich sein wird, die Massenheere, die wir aufstellen werden, einheitlich zu leiten, kann, glaube ich, kein Mensch vorher wissen. Auch unser Gegner ist ein anderer geworden, wir werden es nicht mehr wie früher mit einem feindlichen Heer, dem wir mit Überlegenheit entgentreten können, zu tun haben, sondern mit einer Nation in Waffen. Es wird ein Volkskrieg werden, der nicht mit einer entscheidenden Schlacht abzumachen sein wird, sondern der ein langes, mühevollcs Ringen mit einem Lande sein wird, das sich nicht eher überwunden geben wird, als bis seine ganze Volkskraft gebrochen ist, und der auch unser Volk, selbst wenn wir Sieger sein sollten, bis aufs äußerste erschöpfen wird. Wenn ich nun sehe, wie die strategischen Kriegsspiele, die Ew. Majestät Jahr für Jahr unterbreitet werden, regelmäßig mit der Gefangennahme feindlicher Armeen von fünf- bis sechshunderttausend Mann, und zwar nach Verlauf weniger Operationstage enden, so kann ich mich der Empfindung nicht verschließen, daß dieselben den Verhältnissen des Krieges in keiner Weise gerecht werden. Solche Kriegsspiele kann ich nicht machen. Ew. Majestät wissen selber, daß die von Ihnen geführten Armeen regelmäßig den Gegner einkesseln und so angeblich den Krieg mit einem Schlage beenden. Diese Resultate sind meiner Meinung nach nur dadurch zu erreichen, daß den Verhältnissen in einer Weise Gewalt angetan wird, die dem Grundsatz, daß das Kriegsspiel eine Studie für den wirklichen Krieg sein soll und daß es alle Reibungen und

nicht von einem seiner Generale geschlagen werden. Das ist auch ganz richtig. Ew. Majestät dürfen daher überhaupt nicht führen. Lassen Ew. Majestät sich doch ein Kriegsspiel vorlegen, in dem Ew. Majestät die Oberleitung haben und so über den Parteien stehen, statt selber Partei zu sein.

Der Kaiser pflichtete mir hierin bei. — Ich sagte ihm dann noch, wenn Ew. Majestät sich bei den Herren erkundigen wollten, ich glaube, alle würden bestätigen, was ich hier gesagt habe, das heißt, wenn sie den Mut haben, Ew. Majestät die Wahrheit zu sagen.

Und dasselbe, was ich vom Kriegsspiel gesagt habe, gilt auch von den Manövern. Der Wert der großen Manöver als Vorbereitung für den Krieg liegt in der Übung der höheren Führer einem Gegner gegenüber, der eigenen Entschluß hat. Die Truppe als solche lernt in den großen Manövern weniger als in den Detachementsübungen, bei denen man auf alle Details achten kann. Wenn nun die Entschlüsse der Kommandierenden Generale immer durch das Eingreifen Ew. Majestät beeinflußt werden, so wird ihnen die Lust zur Initiative genommen, sie werden unlustig und unsicher gemacht.

Hier unterbrach mich der Kaiser wieder und sagte, er habe den Kommandierenden Generalen immer die Freiheit des Entschlusses gelassen. Ich erwiderte: In dem letzten Kaisermanöver bin ich als Schiedsrichter verwendet worden, war daher nicht selber zugegen, aber es ist mir gesagt worden, daß Ew. Majestät an einem Tage dem Kommandierenden General des .. Armeekorps den Befehl für sein Korps, entgegen seinen Absichten wörtlich diktiert hätten. — Das mußte Se. Majestät zugeben. Er sagte: Ach ja, das war, wie er mit seinem Korps zurückgehen wollte, so daß es an dem Tage zu gar keinem Gefecht ge-

manœuvre de Saint Privat», aus dem ich einige Stellen ausziehe und ins Deutsche übertrage, die recht lehrreiche Einblicke in die Art und Weise gewähren, wie sich einer der hervorragendsten französischen Militärschriftsteller einen künftigen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich denkt.

Berlin, 20. Dezember 1904.

Daß E. die alten säugenden Madonnen nicht sonderlich gefallen, kann ich mir denken. Sie sind ja auch zum überwiegenden Teil nicht schön, sondern nur interessant als ein Zeugnis dafür, wie sich die Kunst allmählich an der Hand des religiösen Empfindens entwickelte, bis sie schließlich, dieser Lehrmeisterin entwachsen, selbständig wurde und ihre fester werdenden Schritte nun in das große Gebiet der Natur lenkte, wie das Kind es tut, wenn es gelernt hat, alleine zu gehen, und nun in den Garten läuft, um Blumen zu pflücken. — In dieser ersten Zeit des Erwachens der Kunst betätigte sich in ihr ein Drang, das tiefste Empfinden, dessen die Menschen damals fähig waren, das religiöse, dies bewegte sie am tiefgründigsten und sie fühlten den Drang, ihm sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Daher hielten sich alle alten Maler an religiöse Themen und so wurde die Madonnenmalerei die Mutter der heutigen Malerei, wie die christliche Baukunst diejenige der heutigen Architektur. Wie diese alten Maler malten, hatte man noch keine Kunde von den längst verschollenen Meisterwerken griechischer Kunst, das in den mitteleuropäischen Völkern erwachende Bedürfnis nach künstlerischem Ausdruck mußte sich selber tastend seinen Weg bahnen und erst im langsamen Werden viele Roheiten und Kindlichkeiten überwinden.

Euch z. B. Mommsens »Römische Geschichte« verschaffen könntet, vielleicht hat sie jemand von der Botschaft.

Berlin, 29. Januar 1905.

Vor etwa vier Wochen ritt ich eines Morgens mit dem Reichskanzler zusammen im Tiergarten. Das Gespräch kam auf die politische Lage, die damals sehr gespannt war. — Er frug mich, wie wir uns trennten, ob ich nicht bald den Grafen Schlieffen ersetzen würde, mit dem er anscheinend nicht übereinstimmte, worauf ich ihm sagte, ich hoffe, daß dieser Kelch an mir vorübergehen werde. Einige Tage darauf kam . . . zu mir, um mir folgendes zu sagen: Der Reichskanzler habe in einem Gespräch mit Sr. Majestät diesem gesagt, daß ich nicht geneigt wäre, die Stellung eines Chefs des Generalstabs zu übernehmen. Se. Majestät sei hierüber aufs äußerste erstaunt und beunruhigt gewesen, er schicke nun . . . zu mir, um mir zu sagen, daß er unbedingtes Vertrauen zu mir habe. Es habe ihm leid getan, daß, wenn ich nicht annehmen wolle, ich ihm dies nicht selber gesagt habe, und daß er es erst durch den Reichskanzler erfahren habe. Ich hatte nun eine längere Besprechung mit . . ., in der ich ihm meine Gründe entwickelte, die mir die Übernahme dieser Stellung erschwerten. Er war auch mit mir einverstanden und frug mich, ob er Sr. Majestät dies sagen solle, worauf ich ihm erwiderte, es wäre mir das liebste, wenn ich mich selber Sr. Majestät gegenüber aussprechen könne und ich würde Sr. Majestät dankbar sein, wenn er mich empfangen und anhören würde. — Zwei Tage darauf erhielt ich eine Einladung zum Abendessen im Schloß und gleichzeitig die Mitteilung, ich möchte eine halbe Stunde früher kommen und mich bei Sr. Majestät melden lassen. — Daß

der nimmt die Stellung nicht an. — Sie können sich denken, daß ich durch diese Äußerung völlig verblüfft wurde. Ich habe Sie vor einem Jahr zum Generalstab kommandiert, damit Sie sich orientieren sollen, und ich hatte natürlich sicher darauf gerechnet, daß Sie da wären um einzuspringen, wenn der Graf Schlieffen aus irgendeinem Grunde zurücktreten muß. Er ist alt und es kann ihm etwas passieren, er kann krank werden oder dergleichen und dann muß jemand da sein, der ihn ersetzen kann. Nun ist mir noch der General v. der Goltz vorgeschlagen, den ich nicht will, und dann der General v. Beseler, den ich nicht kenne. Sie kenne ich und zu Ihnen habe ich Vertrauen. Ich weiß wohl, daß Sie zu bescheiden sind, um zu glauben, daß Sie der Stellung genügen könnten. Der Graf Schlieffen, den ich gefragt habe, sagt mir, er habe Sie nun ein Jahr beobachtet und könne mir keinen besseren Nachfolger vorschlagen als Sie in erster Linie. Ihr verstorbener Onkel hat einmal geäußert, es komme bei der Wahl zu dieser Stellung viel weniger darauf an, daß der Betreffende genial sei, als darauf, daß man sich unter allen Umständen auf ihn verlassen könne, der Charakter sei die Hauptsache, dieser ist es, der im Kriege auf die Probe gestellt wird. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich zu Ihnen völliges Vertrauen habe. Sie sind eine bekannte Persönlichkeit in der Armee; jeder schätzt Sie und wird Ihnen wie ich Vertrauen entgegenbringen. Wie ich als junger Mensch auf einmal auf den Thron kam, da habe ich mir auch gesagt, die Aufgabe übersteigt deine Kräfte. Ich war ganz auf mich allein gestellt, niemand konnte mir helfen, und wie ich nun das Schwerste gleich vollbringen mußte, den Abschied von dem alten Reichskanzler, da habe ich mir gesagt, es muß gehen und ich habe das durchgeführt was

machen, wie sich ein moderner, europäischer Krieg gestalten wird. — Wir haben jetzt eine über dreißigjährige Friedensperiode hinter uns und ich glaube, daß wir in unseren Anschauungen vielfach sehr friedensmäßig geworden sind. Wie und ob es überhaupt möglich sein wird, die Massenheere, die wir aufstellen werden, einheitlich zu leiten, kann, glaube ich, kein Mensch vorher wissen. Auch unser Gegner ist ein anderer geworden, wir werden es nicht mehr wie früher mit einem feindlichen Heer, dem wir mit Überlegenheit entgentreten können, zu tun haben, sondern mit einer Nation in Waffen. Es wird ein Volkskrieg werden, der nicht mit einer entscheidenden Schlacht abzumachen sein wird, sondern der ein langes, mühevollcs Ringen mit einem Lande sein wird, das sich nicht eher überwunden geben wird, als bis seine ganze Volkskraft gebrochen ist, und der auch unser Volk, selbst wenn wir Sieger sein sollten, bis aufs äußerste erschöpfen wird. Wenn ich nun sehe, wie die strategischen Kriegsspiele, die Ew. Majestät Jahr für Jahr unterbreitet werden, regelmäßig mit der Gefangennahme feindlicher Armeen von fünf- bis sechshunderttausend Mann, und zwar nach Verlauf weniger Operationstage enden, so kann ich mich der Empfindung nicht verschließen, daß dieselben den Verhältnissen des Krieges in keiner Weise gerecht werden. Solche Kriegsspiele kann ich nicht machen. Ew. Majestät wissen selber, daß die von Ihnen geführten Armeen regelmäßig den Gegner einkesseln und so angeblich den Krieg mit einem Schlage beenden. Diese Resultate sind meiner Meinung nach nur dadurch zu erreichen, daß den Verhältnissen in einer Weise Gewalt angetan wird, die dem Grundsatz, daß das Kriegsspiel eine Studie für den wirklichen Krieg sein soll und daß es alle Reihungen und

nicht von einem seiner Generale geschlagen werden. Das ist auch ganz richtig. Ew. Majestät dürfen daher überhaupt nicht führen. Lassen Ew. Majestät sich doch ein Kriegsspiel vorlegen, in dem Ew. Majestät die Oberleitung haben und so über den Parteien stehen, statt selber Partei zu sein.

Der Kaiser pflichtete mir hierin bei. — Ich sagte ihm dann noch, wenn Ew. Majestät sich bei den Herren erkundigen wollten, ich glaube, alle würden bestätigen, was ich hier gesagt habe, das heißt, wenn sie den Mut haben, Ew. Majestät die Wahrheit zu sagen.

Und dasselbe, was ich vom Kriegsspiel gesagt habe, gilt auch von den Manövern. Der Wert der großen Manöver als Vorbereitung für den Krieg liegt in der Übung der höheren Führer einem Gegner gegenüber, der eigenen Entschluß hat. Die Truppe als solche lernt in den großen Manövern weniger als in den Detachementsübungen, bei denen man auf alle Details achten kann. Wenn nun die Entschlüsse der Kommandierenden Generale immer durch das Eingreifen Ew. Majestät beeinflußt werden, so wird ihnen die Lust zur Initiative genommen, sie werden unlustig und unsicher gemacht.

Hier unterbrach mich der Kaiser wieder und sagte, er habe den Kommandierenden Generalen immer die Freiheit des Entschlusses gelassen. Ich erwiderte: In dem letzten Kaisermanöver bin ich als Schiedsrichter verwendet worden, war daher nicht selber zugegen, aber es ist mir gesagt worden, daß Ew. Majestät an einem Tage dem Kommandierenden General des .. Armeekorps den Befehl für sein Korps, entgegen seinen Absichten wörtlich diktiert hätten. — Das mußte Se. Majestät zugeben. Er sagte: Ach ja, das war, wie er mit seinem Korps zurückgehen wollte, so daß es an dem Tage zu gar keinem Gefecht ge-

korps beurteilt sie und die Kritik wird immer schärfer. — Und dann kommt noch eins hinzu. Die Truppen bekommen Ew. Majestät nicht zu sehen, was von der größten Wichtigkeit ist, denn der Soldat, der Ew. Majestät im Manöver gesehen hat, vergißt das sein ganzes Leben lang nicht. — Ew. Majestät wollen zu Gnaden halten, wenn ich mich freier ausgesprochen habe, als Ew. Majestät es zu hören gewohnt sind. Ich würde es nicht gewagt haben, wenn es sich nicht um das handelte, was mir das höchste ist, Ew. Majestät und der Armee Wohl. — Der Kaiser sagte mir nun: Warum haben Sie mir das alles nicht schon längst gesagt? — Ich: Ich habe mich nicht berechtigt gefühlt, Ew. Majestät meine Ansicht aufzudrängen. Es kann doch nicht jeder zu Ew. Majestät kommen und sagen: Ich finde dies nicht richtig, was Sie tun, und das nicht richtig. — Se. Majestät: Sie sind aber Generaladjutant, und da wissen Sie, daß Sie immer kommen können. — Ich: Wenn Ew. Majestät mich um meine Ansicht befragen, werde ich sie immer freimütig äußern.

Der Kaiser gab mir darauf die Hand und sagte: Ich danke Ihnen. — Ich sagte ihm dann: Wenn Ew. Majestät es wirklich mit mir versuchen wollen, dann geben Sie mir doch Gelegenheit, mich einmal zu erproben. Lassen Ew. Majestät mich doch in diesem Jahr einmal die Kaisermanöver anlegen. Geht es gut, können Ew. Majestät mich ja behalten, zeigt es sich, daß es nicht geht oder werden die Schwierigkeiten zu groß, dann stellen Ew. Majestät mich einfach beiseite und nehmen einen anderen. Hier liegt wirklich nichts an einer Person, es kommt nur darauf an, daß der Sache gedient wird. — Der Kaiser war ganz damit einverstanden und sagte: Ich werde es dem Grafen Schlieffen sagen. — Ich: Wenn Ew. Majestät gestat-

Mühe vom Militär unterdrückt worden sind, wobei ziemlich viel Blut geflossen ist. Das waren aber wohl nur die Ballons d'essay. Es gärt überall, besonders in den Kreisen der Intelligenz. Wenn der Zar nicht vernünftig ist und seinem Volk mehr Freiheit gewährt, wird's schlimm werden. Für eine Konstitution und allgemeines Wahlrecht ist Rußland wohl noch nicht reif. Aber er muß eine Habeas-corpus-Akte geben, das heißt einen Schutz gegen Willkür und Gewalt, und eine ständische Vertretung. Damit würden alle zufrieden sein, und er würde der Vater des Vaterlandes sein. Tut er das nicht, sondern beharrt auf dem Standpunkt der brutalen Gewalt, so wird er diese gegen sich selber herausfordern und über kurz oder lang dem Fanatismus zum Opfer fallen. Die Truppen haben sich bisher überall zuverlässig bewiesen, die Gerüchte von Meuterei sind englische Erfindungen. Rußland wird die allerschärfsten Gesetze willig ertragen, aber es müssen eben Gesetze sein und nicht Willkür, bei der kein Mensch sicher ist. — Gebe Gott dem armen Zar verständige Ratgeber. — Der Oberst Schebekow sagte mir neulich, er wäre schon verschiedene Male gefragt worden, ob keine Aussicht wäre, daß ich hingeschickt würde! Wie findest Du das!?

Mit der Kriegsführung steht es auch schlecht für die Russen. Kuropatkin hat einen wieder verunglückten Versuch gemacht, vorzugehen, hat eins auf die Nase bekommen und ist wieder hinter den Hunho gekrochen. Es ist der reine Jammer. Übrigens glaube ich, daß wir indirekt der großen Schwäche Rußlands es verdanken, wenn England jetzt so friedfertig gegen uns ist. Ich denke mir, daß Frankreich in England vorstellig geworden ist, Frieden zu halten. Die Franzosen wissen es ganz genau, daß sie es mit uns zu

Berlin, 6. Februar 1905.

Ich habe jetzt ein sehr interessantes Buch »Paulus, die Anfänge des Christentums und des Dogmas« von Professor Weinel. Ein ganz klein wenig riecht es doch nach Orthodoxie, wenn auch der Professor darüber empört sein würde, wollte man ihm das sagen, denn er ist bekannt als der freisinnigste aller freisinnigen Theologen, aber kein Mensch kann aus seiner Haut, und wenn er auch meint, die christlich-dogmatische Haut, die ihm wohl in der Jugend anerkannt war, ganz abgestreift zu haben, so ist doch noch hier und da ein Lättchen hängengeblieben, so fein, daß man's nicht sehen kann, nur fühlen, wenn man mit dem Finger des Geistes den Aufbau seines Werkes nachfühlt.

Berlin, 7. Februar 1905.

Daß dies Volk (die Italiener), das einst die Welt beherrschte, so heruntergekommen ist, daß sie zu Dieben und Lumpen geworden sind, das ist traurig genug, liegt aber wohl im Lauf der Welt. Sie sind auf dem absterbenden Ast, wir Germanen sind ja noch jünger, werden aber seinerzeit wohl denselben Weg gehen, um jüngeren Platz zu machen. In der Beziehung ist es mit den Nationen wie mit dem einzelnen Menschen.

Berlin, 9. Februar 1905.

Der gestrige Hofball hat mich nicht weiter gefesselt. Es macht mir immer wieder einen ganz merkwürdigen Eindruck, wenn ich den Einzug des Hofes in den Weißen Saal sehe, der Kaiser bringt immer so ein Stück Mittelalter hinter sich her. S. in Perücke, ebenso den alten Süß, den Offizier der Leibwache der Kaiserin ebenso; es ist, als ob die Toten auferstehen mit Zopf und Puder.

machen, wie sich ein moderner, europäischer Krieg gestalten wird. — Wir haben jetzt eine über dreißigjährige Friedensperiode hinter uns und ich glaube, daß wir in unseren Anschauungen vielfach sehr friedensmäßig geworden sind. Wie und ob es überhaupt möglich sein wird, die Massenheere, die wir aufstellen werden, einheitlich zu leiten, kann, glaube ich, kein Mensch vorher wissen. Auch unser Gegner ist ein anderer geworden, wir werden es nicht mehr wie früher mit einem feindlichen Heer, dem wir mit Überlegenheit entgentreten können, zu tun haben, sondern mit einer Nation in Waffen. Es wird ein Volkskrieg werden, der nicht mit einer entscheidenden Schlacht abzumachen sein wird, sondern der ein langes, mühevollcs Ringen mit einem Lande sein wird, das sich nicht eher überwunden geben wird, als bis seine ganze Volkskraft gebrochen ist, und der auch unser Volk, selbst wenn wir Sieger sein sollten, bis aufs äußerste erschöpfen wird. Wenn ich nun sehe, wie die strategischen Kriegsspiele, die Ew. Majestät Jahr für Jahr unterbreitet werden, regelmäßig mit der Gefangennahme feindlicher Armeen von fünf- bis sechshunderttausend Mann, und zwar nach Verlauf weniger Operationstage enden, so kann ich mich der Empfindung nicht verschließen, daß dieselben den Verhältnissen des Krieges in keiner Weise gerecht werden. Solche Kriegsspiele kann ich nicht machen. Ew. Majestät wissen selber, daß die von Ihnen geführten Armeen regelmäßig den Gegner einkesseln und so angeblich den Krieg mit einem Schlage beenden. Diese Resultate sind meiner Meinung nach nur dadurch zu erreichen, daß den Verhältnissen in einer Weise Gewalt angetan wird, die dem Grundsatz, daß das Kriegsspiel eine Studie für den wirklichen Krieg sein soll und daß es alle Reibungen und

nicht von einem seiner Generale geschlagen werden. Das ist auch ganz richtig. Ew. Majestät dürfen daher überhaupt nicht führen. Lassen Ew. Majestät sich doch ein Kriegsspiel vorlegen, in dem Ew. Majestät die Oberleitung haben und so über den Parteien stehen, statt selber Partei zu sein.

Der Kaiser pflichtete mir hierin bei. — Ich sagte ihm dann noch, wenn Ew. Majestät sich bei den Herren erkundigen wollten, ich glaube, alle würden bestätigen, was ich hier gesagt habe, das heißt, wenn sie den Mut haben, Ew. Majestät die Wahrheit zu sagen.

Und dasselbe, was ich vom Kriegsspiel gesagt habe, gilt auch von den Manövern. Der Wert der großen Manöver als Vorbereitung für den Krieg liegt in der Übung der höheren Führer einem Gegner gegenüber, der eigenen Entschluß hat. Die Truppe als solche lernt in den großen Manövern weniger als in den Detachementsübungen, bei denen man auf alle Details achten kann. Wenn nun die Entschlüsse der Kommandierenden Generale immer durch das Eingreifen Ew. Majestät beeinflusst werden, so wird ihnen die Lust zur Initiative genommen, sie werden unlustig und unsicher gemacht.

Hier unterbrach mich der Kaiser wieder und sagte, er habe den Kommandierenden Generalen immer die Freiheit des Entschlusses gelassen. Ich erwiderte: In dem letzten Kaisermanöver bin ich als Schiedsrichter verwendet worden, war daher nicht selber zugegen, aber es ist mir gesagt worden, daß Ew. Majestät an einem Tage dem Kommandierenden General des .. Armeekorps den Befehl für sein Korps, entgegen seinen Absichten wörtlich diktiert hätten. — Das mußte Se. Majestät zugeben. Er sagte: Ach ja, das war, wie er mit seinem Korps zurückgehen wollte, so daß es an dem Tage zu gar keinem Gefecht ge-

korps beurteilt sie und die Kritik wird immer schärfer. — Und dann kommt noch eins hinzu. Die Truppen bekommen Ew. Majestät nicht zu sehen, was von der größten Wichtigkeit ist, denn der Soldat, der Ew. Majestät im Manöver gesehen hat, vergißt das sein ganzes Leben lang nicht. — Ew. Majestät wollen zu Gnaden halten, wenn ich mich freier ausgesprochen habe, als Ew. Majestät es zu hören gewohnt sind. Ich würde es nicht gewagt haben, wenn es sich nicht um das handelte, was mir das höchste ist, Ew. Majestät und der Armee Wohl. — Der Kaiser sagte mir nun: Warum haben Sie mir das alles nicht schon längst gesagt? — Ich: Ich habe mich nicht berechtigt gefühlt, Ew. Majestät meine Ansicht aufzudrängen. Es kann doch nicht jeder zu Ew. Majestät kommen und sagen: Ich finde dies nicht richtig, was Sie tun, und das nicht richtig. — Se. Majestät: Sie sind aber Generaladjutant, und da wissen Sie, daß Sie immer kommen können. — Ich: Wenn Ew. Majestät mich um meine Ansicht befragen, werde ich sie immer freimütig äußern.

Der Kaiser gab mir darauf die Hand und sagte: Ich danke Ihnen. — Ich sagte ihm dann: Wenn Ew. Majestät es wirklich mit mir versuchen wollen, dann geben Sie mir doch Gelegenheit, mich einmal zu erproben. Lassen Ew. Majestät mich doch in diesem Jahr einmal die Kaisermanöver anlegen. Geht es gut, können Ew. Majestät mich ja behalten, zeigt es sich, daß es nicht geht oder werden die Schwierigkeiten zu groß, dann stellen Ew. Majestät mich einfach beiseite und nehmen einen anderen. Hier liegt wirklich nichts an einer Person, es kommt nur darauf an, daß der Sache gedient wird. — Der Kaiser war ganz damit einverstanden und sagte: Ich werde es dem Grafen Schlieffen sagen. . . Ich: Wenn Ew. Majestät gestat-

Mühe vom Militär unterdrückt worden sind, wobei ziemlich viel Blut geflossen ist. Das waren aber wohl nur die Ballons d'essay. Es gärt überall, besonders in den Kreisen der Intelligenz. Wenn der Zar nicht vernünftig ist und seinem Volk mehr Freiheit gewährt, wird's schlimm werden. Für eine Konstitution und allgemeines Wahlrecht ist Rußland wohl noch nicht reif. Aber er muß eine Habeas-corpus-Akte geben, das heißt einen Schutz gegen Willkür und Gewalt, und eine ständische Vertretung. Damit würden alle zufrieden sein, und er würde der Vater des Vaterlandes sein. Tut er das nicht, sondern beharrt auf dem Standpunkt der brutalen Gewalt, so wird er diese gegen sich selber herausfordern und über kurz oder lang dem Fanatismus zum Opfer fallen. Die Truppen haben sich bisher überall zuverlässig bewiesen, die Gerüchte von Meuterei sind englische Erfindungen. Rußland wird die allerschärfsten Gesetze willig ertragen, aber es müssen eben Gesetze sein und nicht Willkür, bei der kein Mensch sicher ist. — Gebe Gott dem armen Zar verständige Ratgeber. — Der Oberst Schebekow sagte mir neulich, er wäre schon verschiedene Male gefragt worden, ob keine Aussicht wäre, daß ich hingeschickt würde! Wie findest Du das!?

Mit der Kriegsführung steht es auch schlecht für die Russen. Kuropatkin hat einen wieder verunglückten Versuch gemacht, vorzugehen, hat eins auf die Nase bekommen und ist wieder hinter den Hunho gekrochen. Es ist der reine Jammer. Übrigens glaube ich, daß wir indirekt der großen Schwäche Rußlands es verdanken, wenn England jetzt so friedfertig gegen uns ist. Ich denke mir, daß Frankreich in England vorstellig geworden ist, Frieden zu halten. Die Franzosen wissen es ganz genau, daß sie es mit uns zu

Berlin, 6. Februar 1905.

Ich habe jetzt ein sehr interessantes Buch »Paulus, die Anfänge des Christentums und des Dogmas« von Professor Weinel. Ein ganz klein wenig riecht es doch nach Orthodoxie, wenn auch der Professor darüber empört sein würde, wollte man ihm das sagen, denn er ist bekannt als der freisinnigste aller freisinnigen Theologen, aber kein Mensch kann aus seiner Haut, und wenn er auch meint, die christlich-dogmatische Haut, die ihm wohl in der Jugend anezogen war, ganz abgestreift zu haben, so ist doch noch hier und da ein Läppchen hängengeblieben, so fein, daß man's nicht sehen kann, nur fühlen, wenn man mit dem Finger des Geistes den Aufbau seines Werkes nachfühlt.

Berlin, 7. Februar 1905.

Daß dies Volk (die Italiener), das einst die Welt beherrschte, so heruntergekommen ist, daß sie zu Dieben und Lumpen geworden sind, das ist traurig genug, liegt aber wohl im Lauf der Welt. Sie sind auf dem absterbenden Ast, wir Germanen sind ja noch jünger, werden aber seinerzeit wohl denselben Weg gehen, um jüngeren Platz zu machen. In der Beziehung ist es mit den Nationen wie mit dem einzelnen Menschen.

Berlin, 9. Februar 1905.

Der gestrige Hofball hat mich nicht weiter gefesselt. Es macht mir immer wieder einen ganz merkwürdigen Eindruck, wenn ich den Einzug des Hofes in den Weißen Saal sehe, der Kaiser bringt immer so ein Stück Mittelalter hinter sich her. S. in Perücke, ebenso den alten Süß, den Offizier der Leibwache der Kaiserin ebenso; es ist, als ob die Toten auferstehen mit Zopf und Puder

daher wirkende Ansprache, darauf Quartett, ein Satz von Haydn und dann Einsegnung, worauf wieder Chorgesang. Dann wurde der Sarg von sechs Unteroffizieren des 1. Garde-Regiments herausgetragen und auf den Leichenwagen gesetzt, der mit sechs Marstallpferden bespannt war und von kaiserlichen Kutschern eskortiert wurde. An der Tete des Zuges die Leib-Kompagnie, dann die Chargierten der studentischen Verbindungen mit ihren bunten Trachten und Federhüten. Hinter dem Sarg der Kaiser mit der ganzen Generalität, und dann ein endloses Gefolge schwarzer Zylinder. Vor dem Schloß schwenkte der Kaiser links, die Kompagnie rechts ab und ließen den Zug an sich vorüberdefilieren. So ist wohl noch kein Künstler geehrt worden, und die kleine Exzellenz wird ihre Freude daran gehabt haben, wenn er sein eigenes Leichenbegängnis etwa hat sehen können!

Berlin, 20. Februar 1905.

Die geistige Ära, auf die Du hoffst, wird, glaube ich, noch nicht so bald kommen. Ich fürchte, daß die Menschheit noch durch viel Blut und Elend wird gehen müssen, bis sie soweit kommt. Wir werden das Tausendjährige Reich wohl nicht mehr anbrechen sehen, auf das die Menschheit schon seit Christi Zeiten hofft. — Die neue schreckliche Bluttat in Rußland ist auch wie eine blutrote Fackel, die in eine dunkle Zukunft leuchtet. Der arme Zar, der selber jeden Augenblick das neue Opfer sein kann! Und dabei keine Energie, um neue Bahnen einzuschlagen und sich und sein Volk zu retten! Ich glaube, daß Rußland und Japan bald Frieden machen werden. Der Krieg ist für ersteres hoffnungslos.

Dann machte er allerlei Entschuldigungen, er habe mich nicht richtig verstanden gehabt usw. — Ich sagte ihm nur, daß ich ihm alles klar und deutlich damals gemeldet hätte. Es war ihm offenbar sehr unangenehm, ich konnte es ja aber nicht ändern, und mir blieb nach den Vorgängen ja gar nichts anderes übrig, als eine Entscheidung Sr. Majestät herbeizuführen. Er hätte sich das ersparen können, wenn er loyaler gegen mich verfahren wäre. Wenn er es auf Biegen oder Brechen ankommen lassen will, so ist mir's auch recht, jedenfalls hat er mich falsch taxiert, wenn er meint, mich einfach beiseite drücken zu können. In diesem Fall habe ich nun gesiegt, was er sich hätte anders und ohne alle Unannehmlichkeiten einrichten können, wenn er sich auf den Standpunkt gestellt hätte, einem Mann, den er selber als seinen Nachfolger bezeichnet hat, zu helfen, statt ihn gewissermaßen zu behumpsen. Ich bin übrigens nicht nachträglich, und an mir wird's nicht liegen, wenn mein Verhältnis zu ihm gestört werden sollte. — Dies mußt Du natürlich für Dich behalten. Ich weiß, daß Du das sowieso tust, und sage es nur für mich, nicht für Dich.

Berlin, 11. März 1905.

Ich traf Frau v. B., deren Mann, wie Du weißt, mit dem Prinzen Friedrich Leopold in der Mandschurei bei den Japanern ist, wo er in diesen Tagen wohl Zeuge des großen Sieges gewesen ist, den die Japaner über die Russen erfochten haben. Mit letzteren ist es nun wohl definitiv vorbei. Es scheint, als wenn die Armee vollständig geschlagen und zersprengt ist und wohl zum größten Teil in Gefangenschaft geraten. Eine fürchterliche Blamage für die Russen, die gegen hunderttausend Mann stärker waren als die Ja-

dem Beispiel der Städte folgen werden. Bei der letzten Niederlage bei Mukden haben sie den dritten Teil ihrer Armee an Toten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt, gegen 150 000 Mann und 60 Geschütze.

Berlin, 21. März 1905.

Ich habe im Generalstab jetzt eine andere Quartiermeisterstelle als bisher. Ich wollte gern tauschen, und bat Graf Schlieffen darum, der es sofort genehmigte. Jetzt habe ich die Abteilungen, in denen Rußland, Japan, Frankreich, England, Österreich, Italien, Schweiz, Türkei usw. bearbeitet werden, was ungleich interessanter ist als meine bisherige Stellung. So bekomme ich alle Berichte aus erster Hand und die Nachrichten aus der ganzen Welt.

Was aus dem russischen Feldzug werden soll, ist mir ganz unklar. Es scheint wirklich, daß die Russen den Krieg fortsetzen wollen. Menschen haben sie ja genug, aber es wird allmählich knapp mit dem Gelde werden, was nicht so leicht zu beschaffen ist. — Nach ungefährender Schätzung müssen sie in ein bis zwei Monaten mit ihrem Gelde fertig sein. Vorläufig befindet sich die gesamte Armee in ununterbrochenem Rückzug, und die Japs sind immer feste hinterher. Zu einer Vernichtung der Russen, oder selbst nur Gefangennahme größerer Teile derselben, haben sie es aber auch diesmal nicht gebracht.

Berlin, 31. März 1905.

Ich habe immer ein Gefühl der Beschämung als Europäer, wenn ich mit diesen kleinen gelben Leuten zusammenkomme, die seit ihren Erfolgen im Kriege auf uns alle mit souveräner Verachtung herabsehen. — Es scheint übrigens, als ob die Russen jetzt Frieden machen wollen, es heißt, der Zar wäre

interessant fand. — Ich bin sehr froh, daß alles gut eingeleitet ist, und habe die verwegene Hoffnung, daß es gelingen wird, einmal ein kriegsmäßiges Manöver ohne gewaltsame Eingriffe und ohne unnatürliche Kavallerieschlachten usw. zu machen. — Gelingt mir dies, so habe ich nicht umsonst gelebt. Übrigens würde ich keinen Moment zögern, meine Person der Sache wegen einzusetzen, wenn es nötig werden sollte. Ich hoffe aber, daß alles gut gehen wird. Der Kaiser wollte augenscheinlich mir in allem entgegenkommen und war überaus gnädig und zufrieden. Damit ist mir eine Besorgnis, die ziemlich schwer auf mir lag, abgenommen, und ich habe Hoffnung und Vertrauen. — Ich weiß, daß wenn es mir gelingt, den Kaiser von unmilitärischen Unnatürlichkeiten abzuhalten, ich der Armee einen großen Dienst erweise, und nicht bloß ihr, sondern auch Sr. Majestät selber. Das ist ein Ziel, das wohl des Strebens wert ist, und neben dessen Erreichung die Person des einzelnen nicht ins Gewicht fallen kann.

Schweden, Hernösand, 18. Juli 1905.

Die norwegische Krise scheint sich dahin aufzulösen, daß Prinz Karl von Dänemark als Prätendent kandidieren wird, da der König von Schweden keinen Prinzen geben will. Damit würde der englische Einfluß in Norwegen dominierend werden, da der Prinz ein Schwiegersohn König Eduards ist. Ob die Norweger ihn wollen, weiß ich nicht, ich glaube aber, daß der Ehrgeiz dieses Volkes dahin geht, einen eigenen König zu haben. Ein Wiederezusammenschluß mit Schweden scheint mir ganz ausgeschlossen. Auch diese Angelegenheit ist ein Teil des großen Unsicheren und Ungewissen, das rings umher aufsteigt. Wer doch in die Zukunft sehen könnte, und doch, man

Tages. Alle möglichen Kombinationen wurden laut, aber wir erhielten keine Aufklärung. Es wurde Nachmittag, noch immer kein Land in Sicht, und immer der Kurs nach Osten. — Plötzlich kam ein Schiff in Sicht, ein Kriegsschiff, das salutierte, es führte die russische Flagge. Nun wurde unsere Vermutung zur Gewißheit, wohin wir aber fuhren, ahnte keiner von uns. Der Kaiser war undurchdringlich geheimnisvoll. Die Seeoffiziere hatten strenge Order, keine Auskunft zu geben. — Um 6 Uhr, wie wir alle im Salon saßen und hin und her rieten, ob Reval, ob Riga, ob Kronstadt, kam der Kaiser herein und sagte: »Nun, Kinder, macht euren Paradeanzug in Ordnung, in zwei Stunden steht ihr vor dem Kaiser von Rußland«. — Kein Mensch sagte ein Wort, wir waren wie erschlagen, Totenstille im ganzen Raum. Keiner von uns ahnte die Motive dieses plötzlichen und so geheimnisvoll eingeleiteten Besuchs, wir alle aber empfanden die ungeheure politische Wichtigkeit der kommenden Stunden, deren Folgen niemand berechnen konnte. — Um 9 Uhr liefen wir in eine Bucht ein, flache einsame Ufer, mit dürftigen Tannen bestanden, felsige Höhen dahinter, keine menschliche Wohnung, soweit das Auge reichte, kein lebendes Wesen, grauer Himmel, graues Wasser und eine unendliche Einsamkeit. Vor uns im herabsinkenden Dunkel ein mächtiges dunkles Schiff, der »Polarstern« mit dem Zaren an Bord. Wir gingen in geringer Entfernung von ihm vor Anker, die Boote wurden zu Wasser gelassen, und der Kaiser fuhr hinüber. Bald darauf wurde nach uns geschickt, wir sollten alle hinüberkommen. Wenige Minuten später standen wir auf dem Deck des »Polarstern« und wurden von dem Kaiser dem Zaren vorgestellt. Er sah ernst, aber nicht gebrochen aus, wie er so oft geschildert worden ist. Uns alle redete er auf deutsch

neben dem Dr. Hirsch, der sich sehr offen aussprach. Er sagte, es sei eine große Freude für den Zaren gewesen, zu sehen, daß sich in seinem Unglück noch jemand um ihn bekümmere, und man könne unserem Kaiser nicht dankbar genug für diesen Freundschaftsbeweis sein. — Der Zar habe alle Unglücksfälle standhaft und ruhig ertragen, seine Gesundheit sei gut und seine Nerven vollkommen in Ordnung. Mit großer Verachtung sprach der alte Herr von der Umgebung seines Monarchen. »Sie können sich denken,« sagte er, »daß es für den Zaren eine wahre Erholung sein muß, sich in einem Kreise anständiger Menschen zu fühlen. Sehen Sie doch seine Umgebung an, keine Intelligenz, alle unter Mittelmäßigkeit, kein Herz und Gefühl.« — Im Verkehr zwischen den beiden Kaisern herrschte eine große Herzlichkeit, unser Kaiser erzählte uns nachher, der Zar sei ihm, wie sie alleine gewesen, wiederholt um den Hals gefallen und habe ihn umarmt und geküßt. — Unter allen russischen Herren herrschte eine unglaubliche Energielosigkeit in bezug auf den Krieg. Keiner kam über den Gedanken hinaus, daß man abwarten müsse, was die Japaner weiter unternehmen würden, keine Spur von Offensivgeist. Auf die Frage, ob die Russen, wenn die Armee nun, wie behauptet wurde, wieder ganz retabliert sei, nicht die Japaner angreifen und werfen würden, wurde erwidert, das sei nicht möglich, denn beide Heere hätten so feste Stellungen inne, daß der Teil, der angreifen werde, unfehlbar abgeschlagen werden würde. Was denn nun werden solle, wenn die Japaner auch ihrerseits nicht angriffen? Dann würde der Krieg so lange dauern, bis Japan erschöpft sei. — Über die innerpolitischen Verhältnisse waren die Meinungen im ganzen sehr optimistisch, Rußland habe schon wiederholt dergleichen

die graue Einsamkeit, die weltferne Bucht, ein Auf-
flackern der Dankbarkeit bei dem Herrscher, der vor
Jahr und Tag das stolze Wort sprach: »Man greift
Rußland nicht an, es ist kein Staat, dem man den
Krieg erklärt, es ist ein Kontinent« — und der nun mit
suchender Hand nach dem festen Stab Deutschlands
greift, — das alles machte einen tief ergreifenden Ein-
druck. — Und dann am Nachmittag des zweiten Ta-
ges Abschied, Salut, Umarmung, Dank und abermals
Dank, daß Du gekommen! — Die Schiffe dampfen
langsam an, fahren eine zeitlang nebeneinander her,
die Kaiser stehen auf Deck, winken und grüßen, die
Klänge der russischen Nationalhymne und das »Heil
Dir im Siegeskranz« mischen sich, die Matrosen ru-
fen ihre Hurras hinüber und herüber, dann dreht der
»Polarstern« nach Norden, wir nach Westen, noch ein-
mal werden Signale getauscht: Glückliche Reise! —
dann verschwindet das mächtige, dunkle Zarenschiff
allmählich unseren Augen und taucht in die graue,
neblige Ferne, während wir dem offenen Meere zu-
steuern. Die Entrevue ist vorüber und vor uns steht
riesengroß und dunkel wie die Sphinx die Frage:
Was wird die Folge dieser Stunden sein?

Wie anders ist diese Reise, als die Fahrten in den
norwegischen Fjorden. Wir suchen diesmal nicht die
Stille der Gletscherwelt und der hellen Nächte. Wir
fahren umher und drehen das Seil der Politik, dessen
Ende sich im Finstern der Zukunft verliert und das
unser Vaterland mit seinen sechzig Millionen Men-
schen dem Unbekannten entgegenführen wird. Gebe
Gott, daß es zu seinem Heil ist.

D a n z i g , 30. Juli 1905.

Die Mißstimmung zwischen Deutschland und Eng-
land verschärft sich leider in einer bedrohlichen

Freundlichkeit, von einer so wohltuenden, vornehmen Atmosphäre. Kaiser und König waren gegenseitig sehr befriedigt voneinander. Gestern abend war ein Diner bei unserem Gesandten Schön. Der Kaiser war in strahlender Laune. Wir kamen erst gegen 12 Uhr an Bord zurück. Heute morgen 10 Uhr sind wir in See gegangen und fahren jetzt bei Sonnenschein und stillem Wetter durch den Sund nach Saßnitz.

Saßnitz, 3. August 1905.

Daß wir in ernsten politischen Zeiten leben, ist gewiß. Man braucht ja nicht gleich das Schlimmste zu befürchten, aber Zündstoff genug ist da, darin hast Du ganz recht. — Das Schlimmste für uns ist die Eifersucht Englands auf unseren aufstrebenden Handel und unsere industrielle Entwicklung. Wenn man die englischen Zeitungen einsieht, erschrickt man vor der systematischen und gehässigen Deutschenhetze, die durch die Blätter aller Parteien geht. Die Presse ist geradezu blutdürstig und möchte uns am liebsten mit Stumpf und Stiel ausrotten, um unbeschränkt die Welt beherrschen und ausbeuten zu können. Diese Zeitungsschreiber und Schreier richten viel Unheil an und spielen gewissenlos mit dem Feuer. Wenn's zum Schlagen kommt, brauchen sie ihre Haut freilich nicht zu Markte zu tragen, bleiben hübsch daheim, tauchen die Feder in Gift und Galle und lassen die anderen sich totschiessen.

Saßnitz, 5. August 1905.

Ich werde wohl erst am 8. oder 9. nach Berlin zurückkommen, da ich noch einen Tag nach Norderney muß, wo ich einen kaiserlichen Auftrag an Bülow auszurichten habe.

Marokko-Angelegenheit mit einemmal erkannten, daß sie benutzt werden sollten, den Engländern die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und daß sie, wenn die Sache schief ging, alleine die Zeche zu bezahlen haben würden. Mit dem Sturz Delcassés fingen die schönen Pläne an zu zerfließen, denn die Franzosen wollen keinen Krieg, in dem sie es alleine mit Deutschland zu tun haben. Die russische Hilfe, auf die sie seit Jahren gerechnet haben, versagt wegen der russischen Schwäche. So ist England auf sich alleine angewiesen und findet nun auf einmal, daß eigentlich gar kein Grund vorliegt, sich mit dem deutschen Vetter zu zanken! So liegen die Sachen, und es ist das unbestreitbare Verdienst Bülow's, das Gewebe, das sich um Deutschland spannt, erkannt und mit kräftigem Griff zerrissen zu haben. Die Marokko-Sache, die bei uns vielleicht kaum begriffen wurde, war die Staroperation für Frankreich. Das deutsche Volk ahnt aber gar nicht, wie nahe das Verhängnis über seinem Haupte schwebte.

Berlin, 11. August 1905.

Dem alten Schlieffen geht es verhältnismäßig gut. Er muß aber noch längere Zeit liegen, da der Beinknochen leicht angeknaxt ist. Zum Glück war das Pferd, das ihn schlug, hinten nicht beschlagen, sonst wäre fraglos der Knochen zersplittert worden. Das Manöver wird er wohl nicht mitmachen können. — Ich habe für die Kavallerie-Aufklärungsübung in Preußen ein Automobil gestellt bekommen. Für die Manöver haben wir einige vierzig Maschinen zur Verfügung, die auf die Korps und Divisionen verteilt werden, so daß wir mit ganz modernen Hilfsmitteln arbeiten können.

festen Hand wird jedenfalls dazu gehören, diesen riesigen Staatskörper zu leiten, wenn er in abschüssige Bahnen gerät. Nicki wird sie wohl nicht haben! — Der freundnachbarliche Besuch der englischen Flotte in der Ostsee steht uns bevor. Hoffentlich behalten wir kaltes Blut von oben bis unten, zwar ist meine Hoffnung darauf minimal. Ein Regierungskommuniqué, das den Deutschen Verhaltensmaßregeln vorschreibt und ihnen wohlanständiges Benehmen empfiehlt, ist gut gemeint, wird aber an der politischen und Bildungsunreife unseres Volkes spurlos vorübergehen. Unsere leider so ganz ungebildete Presse wird wohl Orgien feiern.

Berlin, 22. August 1905.

Ich mache die Übungen J. P. Müllers gewissenhaft jeden Morgen, und sie bekommen mir ausgezeichnet. Dieser Müller würde ein Segen für die Menschheit sein und zahllosen Ärzten das Handwerk legen, wenn er allgemein befolgt würde. Aber dazu sind die meisten Menschen wieder zu bequem, sie lassen es gehen, solange es geht, und wenn der vernachlässigte Körper sich rächt und krank wird, dann müssen Medizin und Bäder heran, um die Symptome zu bekämpfen, während das Grundübel unbeachtet bleibt. —

Die japanisch-russischen Friedensverhandlungen scheinen sich endgültig zu zerschlagen, und bald wird das Gemetzel in der Mandschurei wohl wieder anfangen. — In der allgemeinen politischen Stimmung hat sich bei uns und um uns nichts geändert. Alle anderen Nationen sind ziemlich einstimmig darin, auf Deutschland zu schimpfen und die ausgestunkensten Lügen über uns in die Welt zu setzen. Ich glaube, nichts würde eine so allgemeine Weltfreude zu erregen imstande sein, als wenn Deutschland gehörig

des Krieges hervor, der über uns hängt wie eine Wetterwolke. Und keine Einsicht und keine Umkehr auf diesem Wege, es wird nur immer schlimmer. —

Ich traf heute ... im Tiergarten, der schrecklich nervös herunter und fast fertig ist. Er klagte, daß es kaum mehr zum Aushalten sei. Ja, er hat viele Leidensgefährten. Wieviel guter Wille ist da bei so vielen, und wie schwer wird es jedem gemacht, der gerne sein bestes Können einsetzen möchte und der nie mit Freuden Ja sagen kann. Wir alle leben unter einem dumpfen Druck, der die Schaffensfreude ertötet, und kaum jemals kann man etwas beginnen, ohne die innere Stimme zu hören: Wozu, es ist ja doch vergebens. — Nun aber genug mit diesem Jeremiasbrief. Das sind Wolken, die vergehen, und die Sonne steht doch am Himmel, und sie ist der Glaube an die Zukunft unseres Volkes und Vaterlandes. —

Was Du über die Notwendigkeit eines gesunden Seelenlebens sagst, ist gewiß richtig. Leider sind wir äußerst weit von einem solchen entfernt. Der Lateiner hat das Sprichwort: »Mens sana in corpore sano«, das heißt: »Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper«. Wo beides zusammentrifft, ist das höchste erreicht. Ich finde, wir sollen nur immer mit dem Körper anfangen, und es scheint mir, daß Müller ein guter Wegweiser dazu ist.

Berlin, 31. August 1905.

Graf Schlieffen kann noch immer nicht wieder gehen. Er wird das Manöver nicht mitmachen. Es ist ja gut, daß ich es in diesem Jahr angelegt habe. Gesehen habe ich ihn noch immer nicht. Die Abteilungschefs kommen nun mit allen Vorträgen und Unterschriftsachen zu mir, so daß ich dauernd in Anspruch genommen bin.

men war, es konnte eben nicht weiter kriegen, wohl hauptsächlich aus Mangel an Geld, und ich glaube, ein taktischer Erfolg der Russen im Felde hätte genügt, um die ganze Situation umzuwerfen. Daß die Russen sich zu einer energischen Anstrengung nicht aufraffen konnten, war ein Glück für Japan. Die hochmütige Eingebildetheit der Russen, die jetzt bereits erklären, sie hätten zwar etwas Unglück gehabt, aber geschlagen wären sie nicht, hat sich bei den Friedensverhandlungen in schönstem Licht gezeigt, hat aber diesmal einen guten Erfolg gehabt, sie scheint ein Bluff für die Japaner gewesen zu sein. — Welche weiteren Folgen der Friedensschluß in der großen internationalen Politik haben wird, ist wohl kaum schon jetzt zu übersehen. England scheint mir den größten Nutzen aus der Sache zu ziehen. Wie gewöhnlich, wenn sich zwei Völker die Köpfe einschlagen, hat es still im Hintergrund gestanden, um seinen Vorteil abzapfen. Nach dem neuen Bündnisvertrag mit Japan hat England sich die Beihilfe der Japaner für den Fall gesichert, daß es in Indien angegriffen werden sollte. Damit hat es eine erhebliche Sicherung für diese seine Achillesferse erreicht und würde mit vielem Vergnügen sehen, wie die Japaner sich für es totschießen lassen, während England nur einige Schiffe und einiges Geld zu der Sache beizusteuern brauchte. Die Gegenleistung soll angeblich in einer englischen Hilfe bestehen, wenn die Errungenschaften Japans aus dem russischen Kriege bedroht werden sollten. Daß Rußland das einzige Land ist, das dies unternehmen könnte, daß es aber auf lange Jahre hinaus dazu nicht in der Lage sein wird, wissen die Engländer nur zu gut. — Es wird also gute Weile haben, bis ihr Teil des gemeinsam ausgestellten Wechsels eingeklagt werden wird.

in ihm den gleich gütigen Herrn gefunden, und niemals hat er mir es nachgetragen, wenn ich ihm freimütig entgegentrat. Ich würde nach diesen Erfahrungen beruhigter der Zukunft entgensehen, wenn ich nicht genau wüßte, daß die Hauptschwierigkeiten für mich erst beginnen werden, wenn ich definitiv die Stellung übernommen habe, die der Kaiser mir zugedacht hat. Bisher war ich ihm ein unsicherer Kantonist, der immer auf dem Sprung stand, ihm auszubrechen, mit dem Amt aber wird mir die Kette angelegt, an der meine Überzeugungen sich wundscheuern und -zerren werden, und es ist schwer, eine Fessel zu brechen, die man sich freiwillig hat anlegen lassen. — Der Kaiser hat mir einen sehr hohen Orden verliehen, der mir ziemlich gleichgültig sein würde, aber er hat, entgegen allem Gebrauch, die Verleihung mit einer Kabinettsorder verbunden.

Wie das Manöver schloß, rief mich der Kaiser heran, gab mir die Hand und sagte mir: »Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen zu danken. Es ist das keine Redensart, es ist aufrichtig gemeint. Ich habe noch nie so interessante und so wirklich kriegsmäßige Manöver gehabt wie diesmal. Ich hätte gerne in meiner Besprechung Ihnen diesen Dank zum Ausdruck gebracht, aber ich fürchtete, es würde Ihnen nicht angenehm sein.«

Ich sagte dann dem Kaiser: »Ich danke Ew. Majestät, daß Sie meiner keine Erwähnung getan haben, denn es liegt nichts an der Persönlichkeit. Wenn aber Ew. Majestät sagen, daß die Manöver kriegsmäßig verlaufen sind, so ist dies nur dadurch ermöglicht worden, daß Ew. Majestät mir volle Freiheit gelassen, daß Sie mich in allen meinen Ansichten unter-

gelingen wird, die vielfachen und schwierigen Aufgaben des Generalstabes, insonderheit diejenigen, welche Ihnen als Chef des Generalstabes zufallen, in einer für die Wohlfahrt der Armee, wie des Vaterlandes ersprießlichen Weise zu lösen.

Berlin, den 1. Januar 1906.

Wilhelm R.

**An Meinen Generaladjutanten, Generalleutnant v. Moltke,
Generalquartiermeister.**

KABINETTSORDER.

Ich nehme gern Veranlassung, Ihnen heute bei Beendigung der diesjährigen großen Herbstübungen, die in Anlage und Verlauf voll Meinen Erwartungen entsprochen haben, einen erneuten Beweis Meiner Zufriedenheit und Meiner gnädigen Wertschätzung zu geben und Ihnen den beifolgenden Stern der Komture des Königlichen Haus-Ordens von Hohenzollern zu verleihen.

Liegnitz, den 13. September 1906.

Wilhelm R.

**An Meinen Generaladjutanten, Generalleutnant v. Moltke,
Chef des Generalstabes der Armee.**

KABINETTSORDER.

Ich habe Sie heute zum General der Infanterie befördert und gereicht es Mir zum besonderen Vergnügen, Ihnen dies hierdurch bekanntzumachen.

Bonn, den 16. Oktober 1906.

Wilhelm R.

**An Meinen Generaladjutanten, Generalleutnant v. Moltke,
Chef des Generalstabes der Armee.**

Generalstab Berlin, 19. Mai 1907.

Du hast ja Verständnis dafür, daß die Dinge dieser Welt, für die ich in meiner Stellung so schwer verantwortlich bin und möglicherweise noch einmal in allerernstester Weise werde aufkommen müssen, mir zurzeit noch näher liegen als Dein Streben. — Ich habe immer das Bewußtsein, daß ich mein Leben

zu vertrödeln gezwungen sein werde. Indessen auch dies ist ja Dienst fürs Vaterland.

Norwegen, Bergen, 7. Juli 1907.

Der Kaiser ist sehr munter und sehr liebenswürdig. Die politischen Aussichten scheinen auch besser zu sein als das Wetter. Die sehr freundschaftlich gehaltene Einladung Onkel Eduards bedeutet fraglos einen Wendepunkt in der englischen Richtung gegen uns. Was diesen Wandel veranlaßt hat, ist mir noch nicht ganz klar, ob es die Verhältnisse in Frankreich sind, ob diejenigen in Indien oder ein Widerstand der Regierung in London, weiß ich nicht. Irgendein gewichtiger Grund muß aber vorliegen, jedenfalls ist diese Einladung ein Symptom. Ich glaube daher, daß die nächsten Wochen ruhig verlaufen werden. —

Es ist Sonntag heute, und wir haben den Gottesdienst mit der obligaten Verfluchung aus dem Alten Testament eingeleitet und dann zum Trost eine Predigt über den Glauben gehört unter Zugrundelegung des Wortes: »Wer da glaubt, wird selig, wer aber nicht glaubet, wird verdammt werden.« — Der Verfasser der Predigt wies nach, wie man sich selber den Glauben nicht geben könne, also im Grunde die ausgesprochenste Prädestinationslehre, daß nämlich Gott nur gewissen Menschen den Glauben und damit die Seligkeit gibt, während die andern, mögen sie sich quälen soviel sie wollen, verloren bleiben, eine der barbarischsten und trostlosesten Lehren, die es gibt. Ich habe mal wieder einen wahren Horror vor dieser Art Religion bekommen, und möchte nur wissen, was die armen Matrosen sich bei der Auseinandersetzung gedacht haben — wenn sie überhaupt etwas gedacht haben! —

auf den Kalauer gestimmten Grundton unseres Kreises und vermisse meine ernste Arbeit. So friere ich innerlich und äußerlich. Ich vertrage die Sache aber von dem Standpunkt der Pflichterfüllung, und meine Gesundheit hat nicht gelitten. Gottlob, daß ich kein Karlsbad oder dergleichen gebrauche.

Generalstab Berlin, 4. August 1907.

Wie ich eben das Datum schrieb, fiel mir ein, daß eine gewisse Ähnlichkeit mit dem heutigen 4. August 07 und demselben Tag vor siebenunddreißig Jahren, 4. August 70, ist, nur die beiden letzten Ziffern sind umgestellt. Am 4. August 1870 hatte ich mein erstes Gefecht, bei Weißenburg. Wie lange das her ist und wie deutlich doch alles vor mir steht. —

Die Entrevue zwischen dem Kaiser und Zaren scheint programmäßig zu verlaufen. Natürlich knüpfen sich an sie die abenteuerlichsten Kombinationen in der Presse. Sie ist meiner Meinung nach von keiner erheblichen politischen Bedeutung. Die Interessen der Länder werden nicht durch die Zusammenkünfte von Monarchen bestimmt, sie gehen ihren eigenen Gang und führen konsequent und unerbittlich zu Kollisionen oder zu Verständigungen. — Zurzeit sieht die Weltlage, soviel ich es beurteilen kann, nicht bedrohlich aus. Unser westlicher Nachbar hat zuviel im eigenen Hause zu tun, um aggressive Politik zu machen, und England scheint sich allmählich in seinen weit gespannten Koalitionen selber zu verstricken. — Solange wir ruhig und stark bleiben, brauchen wir nichts zu fürchten, beides ist allerdings nötig, besonders das letztere. Ein schwaches Deutschland wäre die größte Gefahr für den europäischen Frieden.

Kaiser war guter Laune und enthielt sich jeden Eingreifens. Der Erzherzog Franz Ferdinand, der nach dem Tode des alten Kaisers den österreichischen Thron besteigen wird, hat mir sehr gut gefallen. Er hat wiederholt und lange mit mir gesprochen, ist ein kluger und scharfblickender Herr, der augenscheinlich weiß, was er will. — Die lothringische Bevölkerung war sehr enthusiasmiert, wo sie den Kaiser zu sehen bekam. — Die Truppen waren hervorragend gut. Die Gefechtsausbildung tadellos, alles ordentlich und von großer Ruhe. Dabei gutes Ertragen der zum Teil enormen Marschleistungen. Die militärischen Eisenbahntransporte verliefen ohne Störung, die Eisenbahnabteilung des Generalstabes bewährte sich vorzüglich. In seiner Schlußbesprechung erteilte der Kaiser beiden Korps das größte Lob. — Nun weißt Du wohl genug von den Manövern.

Moltkes Bitte um Enthebung von der Stellung als Chef des Generalstabes.*

Berlin, 25. Februar 1909.

Am 25. hatte ich Vortrag bei Sr. Majestät im Neuen Palais. Ich bat Se. Majestät um eine Aussprache un-

* Ende Februar 1909 richtete der Kaiser ein Schreiben an Moltke, in dem er sich mit Nachdruck dagegen wandte, daß jüngere, zum Generalstab kommandierte Offiziere ein Thema aus dem Zweifrontenkrieg als Schlußprüfungsaufgabe zu bearbeiten hätten. Der Kaiser befürchtete, daß durch eine solche Aufgabenstellung wichtigste militärische Geheimnisse preisgegeben würden. Zudem seien Aufgaben dieses Umfanges nur für Armeeführer und Generalstabschefs zur Durcharbeitung geeignet, keinesfalls für jüngere Offiziere. Der Brief des Kaisers schließt mit dem Ersuchen, in Zukunft möge weiter aus dem bewährten Rahmen eines begrenzten Themas, das den Herren näher läge und keine Rückschlüsse auf Absichten im Ernstfalle zulasse, eine Auswahl für die Arbeiten getroffen werden.

Für Moltke war diese Angelegenheit eine Prinzipienfrage. Moltke hatte das in Frage stehende Thema deshalb gewählt, um gerade auch den Nachwuchs des Generalstabes frühzeitig mit solchen Gedankengängen vertraut zu machen, von denen Moltke annehmen mußte, daß sie im Falle eines Krieges an zahlreiche Generalstabsoffiziere herantreten würden. Er hielt es für notwendig, daß auch diese jüngeren Generalstabsoffiziere über den Rahmen eines begrenzten Themas hinaus Gelegenheit bekämen, sich über solche Lagen ein Urteil zu bilden, die im Ernstfalle mutmaßlich eintreten würden.

Dieser prinzipielle Standpunkt war es, der Moltke dazu bewog, auf das Schreiben des Kaisers hin die Enthebung aus seiner Stellung zu erbitten. (Der Herausgeber.)

Montag wird er nach Berlin gehen, um Bülow zu verabschieden, und den Nachfolger zu ernennen, dann solls nach Norwegen gehen.

Kiel, 16. Juli 1909.

Ich traf auf der Bahn Bülow-Botkamp, der eben von einer Mutung auf Petroleum in Hannover zurückkam. Er sagte, er hätte große Petroleumquellen mit der Wünschelrute festgestellt, es soll nun gebohrt werden. Er kann nun mit der eisernen Rute Petroleum feststellen, mit der Holzrute Wasser. Es muß sich bald zeigen, ob er richtig gemutet hat.

Karlsruhe, September 1909.

Die Tage in Österreich waren sehr hübsch. Herrliches Wetter, interessante Manöver. Ich bin äußerst kameradschaftlich aufgenommen und man hat mir alles gezeigt, was ich sehen wollte. Der alte Kaiser war rührend gütig. Ich traf T., der bei einem Divisionsstabe kommandiert war. Ich war an dem Tage dreizehn Stunden unterwegs, teils zu Pferde, teils per Auto, kam zu spät zur Hoftafel, wo ich dem Kaiser Franz Joseph gegenüber plazierte war. Er freute sich, daß ich soviel Interesse für die Manöver zeige. Es geht mir ausgezeichnet.

KABINETTSORDER.

Die von Ihnen wohl vorbereitete Anlage der diesjährigen grossen Herbstübungen und ihr besonders lehrreicher Verlauf haben Meinen Erwartungen durchaus entsprochen. Ich freue Mich deshalb, Sie heute bei Beendigung der Manöver Meiner im hohen Maße verdienten Anerkennung und Meines Königlichen Dankes versichern zu können. Als ein Zeichen dieses Dankes verleihe

Ordensseggen, der sich von allen Seiten über mich ergossen hat, zu dem übrigen — in der zweiten Schublade meiner Kommode!

**Rede Moltkes bei der Enthüllung der Moltke-Büste
in der Walhalla am 10. Mai 1910.**

Voll Dankbarkeit, daß die Gnade Sr. Königlichen Hoheit des Prinzregenten es uns gestattet hat, an der erhebenden Feier des heutigen Tages teilzunehmen, und tief bewegt in der Erinnerung an unseren großen Schöpfer und einstigen Chef, sind wir, die Vertreter des Generalstabes, in diesen weihevollen Raum eingetreten, der eindringlicher als Worte es vermöchten, von deutscher Geisteskraft und Größe zu uns spricht.

Das, was die Männer geschaffen haben, deren Namen dieser stolze Bau geweiht ist, das haben sie uns, den jetzt Lebenden, als heiliges Vermächtnis hinterlassen, uns liegt es ob, das schwer Errungene treu zu wahren. In Ehrfurcht und Bewunderung blicken wir zu ihnen auf und unverrückbar steht vor unserem Geist das Beispiel und die Lehre, die sie uns gegeben.

Mit dem Generalstab, in dem wie in keiner anderen militärischen Organisation die Angehörigen aller deutschen Kontingente vereinigt sind, feiert das gesamte deutsche Heer und in ihm das deutsche Volk das Andenken seines unsterblichen Führers und Lehrers, des Feldmarschalls Grafen Moltke.

Mit vollem Recht hat ihn der Herr Kriegsminister eine Nationalgestalt genannt. Unberührt von der Parteien Haß und Gunst steht sein Bild in reiner Größe vor den Augen der Nation, das Bild eines Mannes, gleich bewundernswert als Feldherr wie als Mensch, ein Vorbild jedem Strebenden und Kämpfenden, sei

Füßen seiner Büste niederlege, und mit ihm bringen wir dar die nie verlöschenden Gefühle unserer Liebe und unserer Dankbarkeit.

Plön, 19. Juni 1910.

Seit gestern sind wir hier auf diesem schönen Fleck Erde. Ich bekomme freilich wenig davon zu sehen, da ich gestern und heute den ganzen Tag nicht vom Schreibtisch fortkomme. Ich habe schon zwei Besprechungen der bisher stattgehabten Operationen abgehalten, was immer eine tüchtige Arbeit ist, da ich alles im Kopf haben, wiedergeben und beurteilen muß. Gestern abend die zweite, zu der uns der große Saal des hiesigen Kadettenhauses zur Verfügung gestellt war. Morgen vormittag ist die dritte, die Schlußbesprechung, die die ganze Reise abschließt.

Generalstab Berlin, 26. Juni 1910.

Daß Du alle diese alten Stätten einmal wieder sehen kannst, ist mir eine große Freude. Mit diesen Orten geht es genau so wie mit uns Menschen, die wir uns im Laufe der langen Jahre verändert haben und doch dieselben noch sind, wie vor dreißig Jahren. — Wie wunderbar einen die Kinderheimat umfängt, wenn man nach langen Jahren als älterer Mensch sie wieder betritt, habe ich bei meinem vorjährigen Besuch in Ranzau und auch gelegentlich meiner diesjährigen Generalstabsreise in Holstein so tief empfunden. Es ist, als ob die alten Orte die Arme nach einem ausstreckten, als ob die Bäume einen grüßten als alten Bekannten, als ob die Luft sich leichter und wohlgiger atmete und der Erdgeruch einem entgenduftete. Wie schön das alles ist, wie lieb und vertraut und welche Flut von Erinnerungen strömt aus den Stätten der Kinderzeit! Wie wir durch die herrlichen Buchen-

KABINETTSORDER.

Ich bewillige Ihnen hierdurch einen vierwöchigen Urlaub von Mitte April bis Mitte Mai 1911 nach Karlsbad.

Venedig, den 27. März 1911.

Wilhelm R.

**An Meinen Generaladjutanten, General der Infanterie v. Moltke,
Chef des Generalstabes der Armee.**

Karlsbad, 19. April 1911.

Ich mußte dem Arzt meine Krankheitsgeschichte erzählen und er sagte sofort, daß durch die gewaltsame Behandlung meiner Mandeln der Krankheitsstoff in den Körper getrieben worden sei und daß ich wahrscheinlich noch immer an den Folgen laboriere. Er war von der Herztätigkeit durchaus befriedigt. Meinte, es wäre — nachdem er mich lange beklopft hatte — nur eine leichte Indisposition des Magens und eine leichte Schwellung der Leber zu konstatieren.

TELEGRAMM.

General v. Moltke, Königsplatz 6, Berlin.

Magdeburg, den 23. Mai 1911.

Zu Ihrem Geburtstage sende Ich Ihnen, mein lieber Julius, den herzlichsten Glückwunsch. Ich freue Mich zu hören, daß der Aufenthalt in Karlsbad den letzten Rest Ihrer Krankheit beseitigt hat und hoffe, daß Ihre unvergleichliche Arbeitskraft Mir noch lange erhalten bleiben wird zum Besten des Vaterlandes. Möchte die Uhr, die Ihnen als Zeichen meines Gedenkens heute ruhet, Ihnen nur glückliche Stunden schlagen.

Wilhelm R.

Molsheim, 19. Juni 1911.

Mir bekommt das Herumziehen im Lande ausgezeichnet, ich fühle mich vollkommen frisch und wohl, habe keine Spur von irgendwelchen Beschwerden, weder beim Reiten noch bei den langen Fahrten im

Kiel, 4. Juli 1911.

Wir haben uns gestern abend beim Kaiser gemeldet, der sehr vergnügt und gnädig war. Heute morgen haben wir alle die Arbeiten an der Erweiterung des Kaiser-Wilhelm-Kanals besichtigt, die ebenso großartig wie interessant sind. Es wird eine ganz neue Schleuseneinfahrt gebaut, in der die Schleusentore von bisher dreißig auf fünfundvierzig Meter Breite angelegt und die Kanalstrecke dahinter geradegelegt wird. Der ganze Kanal wird entsprechend verbreitert und vertieft. Die ungeheuren Mauerungen der neuen Schleusen stehen schon zum Teil, und mit Staunen blickt man auf die gewaltige Erdbewegung, die hier ausgeführt wird. Die verschiedenartigsten Maschinen arbeiten überall. Hier schaufelt ein Erdgrubber den Boden aus; als ob er ein vernunftbegabtes Wesen wäre, beißt er mit eisernem Rachen in den Boden, frißt Erde, Sand, Steine, ja ganze Felsblöcke in sich hinein, erhebt dann das bodengefüllte Maul und speit nach leicht gemachter Drehung den ganzen Inhalt in einen bereitstehenden Eisenbahnwagen, ihn mit einem Happen füllend. Dann wendet er sich wieder dem Boden zu, reißt das Maul auf und frißt wieder, während der Eisenbahnzug um eine Wagenlänge weiterrückt. So wird mit einem solchen Zug in einer halben Minute die sonst stundenlange Arbeit von hundert Menschen geleistet. Das ganze bodenfressende Ungetüm wird von zwei Mann bedient. — Dort rollt auf einem Stahlseil ein Riesenkorb, gefüllt mit Zement, heran. Über der Stelle angekommen, wo das Material gebraucht wird, macht er Halt, senkt sich herab, öffnet sich und entleert seinen Inhalt. Sofort schwebt er wieder in die Höhe und läuft auf seinem Seil eilig davon, um neue Ladung zu holen, während

Ordenssegen, der sich von allen Seiten über mich ergossen hat, zu dem übrigen — in der zweiten Schublade meiner Kommode!

**Rede Moltkes bei der Enthüllung der Moltke-Büste
in der Walhalla am 10. Mai 1910.**

Voll Dankbarkeit, daß die Gnade Sr. Königlichen Hoheit des Prinzregenten es uns gestattet hat, an der erhebenden Feier des heutigen Tages teilzunehmen, und tief bewegt in der Erinnerung an unseren großen Schöpfer und einstigen Chef, sind wir, die Vertreter des Generalstabes, in diesen weihevollen Raum eingetreten, der eindringlicher als Worte es vermöchten, von deutscher Geisteskraft und Größe zu uns spricht.

Das, was die Männer geschaffen haben, deren Namen dieser stolze Bau geweiht ist, das haben sie uns, den jetzt Lebenden, als heiliges Vermächtnis hinterlassen, uns liegt es ob, das schwer Errungene treu zu wahren. In Ehrfurcht und Bewunderung blicken wir zu ihnen auf und unverrückbar steht vor unserem Geist das Beispiel und die Lehre, die sie uns gegeben.

Mit dem Generalstab, in dem wie in keiner anderen militärischen Organisation die Angehörigen aller deutschen Kontingente vereinigt sind, feiert das gesamte deutsche Heer und in ihm das deutsche Volk das Andenken seines unsterblichen Führers und Lehrers, des Feldmarschalls Grafen Moltke.

Mit vollem Recht hat ihn der Herr Kriegsminister eine Nationalgestalt genannt. Unberührt von der Parteien Haß und Gunst steht sein Bild in reiner Größe vor den Augen der Nation, das Bild eines Mannes, gleich bewundernswert als Feldherr wie als Mensch, ein Vorbild jedem Strebenden und Kämpfenden, sei

Füßen seiner Büste niederlege, und mit ihm bringen wir dar die nie verlöschenden Gefühle unserer Liebe und unserer Dankbarkeit.

Plön, 19. Juni 1910.

Seit gestern sind wir hier auf diesem schönen Fleck Erde. Ich bekomme freilich wenig davon zu sehen, da ich gestern und heute den ganzen Tag nicht vom Schreibtisch fortkomme. Ich habe schon zwei Besprechungen der bisher stattgehabten Operationen abgehalten, was immer eine tüchtige Arbeit ist, da ich alles im Kopf haben, wiedergeben und beurteilen muß. Gestern abend die zweite, zu der uns der große Saal des hiesigen Kadettenhauses zur Verfügung gestellt war. Morgen vormittag ist die dritte, die Schlußbesprechung, die die ganze Reise abschließt.

Generalstab Berlin, 26. Juni 1910.

Daß Du alle diese alten Stätten einmal wieder sehen kannst, ist mir eine große Freude. Mit diesen Orten geht es genau so wie mit uns Menschen, die wir uns im Laufe der langen Jahre verändert haben und doch dieselben noch sind, wie vor dreißig Jahren. — Wie wunderbar einen die Kinderheimat umfängt, wenn man nach langen Jahren als älterer Mensch sie wieder betritt, habe ich bei meinem vorjährigen Besuch in Ranzau und auch gelegentlich meiner diesjährigen Generalstabsreise in Holstein so tief empfunden. Es ist, als ob die alten Orte die Arme nach einem ausstreckten, als ob die Bäume einen grüßten als alten Bekannten, als ob die Luft sich leichter und wohliger atmete und der Erdgeruch einem entgegenduftete. Wie schön das alles ist, wie lieb und vertraut und welche Flut von Erinnerungen strömt aus den Stätten der Kinderzeit! Wie wir durch die herrlichen Buchen-

KABINETTSORDER.

Ich bewillige Ihnen hierdurch einen vierwöchigen Urlaub von Mitte April bis Mitte Mai 1911 nach Karlsbad.

Venedig, den 27. März 1911.

Wilhelm R.

**An Meinen Generaladjutanten, General der Infanterie v. Moltke,
Chef des Generalstabes der Armee.**

Karlsbad, 19. April 1911.

Ich mußte dem Arzt meine Krankheitsgeschichte erzählen und er sagte sofort, daß durch die gewaltsame Behandlung meiner Mandeln der Krankheitsstoff in den Körper getrieben worden sei und daß ich wahrscheinlich noch immer an den Folgen laboriere. Er war von der Herztätigkeit durchaus befriedigt. Meinte, es wäre — nachdem er mich lange beklopft hatte — nur eine leichte Indisposition des Magens und eine leichte Schwellung der Leber zu konstatieren.

TELEGRAMM.

General v. Moltke, Königsplatz 6, Berlin.

Magdeburg, den 23. Mai 1911.

Zu Ihrem Geburtstage sende Ich Ihnen, mein lieber Julius, den herzlichsten Glückwunsch. Ich freue Mich zu hören, daß der Aufenthalt in Karlsbad den letzten Rest Ihrer Krankheit beseitigt hat und hoffe, daß Ihre unvergleichliche Arbeitskraft Mir noch lange erhalten bleiben wird zum Besten des Vaterlandes. Möchte die Uhr, die Ihnen als Zeichen meines Gedenkens heute zugeht, Ihnen nur glückliche Stunden schlagen.

Wilhelm R.

Molsheim, 19. Juni 1911.

Mir bekommt das Herumziehen im Lande ausgezeichnet, ich fühle mich vollkommen frisch und wohl, habe keine Spur von irgendwelchen Beschwerden, weder beim Reiten noch bei den langen Fahrten im

Kiel, 4. Juli 1911.

Wir haben uns gestern abend beim Kaiser gemeldet, der sehr vergnügt und gnädig war. Heute morgen haben wir alle die Arbeiten an der Erweiterung des Kaiser-Wilhelm-Kanals besichtigt, die ebenso großartig wie interessant sind. Es wird eine ganz neue Schleuseneinfahrt gebaut, in der die Schleusentore von bisher dreißig auf fünfundvierzig Meter Breite angelegt und die Kanalstrecke dahinter geradegelegt wird. Der ganze Kanal wird entsprechend verbreitert und vertieft. Die ungeheuren Mauerungen der neuen Schleusen stehen schon zum Teil, und mit Staunen blickt man auf die gewaltige Erdbewegung, die hier ausgeführt wird. Die verschiedenartigsten Maschinen arbeiten überall. Hier schaufelt ein Erdgrubber den Boden aus; als ob er ein vernunftbegabtes Wesen wäre, beißt er mit eisernem Rachen in den Boden, frißt Erde, Sand, Steine, ja ganze Felsblöcke in sich hinein, erhebt dann das bodengefüllte Maul und speit nach leicht gemachter Drehung den ganzen Inhalt in einen bereitstehenden Eisenbahnwagen, ihn mit einem Happen füllend. Dann wendet er sich wieder dem Boden zu, reißt das Maul auf und frißt wieder, während der Eisenbahnzug um eine Wagenlänge weiterrückt. So wird mit einem solchen Zug in einer halben Minute die sonst stundenlange Arbeit von hundert Menschen geleistet. Das ganze bodenfressende Ungetüm wird von zwei Mann bedient. — Dort rollt auf einem Stahlseil ein Riesenkorb, gefüllt mit Zement, heran. Über der Stelle angekommen, wo das Material gebraucht wird, macht er Halt, senkt sich herab, öffnet sich und entleert seinen Inhalt. Sofort schwebt er wieder in die Höhe und läuft auf seinem Seil eilig davon, um neue Ladung zu holen, während

gionsunterricht gesagt werde, in sechs Tagen habe Gott die Welt geschaffen, so müsse der Zweifel in ihr Herz gesät werden. Wenn ihr Pastoren nicht fortschreitet, wird die Wissenschaft über euch hinweggehen, und wenn ihr nichts Neues zu sagen wißt, werden die Steine reden.

Generalstab Berlin, 19. August 1911.

Die unglückselige Marokko-Geschichte fängt an, mir zum Halse herauszuhängen. Es ist gewiß ein Zeichen lobenswerter Ausdauer, unentwegt auf Kohlen zu sitzen, aber angenehm ist es nicht. Wenn wir aus dieser Affäre wieder mit eingezogenem Schwanz herausschleichen, wenn wir uns nicht zu einer energischen Forderung aufraffen können, die wir bereit sind mit dem Schwert zu erzwingen, dann verzweifle ich an der Zukunft des Deutschen Reiches. Dann gehe ich. Vorher aber werde ich den Antrag stellen, die Armee abzuschaffen und uns unter das Protektorat Japans zu stellen, dann können wir ungestört Geld machen und versimpeln. — Du wirst wohl zurzeit wenig Interesse für Politik haben, Deine Beschäftigung ist auch jedenfalls interessanter und nützlicher.

Bukowina, Koszczuja, 1. Oktober 1911.

Bin neugierig, wie sich die Sache zwischen Italien und der Türkei weiterentwickeln wird. Wenn die kleinen Balkanhunde anfangen zu bellen, kann man nicht wissen, was daraus entsteht.

Karlsbad, 16. April 1912.

Der Dr. H. hat mich heute sehr eingehend untersucht und ist sehr zufrieden. Das Herz ganz in Ordnung. In den Nieren ist noch eine leise Gereiztheit bemerkbar, aber, wie er sagt, so wenig, daß er es gar nicht bemerken würde, wenn er nicht wüßte, daß

nehmen. In dem Vertrauen, das Ew. Majestät mir so oft betätigt und auch heute wieder ausgesprochen haben, liegt die Wurzel meiner Kraft, ihm ist alles zu verdanken, was ich habe leisten können. Ich bitte Gott, er möge mir Kraft geben, mich dieses höchsten Gutes auch fernerhin würdig zeigen zu können.

Ew. Majestät treu gehorsamster

General v. Moltke.

Norwegen, Baleholm, 18. Juli 1912.

In den mit dem Kurier gekommenen Zeitungen stand, daß ich zum Herbst meine Entlassung nehmen und durch General v. W. ersetzt werden würde. Ich weiß nicht, wer diesen Unfug ausgeheckt hat. Der Kaiser hatte neben die Nachricht geschrieben: »Unverschämt!« Im übrigen rege ich mich nicht darüber auf. Wenn's sein soll, werde ich es am besten wissen. Noch ist es nicht so weit.

Norwegen, Baleholm, 20. Juli 1912.

Gestern nachmittag war der Kaiser mit vier Herren, darunter ich, auf einer hier eingelaufenen englischen Jacht, die einem Sir Wächter gehört, ein alter Herr, der die verrückte Idee des allgemeinen Weltfriedens propagiert!

Generalstab Berlin, 18. August 1912.

Obgleich das Wetter nicht sehr günstig war, haben wir den Flug mit der »Hansa« doch unternommen; leider konnte er nicht in der ursprünglich geplanten Ausdehnung stattfinden. Wir fuhren am Sonnabendmorgen nach der Halle hinaus, in der das mächtige Schiff untergebracht ist. — Mit hundertzehn Meter Länge nahm es fast die Gesamtlänge der Halle ein. Das Wetter war trübe und wolkig, der Wind ziemlich

Wind war stark, etwa zehn Meter in der Sekunde, trotzdem kamen wir, da das Schiff eine Eigengeschwindigkeit von einundzwanzig Meter hat, schnell vorwärts. Die »Hansa« hat an ihren zwei Gondeln vier Propeller, in der Mitte zwischen den beiden Gondeln liegt die Kajüte, durch einen schmalen Gang mit der vorderen und hinteren Gondel verbunden, der aber nicht von den Passagieren betreten werden darf. Man sitzt in der Kajüte genau wie in einem Salonwagen, das Geräusch der Propeller stört gar nicht, man kann sich in Ruhe unterhalten. Jetzt sind wir über dem Hafen mit seinen zahllosen Schiffen und kleinen Dampfbooten, die hin und her schießend das Wasser unablässig aufwühlen. Alle Schiffe grüßen die »Hansa« mit ihren Dampfpfeifen, wir winken aus den Fenstern mit Taschentüchern, unten stehen die Menschen mit nach oben gedrehten weißen Gesichtern und winken zurück. Dann fahren wir die Elbe hinab. Reizvoll ist der Blick auf die begrünten Höhen von Blankenese, die zahlreichen, hell schimmernden Villen, die unter uns die Flut durchziehenden Schiffe. Überall zusammengelaufene Menschen, die heraufgrüßen; aus den Fenstern, von den Dächern wehen sie mit weißen Tüchern. Mit einem Blick übersieht man die vielen Einschnitte des Hafens, die Docks, die Kais, überall dampfen die Essen, und das Kreischen der Kräne tönt herauf. — Unablässig dröhnt das Geräusch der Arbeit, webt und wirbelt der Handel, die Industrie. Schiffe werden entladen und beladen, Warenballen verfrachtet, die Eisenbahnlinien glänzen und die Züge kriechen auf ihnen dahin wie schwarze Raupen. — Allmählich schwindet die Stadt hinter uns, wir folgen dem Lauf des mächtigen Stromes, sehen seine beiden Ufer, die Baggerarbeiten, die Inseln und Stromzeichen. Auf der großen Welthan-

reißt aus, als wenn es gälte, das Leben zu retten. Die Hühner in den Hühnerhöfen gebärden sich wie toll. Sie flattern und fliegen durcheinander, ducken sich platt an die Erde, rennen in die Ställe, sich zu verbergen. — Von oben schauen wir in die Wälder hinein, sehen die Gestelle wie gerade Linien, hier und da ein paar Rehe, die in schnellster Flucht ein Dickicht aufsuchen, einige Störche, die angstvoll über den Wiesen davonflattern. Überall Angst und Schrecken bei den Tieren, nur die Menschen stehen und grüßen und winken hinauf! — Über die holsteinische Geest fliegen wir hin, Heide, Felder, Gehölze, Ortschaften und einzelne Höfe wechseln miteinander ab. — Jetzt sind wir über Elmshorn, dann nehmen wir die Richtung nach Barmstedt, dessen flachen Kirchturm ich von weit her erkenne. Da ist Voßloeh, wo wir als Kinder Warmbier und Butterbrot aßen, dann der Buchenwald, in dem wir uns herumtrieben, in dem unklaren Gefühl seiner unermesslichen Größe! Jetzt überblicken wir ihn mit einem Blick, eine grüne Insel in der Landschaft. Jetzt sehen wir die vielgekrümmte Pinau, und jetzt kommt Ranzau. Da liegt das alte Haus unserer schönen Jugend auf seiner kleinen Insel, umgeben von Grün und von Wasser. Jeden Fleck kann ich erkennen, jeden Fleck, auf dem wir gespielt, die Bäume, in die ich meinen Namen geschnitten. Die Fenster, hinter denen ich gewohnt habe, die Brücken, über die wir gegangen sind. Wie unverändert ist alles, und wie tief in die Erinnerung eingegraben. Da ist der Garten, in dem ich so manche Winternacht im Schnee gesessen habe, um den Hasen zu schießen, der nächtens zum Kohl kam, der Teich, in dem die vielen Karauschen waren, die alten Tannen, in deren Gipfel W. und ich uns bargen, wenn wir die Zeichenstunden schwänzten, die Bornholter

raschem Zug taucht die »Hansa« durch die mächtige Pforte in das Innere der Halle, stoppt ab und wird festgemacht. Wir steigen aus, alle in dem Bewußtsein, das war eine herrliche Fahrt. — Zwei Minuten darauf kommt das Wetter, dem wir so rasch entflohen sind, heran, und der Regen prasselt auf das Blechdach der Halle. Gerade zur rechten Zeit unter Dach und Fach! Meisterhaft abgepaßt.

Generalstab Berlin, 14. September 1912.

Das Manöver ist gut und glatt verlaufen. Der Kaiser war sehr zufrieden und sprach mir seine Anerkennung in besonders warmer Weise aus; auch sonst habe ich gehört, daß das Manöver allgemein befriedigt hat. Zu der von mir befürchteten Komplikation ist es nicht gekommen, ich hatte mich schon auf der Nordlandsreise mit Sr. Majestät ausgesprochen, und er hat sich mit großer Aufopferung im Zaume gehalten. — Se. Majestät der Kaiser hielt eine sehr hübsche Besprechung ab. Morgen vormittag fahre ich nun nach Wilhelmshaven, um am Montag auf der »Hohenzollern« den Flottenübungen beizuwohnen.

Generalstab Berlin, 17. September 1912.

Der Tag auf der Flotte war sehr schön. Ein stolzer Anblick, 66 Torpedoboote, 14 Unterseeboote und 46 große Schiffe. Die Vorbeifahrt dauerte fast eine Stunde. Ich war mit dem Kaiser auf dem Linienschiff »Deutschland«. — Mir geht es gut. Wie mir gesagt wird, hat das Manöver in der Presse viel Beifall gefunden. Von militärischer Seite habe ich viel Anerkennung gehört.

Bankau, 21. September 1912.

Was die Manöver anbetrifft, so habe ich — wie man zu sagen pflegt — eine »gute Presse« gehabt.

Generalstab Berlin, 16. Juni 1913.

Der Kaiser hat mich heute zum Chef des Füsilier-Regiments Generalfeldmarschall Graf Moltke Nr. 38 ernannt. Das Regiment stand früher in Schweidnitz, jetzt in Glatz.

Generalstab Berlin, 17. Juni 1913.

Berlin feiert und jubiliert noch immer; vom frühen Morgen an ziehen Vereine, Innungen, Studenten usw. mit Musikkorps und Fahnen durch die Straßen, vollführen einen Mordsspektakel und sperren jeglichen Verkehr. Der Kaiser war gestern sehr frisch und guter Laune. Es liegt doch etwas Großartiges in dieser Riesenbeteiligung an seinem Jubiläum, und das mag er wohl empfinden.

Kuxhaven, 9. Juli 1913.

Heute meldet sich der neue Kriegsminister, General von Falkenhayn. Ich weiß nicht, ob Du ihn Erinnerst; er war lange im Generalstab.

Norwegen, Bergen, 11. Juli 1913.

Die Ereignisse auf dem Balkan verlaufen nicht so, wie ich es eigentlich gewünscht hätte. Die Bulgaren scheinen überall im Nachteil zu sein. Ihr Verhalten ist mir unbegreiflich. Der König scheint ganz eliminiert zu sein; man hört nichts von ihm. Seine vielgerühmte diplomatische Geschicklichkeit scheint völlig zu versagen. Ich habe den Eindruck, daß er willenlos der Militärpartei ausgeliefert ist. Bulgarien spielt va banque, es kann unmöglich den Krieg gegen Serbien, Griechenland und Rumänien durchführen. Auch die Türkei scheint sich wieder zu regen; es wäre auch dumm, wenn sie keinen Vorteil aus der Lage zöge. Die Meldungen vom Kriegsschauplatz sind übrigens

hat sich stark in die Nesseln gesetzt. Die Kriegführenden haben ihm einfach einen Korb gegeben und erklärt, sie würden ihre Sache ohne Vermittlung unter sich ausmachen. — Griechenland tritt durch seine Erfolge den Bulgaren gegenüber immer mehr in den Vordergrund und wenn eine Verständigung zwischen ihm und Rumänien zustande kommt, was anscheinend der Fall ist, dann wird damit ein Gegengewicht gegen die panslawistischen Bestrebungen auf dem Balkan geschaffen und eine Mächtegruppe hergestellt, die nicht auf russisches Kommando hin marschieren wird.

Auch Österreich scheint endlich einzusehen, daß es mit den Verhältnissen rechnen muß, wie sie sind und nicht mit solchen, die es sich wünschen möchte. Die unerfreuliche Spannung zwischen ihm und Rumänien scheint behoben, das ist für uns, in Anbetracht eines eventuellen Zusammenstoßes zwischen Germanen- und Slawentum, von großer Bedeutung. — Bulgarien sitzt in einer hoffnungslosen Klemme. Die rumänische Kavallerie streift schon in die Gegend von Sofia und König Ferdinand mag das Herz wohl recht tief in die Hosen gefallen sein! Es bleibt ihm nichts übrig, als Frieden zu machen und alles zu bewilligen, was seine Gegner verlangen. — Ein solcher Umschwung vom größten Erfolg zu völliger Ohnmacht, ist ohne Beispiel in der Weltgeschichte. Übrigens ist das den Bulgaren zu gönnen. Sie sind nach den von ihnen verübten Greuelthaten nicht mehr als kriegsführender Staat, sondern als eine Horde von Verbrechern zu betrachten. In der Stadt Serres haben sie beim Rückzug von 2700 Einwohnern nur ein paar hundert am Leben gelassen und alles verbrannt, die reinen Hunnen. Ich glaube, daß der Friede bald geschaffen werden wird, denn sie sind am Ende.

der Generalstab der prägnanteste Ausdruck, denn er vereinigt in sich die Angehörigen aller deutschen Bundeskontingente zu gemeinsamer Arbeit für Kaiser und Reich.

Aber nicht nur die Kameradschaft ist es, die uns heute zusammengeführt hat, es ist die uns allen gemeinsame, uns alle umfassende, treue Hingabe an unseren kaiserlichen Herrn.

Meine Herren, lassen Sie uns als Geburtstagsgabe für unseren Kaiser das Gelübde erneuern, fest zu ihm zu stehen in guten und schlimmen Tagen. — Je mehr eine vaterlandslose Demagogie an der Arbeit ist, Unfrieden und Zwietracht zu säen zwischen den deutschen Stämmen und Ständen, je mehr sie daran arbeitet, die letzte und festeste Stütze von Staat und Monarchie, das Heer, zu untergraben, desto mehr wird es unsere Pflicht, uns fest zusammenzuschließen zur Wahrung der heiligen Güter, die eine große Vergangenheit uns überliefert hat.

Lassen Sie uns in dem Bewußtsein, daß das gesamte Heer, getragen von dem Geist der Treue und der Pflicht, geschlossen hinter unserem Allerhöchsten Kriegsherrn steht, unsere Gläser erheben auf die Zukunft Deutschlands und auf das Wohl unseres Kaisers und Herrn.

Generalstab Berlin, 22. Februar 1914.

Mit dem kommenden Frühling fängt es wie alljährlich wieder an, politisch zu kriseln. Man sieht in Österreich einer politischen Aktion Rußlands entgegen und Österreich hat sich militärisch durch seine unverständliche Politik gegen Rumänien selber in eine schwierige Lage gebracht. — Nun soll Berlin das wieder gut machen. Ist aber nicht so leicht!

Reden gehalten, unter denen diejenige des Kaisers die beste war.

Karlsbad, 27. April 1914.

Die Geschichte in Mexiko wird, soweit ich es beurteilen kann, ein Reinfall für die Union werden, denn das ganze Land schließt sich gegen die Amerikaner zusammen, und es wird ihnen nicht leicht werden, mit dem Lande, das etwa viermal so groß ist wie Deutschland, fertig zu werden. — Ich glaube, Präsident Wilson wird froh sein, wenn er mit einem blauen Auge aus der Affäre herauskommt. Zu internationalen Verwicklungen wird die Sache nicht führen.

Baden-Baden, 30. Mai 1914.

Wir waren heute auf den Schlachtfeldern von Weißenburg und Wörth, auf denen ich vor vierundvierzig Jahren die Feuertaufe erhielt. Du kannst Dir denken, daß auf diesen blutgetränkten Geländen die Erinnerungen an die große Zeit lebhaft wieder erwachen. Mir wurde der Gefechtsbericht überreicht, den ich als Fähnrich am Abend der Schlacht von Weißenburg im Biwak geschrieben hatte und den man in den Kriegsakten, merkwürdigerweise, vorgefunden hatte. Ich mußte ihn damals schreiben, da alle Offiziere der Kompagnie gefallen waren und ich die Kompagnie führte. Hatte es ganz vergessen. Der Bericht, auf einen Bogen groben Papiers geschrieben, gefiel mir ganz gut, er ist einfach, sachlich und ganz verständig, ohne Prahlerei, von mir selber sprach ich bescheidenerweise nur in der dritten Person als: der Fähnrich. — Das Papier machte mir Spaß. Es ist interessant, die Striche im Gelände wieder aufzufinden, die ich damals im Feuer gegangen bin.

Generalstab Berlin, 19. Juni 1914.

Gestern abend habe ich nun Se. Majestät gebeten, mich von der Nordlandsreise zu dispensieren. Die Sache machte keine Schwierigkeiten, er bedauerte es zwar sehr, daß ich nicht mitkäme.

Karlsbad, 17. Juli 1914.

Was Deine Reise nach Bayreuth anbetrifft, so wirst Du sie nach den neuesten Nachrichten, die ich erhalten habe, ruhig machen können. — Vor dem 25. wird nichts Entscheidendes geschehen.

Karlsbad, 18. Juli 1914.

Ich hoffe sehr, daß Du an Deiner Bayreuther Reise nichts ändern wirst. Wenn ich auch zwei Tage alleine in Berlin bin, so schadet das wirklich gar nichts. Ich freue mich sehr auf unser Zusammensein im August, wenn Du aus Bayreuth zurückkommst.

Karlsbad, 19. Juli 1914.

Ich glaube noch nicht recht an ein ungestörtes Zusammenleben im August. Entweder wirst Du zu Olga gehen oder, wenn es mit der Mama schlecht gehen sollte — nach Gvesarum, oder es wird irgend etwas anderes kommen.

Karlsbad, 21. Juli 1914.

Es freut mich, daß Du Dr. Steiner gesehen und gesprochen hast, es ist Dir ja immer eine solche innere Erfrischung und Stärkung, mit ihm zu reden. Ich würde mich auch freuen, ihn im August zu sehen, wenn er nach Berlin kommen sollte.

Nun soll also der Donnerstag die Entscheidung bringen! Ich fange allmählich an, etwas skeptisch in dieser Sache zu werden!

Luxemburg, 29. August 1914.

Ich sitze hier in der Schule, in der wir auch hier unsere Bureaus errichtet haben. Es ist alles noch unfertig und bei weitem nicht so bequem wie in Koblenz. Wir haben weder Gas noch elektrisch Licht, nur trübe Petroleumlampen. Desto helleres Licht erstrahlt mir aus den Meldungen, die von unseren Armeen heute eingelaufen sind. Im Osten ist ein voller Sieg erfochten, so viele Gefangene, daß die Armee nicht weiß, wie sie sie fortschaffen soll. — Im Westen meldet die 2. Armee unter Bülow einen vollen Sieg, der heute gegen fünfeinhalb französische Korps erfochten worden ist.

Wir wohnen alle zusammen, das heißt meine Herren und ich, in dem Hôtel de Cologne, das einen deutschen Wirt hat. Es ist nicht sehr schön, aber man muß im Felde vorliebnehmen. Es kommt ja auch nicht darauf an, ob man's ein bißchen besser oder schlechter hat.

Ich bin froh, für mich zu sein und nicht am Hofe. Ich werde ganz krank, wenn ich dort das Gerede höre, es ist herzerreißend, wie ahnungslos der hohe Herr über den Ernst der Lage ist. Schon kommt eine gewisse Hurrastimmung auf, die mir bis in den Tod verhaßt ist. — Nun, ich arbeite mit meinen braven Leuten ruhig weiter. Bei uns gibt es nur den Ernst der Pflicht und keiner ist sich darüber im unklaren, wie viel und Schweres noch getan werden muß.

Luxemburg, 31. August 1914.

Der Erfolg im Osten ist groß und wird unsere unglückliche Provinz hoffentlich von den Russen säubern. Die Verwüstungen, die sie angerichtet haben, muß eine spätere Zeit heilen, wenn wir wieder Frie-

Luxemburg, 7. September 1914.

Heute fällt eine große Entscheidung, unser ganzes Heer von Paris bis zum oberen Elsaß steht seit gestern im Kampf. Müßte ich heute mein Leben hingeben, um damit den Sieg zu erkämpfen, ich täte es mit tausend Freuden, wie es wieder Tausende unserer Brüder heute tun und Tausende es getan haben. Welche Ströme von Blut sind schon geflossen, welcher namenlose Jammer ist über die ungezählten Unschuldigen gekommen, denen Haus und Hof verbrannt und verwüstet ist. — Mich überkommt oft ein Grauen, wenn ich daran denke, und mir ist zu Mute, als müßte ich dieses Entsetzliche verantworten, und doch konnte ich nicht anders handeln, als geschehen ist.

Luxemburg, 8. September 1914.

Ich kann es schwer sagen, mit welcher namenlosen Schwere die Last der Verantwortung die letzten Tage auf mir gelastet hat und noch lastet. Denn noch immer ist das große Ringen vor der gesamten Front unseres Heeres nicht entschieden. Es handelt sich hierbei um Wahrung oder Verlust des bisher mit unendlichen Opfern Errungenen, es wäre furchtbar, wenn all dies Blut vergossen sein sollte, ohne einen durchschlagenden Erfolg. Die schreckliche Spannung dieser Tage, das Ausbleiben von Nachrichten von den weit entfernten Armeen, das Bewußtsein dessen, was auf dem Spiel steht, geht fast über menschliche Kraft. — Die furchtbare Schwierigkeit unserer Lage steht oft wie eine schwarze Wand vor mir, die undurchdringlich scheint. — Heute abend sind etwas günstigere Nachrichten von der Front eingetroffen. Gott gebe, daß wir noch einmal mit unseren zusammengeschmolzenen Truppen einen Er-

Volk in seinem Siegestaumel wird das Unglück kaum ertragen können. — Wie schwer dies mir wird, kann niemand besser ermessen — als Du, die Du ganz in meiner Seele lebst.

TELEGRAMM S. M. DES KAISERS UND KÖNIGS.

Mit bestem Glückwunsche

Luxemburg, 14. September 1914.

Wilhelm.

Chef des Generalstabes.

Die Wilnaer Armee, II., III., IV., XX. Armeekorps, drei bis vier Reserve-Divisionen, fünf Kavallerie-Divisionen, ist durch die Schlacht an den Masurischen Seen und die sich daran anschließende Verfolgung vollständig geschlagen. Die Grodnoer Reserve-Armee, XXII. A.-K., Rest des VI. A.-K., Teile des III. Sibirischen Korps, hat im besonderen Gefecht bei Lyk schwer gelitten. Der Feind hat starke Verluste von Toten und Verwundeten. Die Zahl der Gefangenen steigert sich. Die Kriegsbeute ist außerordentlich. Bei der Frontbreite der Armee von über hundert Kilometern, den ungeheuren Marschleistungen von zum Teil hundertfünfzig Kilometern in vier Tagen, bei den sich auf dieser ganzen Front und Tiefe abspielenden Kämpfen, kann ich den vollen Umfang noch nicht melden. Einige unserer Verbände sind scharf ins Gefecht gekommen. Die Verluste sind aber doch nur gering. Die Armee war siegreich auf der ganzen Linie gegen einen hartnäckig kämpfenden, aber schließlich fliehenden Feind. Die Armee ist stolz darauf, daß ein Kaiserlicher Prinz in ihren Reihen gekämpft und geblutet hat.

gez. Hindenburg.

(Eigenhändig vom Kaiser geschrieben und Moltke zugeschickt am 14. September 1914.)

Mézières, 27. September 1914.

Ich fahre heute mittag wieder von hier ab nach Brüssel, um dort die Sache in Schwung zu bringen. Unsere Lage in Frankreich ist noch immer unverändert. Wir brauchen einen Erfolg an irgendeiner Stelle, er kommt und kommt nicht.

schauer bin. — Der Fall Antwerpens war seit langem wenigstens mal wieder ein Erfolg.

Mézières, 22. Oktober 1914.

Ich bin nun doch zusammengeklappt, nachdem mein Körper sich bisher so gut gehalten hatte. Es ist eine Entzündung der Gallenblase und Stauung im rechten Leberlappen. An und für sich ist die Sache nicht schlimm, ich muß aber liegen. Dr. N. vom Kaiser behandelt mich in netter und angenehmer Weise, er rechnet damit, daß die Sache in noch acht Tagen ganz überwunden sein wird. — Für mich war diese Erkrankung ein harter Schlag, gerade am Tage vorher hatte ich mit Sr. Majestät gesprochen. Es war so, wie ich es gedacht hatte. Der Kaiser war in der Idee, daß ich eigentlich die Sache leitete und Falkenhayn nur gewissermaßen Hilfsarbeiter sei. Ich habe ihm die Sache nun klargelegt und gesagt, daß ich ganz ausgeschaltet bin. Er sagte, er wolle »Remedur« eintreten lassen.

Mézières, 24. Oktober 1914.

Der Kaiser war gestern eine Stunde bei mir, sehr gütig, persönlich ist er augenscheinlich der Alte mir gegenüber geblieben. Einen klaren Einblick in die Lage, in die er mich gebracht hat, hat er wohl nicht. Ich konnte gestern auch nicht darüber sprechen, muß es aber tun, wenn ich gesund bin, in drei bis vier Tagen denke ich. — P. sagte mir, der Kaiser wollte mir eins seiner Jagdschlösser anbieten, wenn ich mich einige Zeit erholen wollte. Vielleicht ist dies der einzige Weg, um zu einer Änderung zu kommen, ich weiß es noch nicht, möchte es sehr ungern.

Der Erfolg, auf den wir hofften, ist nicht eingetreten, immer wieder Enttäuschung. Es ist, als ob uns

zter habe ich gern entsprochen, und betreffs des weiteren Bezugs Ihrer bisherigen Gebührrnisse an den Kriegsminister verfügt.

Großes Hauptquartier, den 3. November 1914.

Wilhelm R.

An Meinen Generaladjutanten und Chef des Generalstabes des Feldheeres Generalobersten v. Moltke.

Vorwort Moltkes für »Das deutsche Soldatenbuch«.*

Geschrieben November 1914.

Euch, deutsche Krieger, die ihr Eltern, Geschwister, Weib und Kind, Haus und Hof verlassen habt, um hinauszuziehen in den Krieg, ist dies Buch gewidmet: Es soll euch einen Gruß aus der Heimat bringen, die ihr mit eurem Blute und Leben schützt. Es ist eine heilige Sache, um die ihr im Felde steht. Nicht aus selbstsüchtigem Interesse hat Deutschland diesen Krieg unternommen. Wir wollten Frieden halten mit aller Welt, und wir trachteten nicht nach fremdem Gut oder Land. Der Krieg ist uns aufgezungen worden durch den Neid und den Haß unserer zahlreichen Feinde, die das Reich, deutsches Leben, deutsche Kultur und Friedensarbeit vernichten wollten. Die Deutschland austilgen wollten aus der Reihe der Kultur und uns das verderben wollten, was wir in langer, stiller Friedensarbeit geschaffen haben. Zur Verteidigung unseres nationalen Lebens, für die Existenz unseres Landes führen wir diesen Krieg, und wir werden die Waffen nicht eher niederlegen, bis wir einen Frieden erkämpft haben, der es unseren Kindern und Enkeln ermöglicht, sicher vor neuen Angriffen das wieder aufzubauen und weiterzuführen, was der Krieg zerstört hat. Aber es handelt sich nicht nur um materielle Güter, das wollen wir

*** Verlag: Deutsche Bibliothek, Berlin W.**

sollte Gott mich gesund nach dem Kriege in die Heimat zurückkehren lassen, so werden die Schlachten von Longwy, an der Lotaine, dem Maasübergang und den Kämpfen bei Varennes und in den Argonnen bis zu meinem letzten Augenblick herrliche, erhebende Erinnerungen für mich immer bleiben. — Alles dieses gibt mir das Recht jetzt, in den für Sie trüben Tagen, an Ihre Seite zu treten und Ihnen die Hand fest zu drücken in dem Gefühl der Hochachtung und der treuen Anhänglichkeit, ich bin gewiß, daß ich verstanden werde, auch wenn ich mich ungeschickt ausdrücke, viel Worte habe ich nie machen können, aber das Gefühl ist warm und echt. — — —

Nun auf Wiedersehen, Euer Exzellenz, und einen herzlichen Gruß an Ihre liebe Frau, die in dieser Zeit die einzige wirkliche Trösterin sein kann.

In alter Treue

Wilhelm.

KABINETTSORDER S. M. DES KAISERS.

Ich ernenne Sie hierdurch für die Dauer des mobilen Verhältnisses zum Chef des Stellvertretenden Generalstabes der Armee.

Großes Hauptquartier, den 30. Dezember 1914.

Wilhelm R.

An Meinen Generaladjutanten, Generalobersten von Moltke, Chef des Füsilier-Regiments Generalfeldmarschall Graf Moltke (Schlesisches) Nr. 38, à la suite des Kaiser-Alexander-Gardegrenadier-Regiments Nr. 1.

Vierter Teil

Moltke nach der Marneschlacht

kurz darauf als Chef des Generalstabes die Aufstellung befahl. Ich würde mich in diesem Falle der Ansicht des Kriegsministeriums angeschlossen haben. — Es ist aber sehr schwer für mich, über diese Dinge ein begründetes Urteil abzugeben, da mir jede Orientierung über die tatsächliche Lage des Heeres fehlt. Von dem Augenblicke an, wo Se. Majestät mir durch den Chef des Militärkabinetts sagen ließ, ich solle mich krank melden und nach Berlin fahren, da dem General v. Falkenhayn die Leitung der Operationen übertragen werden solle, habe ich keinen Einfluß auf die Führung des Krieges mehr gehabt. Da der General v. Falkenhayn mir gleichzeitig erklärte, er könne die Verantwortung nur übernehmen, wenn ich mich in keiner Weise einmischte, habe ich mich zurückgehalten und bin seitdem weder um meine Ansicht gefragt, noch über die beabsichtigten Maßnahmen der Heeresleitung vorher unterrichtet worden. Seitdem ich am 1. November auf Wunsch Sr. Majestät nach Homburg gegangen war und dort nach zwei Tagen die Order über meine Entlassung von meiner bisherigen Stellung erhalten hatte, habe ich mich auch nicht mehr über die Lage durch Umfrage im Generalstab orientieren können, da ich nun völlig ausgeschaltet war. — Ich sage dies nicht, um mich zu beklagen, sondern nur, um darzulegen, wie schwer es für mich ist, ein begründetes Urteil über die operativen Geschehnisse und eine Bewertung derselben abzugeben.

Das einzige, was ich sehe und was ebenso wie ich alle Welt sehen kann, ist das Ergebnis der letzten Kriegsmonate. — Ich sehe, daß unser ganzes Westheer im Schützengraben liegt, und daß eine operative Kriegsführung nicht mehr stattgefunden hat. Der Unterschied zwischen der Kriegsführung im Osten und

Persönlichkeit, die mit dem Kopf durch die Wand geht, und er würde niemals mit dem jetzigen Chef des Generalstabes zusammenarbeiten können. — Er ist sehr befähigt und ehrgeizig, hat auch dafür eine Berechtigung, aber er würde sich nur einer Persönlichkeit unterordnen, die er achtet.

Generaloberst v. Bülow ist nach meinem Urteil der befähigteste unserer Armeeführer.

Darüber, ob General v. Falkenhayn Vertrauen in den Kreisen der letzteren entgegengebracht wird, habe ich kein Urteil. Es wäre sehr zu wünschen, daß es geschehe, denn Vertrauen ist eine wichtige Sache.

Ew. Exzellenz werden von meinen Ausführungen kaum befriedigt sein, das fühle ich selber. Es ist mir aber unmöglich, mich bestimmt auszusprechen. Ew. Exzellenz werden das verstehen. — Wenn Sie ein kompetentes Urteil haben wollen, setzen Sie sich mit dem General v. Bülow in Verbindung. Ob dies möglich ist, ohne daß Sie den Anschein erwecken, sich in militärische Fragen einzumischen, weiß ich nicht.

In den letzten Tagen sind mehrfach Herren bei mir gewesen, die schwere Besorgnisse über die Nahrungsmittelfrage zur Sprache gebracht haben. Ich werde Ew. Exzellenz demnächst über diese Angelegenheit berichten, die von vitaler Wichtigkeit ist. Es waren Vertreter der Landwirtschaft, der Industrie und der Getreideaufkaufsgesellschaft, die alle die gleichen Besorgnisse äußerten.

Mit der größten Hochachtung bin ich Ew. Exzellenz
sehr ergebener

v. Moltke.

denheit bei den linksstehenden Parteien zu erregen. — Unser Volk wird jetzt noch energische Maßnahmen ruhig hinnehmen, es ist noch opferbereit und fordert sogar in weiten Kreisen, daß die Regierung mit starker Hand eingreift, aber dasselbe Volk wird Rechenschaft von der Regierung fordern, wenn Notstände eintreten, die noch in letzter Stunde hätten vermieden werden können. Auf die Regierung wird die ganze Verantwortung mit voller Schwere fallen, wenn nichts geschieht. — Ich beschwöre Ew. Exzellenz daher, sofort einzugreifen. — Wenn jetzt erst wieder Kommissionen einberufen und endlose Beratungen abgehalten werden, werden erfahrungsmäßig alle ergebnislos verlaufen, geht die kostbare Zeit verloren, und wie Ew. Exzellenz aus der Anlage erschen, haben wir keine Zeit mehr zu verlieren. Es kommt nicht darauf an, das absolut Beste zu machen, man kann nicht alle Sonderinteressen berücksichtigen, die sich dauernd widersprechen werden. Hier handelt es sich nicht um Einzelinteressen, sondern um die Gesamtheit des Volkes und um die Existenz des Staates und der Monarchie.

Das Bewußtsein, daß es sich um die Wahrung unserer höchsten Güter handelt, hat mich zu diesem Schreiben veranlaßt.

Eine zweite wichtige Frage, über deren Entscheidung ich nicht unterrichtet bin, ist die, ob die in nächster Zeit verfügbar werdenden Streitmittel im Osten oder im Westen eingesetzt werden sollen. Darüber müssen Ew. Exzellenz orientiert sein, um danach die Politik des Reiches leiten zu können. — Ich glaube mit Ew. Exzellenz derselben Ansicht darin zu sein, daß das einzige große Ziel, das wir jetzt noch verfolgen müssen, trotzdem die Gelegenheit schon einmal versäumt ist, die Herbeiführung einer

wird. Jede Verfütterung menschlicher Nahrungsmittel bedeutet eine Verschwendung wertvollen Nationalvermögens. Die riesenhaften Schweinebestände können daher nicht durchgehalten werden.

Das einzig Erfreuliche ist, daß unsere große Raufutterernte gestattet, die Milchkühe einigermaßen vollständig zu erhalten, so daß der Milch-, Käse- und Butterverbrauch voraussichtlich keine über das erträgliche Maß hinausgehende Einschränkung erfahren wird.

Überfluß besitzen wir nur an Zucker. Dieser muß dazu nutzbar gemacht werden, den Ausfall an Übersee eingeführten Fetten auszugleichen, sowie Lücken in der Getreideversorgung auszufüllen. — Es ist durchaus unzulässig, daß die bisher ausgeführten Zuckermengen eingesperrt bleiben, um den Besitzern nach dem Friedensschluß große Spekulationen zu ermöglichen. Es darf sich hier nicht um Vorteile einzelner, sondern um die Gesamtheit des Volkes handeln. — Im einzelnen werden von allen Autoritäten auf dem Gebiet der Volkswirtschaft folgende Maßnahmen für unbedingt nötig erachtet:

1. Sofortige Aufhebung der Höchstpreise für Weizen.

2. Ermächtigung an Kriegsgetreidegesellschaften, höhere Preise als Höchstpreise für Roggen, Weizen, und Gerste zu zahlen und zwar ohne jede Bindung.

Anweisung an K.-G.-G. alle Getreide-, insbesondere sämtliche Weizenvorräte, soweit es irgend möglich ist, an sich zu bringen.

3. Höchstpreise für Roggen sind vorläufig um dreißig Mark zu erhöhen, die der Speisekartoffeln um dreißig bis vierzig Prozent.

4. Schweine sind bis um fünfzig Prozent des Bestandes durch große Ankäufe der Stadtgemeinden

10. Die Gefangenen sind in viel weiterem Maße mit Fisch (Stockfisch) zu ernähren, der in großen Mengen aus Norwegen bezogen werden kann.

v. Moltke.*

Moltke an Se. Majestät den Kaiser.

Generalstab Berlin, 10. Januar 1915.

Ew. Majestät

melde ich alleruntertänigst, daß ich heute an den Herrn Reichskanzler einen Bericht über die Nahrungsmittelfrage eingereicht habe. Ich bitte Ew. Majestät alleruntertänigst, Sich über die in demselben angeregten Fragen und Vorschläge Vortrag halten zu lassen. Die Sicherstellung der Versorgung des Heeres und des Volkes ist so ernst, daß ich mich verpflichtet gefühlt habe, sie zur Sprache zu bringen.

Ich habe mich mit vielen maßgebenden Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Lebensmittelversorgung in Verbindung gesetzt, überall ist mir die Ansicht entgegengetreten, daß wir einer schweren Krisis entgegengehen, wenn nicht unverzüglich mit den energischsten Maßnahmen vorgegangen wird.

Ich habe die Richtlinien, in denen diese sich zu bewegen hätten, und die von allen Herren, die teils mit der

* Ein Urteil über Moltkes wirtschaftliche Betätigung sei hier angeführt:

Berlin, 6. August 1918.

Sehr verehrte Exzellenz!

Es wird jetzt die »Geschichte der deutschen Volkswirtschaft während des Krieges« geschrieben. An dem Aufbau unserer Ernährungswirtschaft hat Ihr verstorbener Herr Gemahl einen großen Anteil gehabt. Der von mir hochverehrte Mann hat mich mehrfach zu Beratungen über diesen Gegenstand herangezogen, und es erscheint mir als ein Gebot der Gerechtigkeit und historischen Wahrheit, sein Verdienst der Vergessenheit zu entreißen. Wir haben es nach meiner Überzeugung nur seinem entschlossenen und wie immer selbstlosen Eintreten zu verdanken, daß nicht schon im ersten Jahre des Krieges eine Hungersnot ausbrach. . . .

M. Sering

Geheimer Regierungsrat, Universitäts-Professor.

Z. Zt. Vorsitzender der Wissenschaftl. Kommission des Kgl. Preuß. Kriegsministeriums.

Nach meiner innersten Überzeugung liegt die Entscheidung des Krieges im Osten. Gelingt es, auch jetzt noch, die Russen so zu schlagen, daß man zu einem Friedensschluß mit ihnen gelangen kann, so wird Frankreich sehr bald den Widerstand aufgeben. Ew. Majestät werden dann den Krieg so gut wie gewonnen haben. Solange Rußland im Felde steht, wird Frankreich keinen Frieden schließen. Es wird auch dann nicht Frieden schließen, wenn es gelingen sollte, seine Linien zu durchbrechen oder ihm eine Teilniederlage beizubringen, es wird und es kann den Krieg nicht aufgeben, solange Rußland nicht erledigt ist und solange ein englischer Soldat auf französischem Boden steht. Dafür wird England sorgen. Ist aber die Hoffnung auf die russische Hilfe vernichtet, wird auch die Macht Englands über Frankreich gebrochen sein. — Ich halte es daher für unbedingt erforderlich, alle verfügbaren Kräfte einzusetzen, um Rußland niederzuwerfen, und dies um so mehr, da Österreich augenscheinlich militärisch mehr und mehr versagt. Nicht Österreichs wegen, aber um der Gefahr zu begegnen, daß nach einem Separatfrieden Österreichs uns die gesamte Heeresmacht Rußlands gegenübersteht.

Ich bin nicht darüber unterrichtet, wie Ew. Majestät entscheiden wollen, und ich bitte Ew. Majestät, es zu verzeihen, wenn ich meine Ansicht ungefragt Allerhöchstdenselben ausspreche. Ich habe es aber stets für meine Pflicht gehalten, Ew. Majestät offen und ohne Rücksicht auf meine Person zu dienen, und an dieser Auffassung werde ich festhalten bis zu meinem Tode.

In tiefer Ehrfurcht verharre ich als Ew. Majestät alleruntertänigster

v. Moltke, Generaloberst.

Operation ist nicht mehr die Rede. General v. Falkenhayn hat sich nicht entschließen können, das Heer wieder bewegungsfähig zu machen.

Man hätte dies auf zwei Wegen erreichen können. Entweder indem man die Armeen gruppenweise nach rückwärts konzentrierte, um die Entscheidung gegen den Gegner, der folgen mußte, in der Feldschlacht zu suchen, oder indem die jetzt gehaltene Linie durch Zurücknehmen des nach Westen ausspringenden Bogens verkürzt und damit die Möglichkeit geschaffen würde, starke Kräfte freizubekommen. Wäre dann erkannt worden, daß die Entscheidung des ganzen Feldzuges zunächst im Osten lag, denn eine vernichtende Niederlage der Russen würde uns wahrscheinlich den Frieden mit ihnen gebracht haben, wären die so verfügbar gewordenen Kräfte rechtzeitig dort eingesetzt worden, so hätte unendlich Großes erreicht werden können. Das hat General v. Falkenhayn nicht erkannt. Er hat sich vielleicht davor gescheut, einen Teil des gewonnenen Geländes aufzugeben. Es kommt aber nicht darauf an, einige Kilometer Boden zu behaupten, sondern eine Entscheidung herbeizuführen. — Das Stillstehen im Westen hat nur einen Sinn, wenn man hier die Entscheidung im Osten zunächst abwarten wollte. Seit Monaten erfährt man nichts weiter, als daß hier ein Schützengraben genommen, dort einer verloren ist, das ist alles. — Im November konnte im Osten Großes erreicht werden. Die Bitten und Vorstellungen des Feldmarschalls Hindenburg sind ungehört verhallt. — Ob es jetzt noch möglich sein wird, dort das zu erreichen, was versäumt ist, kann ich von hier aus nicht beurteilen. In schrecklicher Weise ist unsere militärische Kraft verzettelt worden. Wir gehen einer Katastrophe entgegen, wenn nicht Wandel geschaffen wird.

v. Falkenhayn haben und Ihr Urteil über ihn in die Tat Ihres Schreibens an Se. Majestät den Kaiser umzusetzen. — Gott gebe, daß Ihr Vorgehen Erfolg habe. Dieser Mann stürzt uns alle, Thron und Vaterland ins Verderben. Wenn Ihr Schritt sein Ziel erreicht, werden Sie nicht nur der Retter Preußens und Schlesiens, sondern der Retter unseres ganzen Landes sein. — Ich kenne den Inhalt Ihres Schreibens nicht, aber ich kenne und teile die Gedanken, denen Sie Ausdruck gegeben haben. Nur Sie konnten und mußten so schreiben. Was kann es Höheres geben, als sein ganzes Selbst für das Vaterland einzusetzen. — Ich drücke Ihnen die Hand, Exzellenz. Ich stehe und falle mit Ihnen. Halten Sie unbeirrbar und unbeeinflussbar durch. Das Wohl und Wehe des Landes steht auf dem Spiel.

Treulichst der Ihrige

v. Moltke.

Moltke an Se. Majestät den Kaiser.

Berlin, 15. Januar 1915.

Ew. Majestät

bitte ich alleruntertänigst, nachstehende Gedanken über die weitere Durchführung dieses über das Schicksal Deutschlands entscheidenden Weltkrieges vortragen zu dürfen.

Wie ich Ew. Majestät in meinem Schreiben vom 10. d. M. bereits anzuführen wagte, muß, nachdem die Kriegsführung im Westen seit Monaten zum völligen Stillstand gekommen ist, das nächste Ziel der Operationen die Niederwerfung Rußlands und Serbiens sein, um hierdurch die Möglichkeit für einen Sonderfrieden mit Rußland zu erlangen. Sollte es gelingen, zu einem erfolgreichen Abschluß des Krieges mit

bieten, eine große Entscheidung gegen England auf dem Lande herbeizuführen, die von dem mit unzureichenden Mitteln augenblicklich ausgeführten türkischen Unternehmen nicht zu erwarten ist. Immerhin darf man hoffen, daß das türkische Expeditionskorps sich im Sinai halten kann, um einen Bahnbau zu decken.

Die Fertigstellung der Bagdadbahnstrecken im Taurus und Amanos nimmt bei äußerster Anstrengung aller Kräfte etwa ein Jahr in Anspruch. Ihre Kosten belaufen sich auf etwa fünfzig Millionen Mark. Ein provisorischer Bau würde etwa die Hälfte der Zeit und Kosten beanspruchen. Ist auch dies zurzeit nicht ausführbar, so würde der Ausbau der vorhandenen Straßen für einen Lastkraftwagenbetrieb großen Stils in Aussicht zu nehmen sein.

Die Früchte der gewaltigen Opfer, die Deutschland in diesem Kriege hat bringen müssen, können, neben wirtschaftlichen Vorteilen auf dem Kontinent, nur von England durch den Ausbau eines deutsch-zentralafrikanischen Kolonialreiches gefordert werden. — Frankreich und Rußland haben Deutschland großen Gewinn — insbesondere territorialen — nicht zu bieten.

Die Inangriffnahme des Baues der besprochenen Bahn würde auch für den Fall, daß England früher zu einem Frieden mit Deutschland geneigt ist, ein wertvolles Instrument für etwaige Friedensverhandlungen bieten, bei denen wir durch diese Bahn einen gewaltigen Druck auf England auszuüben imstande wären.

Ich halte es für so wichtig, die Gedanken über die eventuelle Weiterführung des Krieges rechtzeitig klarzulegen und ihre Durchführung rechtzeitig einzuleiten, daß ich es gewagt habe, Ew. Majestät das Vorstehende zu unterbreiten.

nicht seinen Ehrgeiz — haben wir einen schweren Mißerfolg an der Yser erlitten und dabei die sich damals bietende Gelegenheit versäumt, den Feldzug gegen Rußland durch einen schnellen, entscheidenden Schlag zu beenden. Es liegt die ernste Gefahr vor, daß im jetzigen Augenblick der gleiche Fehler begangen wird. — Unsere gesamte Kriegslage ist jetzt so kritisch, daß nur ein ganzer und voller Erfolg im Osten sie retten kann. Es ist keine Zeit zu verlieren, wenn die Gefahr beschworen werden soll, daß Rumänien und Italien sich auf die Seite unserer Gegner stellen. Sie wird abgewendet werden, wenn es gelingt, die Russen entscheidend zu schlagen und zu einem Frieden mit ihnen zu kommen. Ich glaube, daß dies zu erreichen ist, wenn wir billige Forderungen stellen. Es ist aber nur möglich, wenn wir alle irgend verfügbaren Kräfte, auch unter Heranziehung der im Westen etwa noch entbehrlichen Gewehre, im Osten einsetzen, selbst auf die Gefahr hin, dort in eine schwierige Lage zu kommen, ja zu einer Verkürzung unserer Linien gezwungen zu sein.

Wie ich Ew. Majestät schon dargelegt habe, können wir im Westen jetzt nur Teilerfolge erringen, die ohne Einfluß auf die Beendigung des Krieges bleiben werden. Setzen wir jetzt auch im Osten unzureichende Kräfte ein, so können auch dort nur Teilerfolge errungen werden und Ew. Majestät werden binnen kurzem, bei der unzuverlässigen Haltung der Neutralen, gezwungen sein, noch stärkere Kräfte als jetzt erforderlich, aus dem Westen nach dem Osten zu ziehen. Das führt, wie es schon einmal geschehen, zu einem tropfenweisen Einsetzen, ohne einen entscheidenden Erfolg zu haben. Bleibt ein solcher jetzt aus, so werden Rumänien und Italien gegen Österreich vorgehen und es zu einem schimpflichen Frie-

sein sollte, alle Forderungen des Oberkommandos Ost zu erfüllen, so wird er morgen seine Versprechungen nicht halten, und es besteht die Gefahr, daß er der Kriegsführung im Osten neue Schwierigkeiten bereiten wird, statt sie mit allen Kräften zu unterstützen.

Falls Ew. Majestät diese offenen Ausführungen nicht als den Ausdruck meiner unbedingten Hingabe an Ew. Majestät Person und an mein Vaterland auffassen, sondern als eine unbefugte Einmischung in die Kriegsführung und die Entschlüsse Ew. Majestät, so bitte ich, mich in Gnaden entlassen zu wollen. — Meine Worte werden dann der letzte warnende Rat eines treuen Dieners gewesen sein, der sich mit schwerem Herzen, aber getrieben vom Gefühl der Pflicht, zu diesem Schritt entschlossen hat.

In tiefer Verehrung verharre ich als Ew. Majestät alleruntertänigster

v. Moltke.

Zusatzbemerkung Moltkes.

Auf vorstehenden Brief hat Sr. Majestät in dem anliegenden uneröffneten Schreiben geantwortet. Bevor dasselbe in meine Hände kam, erhielt ich ein Telegramm von Generaloberst v. Plessen, ich sollte den Brief auf Befehl Sr. Majestät nicht öffnen, bevor Generaloberst v. Plessen bei mir gewesen sei, um mir mündlich Erläuterungen zu machen. Generaloberst v. Plessen traf am 24. Januar, vormittags 10 Uhr, bei mir ein. — Eine Stunde nach seinem Eintreffen wurde mir der anliegende Brief überbracht. Ich erklärte Generaloberst v. Plessen, daß ich, nachdem ich seine Erläuterungen entgegengenommen hätte, den Brief Sr. Majestät nicht öffnen werde, da ich nach Kenntnisnahme seines Inhaltes — wie mir nach den münd-

eingesetzt hat, ohne alle Rücksicht auf seine Person, der bereit war, alle Folgen auf sich zu nehmen, ist nun von mir getrennt. — Der Schritt, den er, Sie Herr Feldmarschall, ich und die Kaiserin unternommen hatten, alle geleitet von der gleichen Sorge um das Land und das Ergebnis des Krieges, hat immerhin die Wirkung gehabt, daß Ihnen nun vier Korps zur Verfügung gestellt werden. Meine Bitte, alles, was irgend entbehrlich sei, aus dem Westen herauszu ziehen und nach dem Osten zu schicken, bleibt unerfüllt. Ob es Ihnen möglich sein wird, mit diesen vier Korps einen so großen Erfolg zu erringen, wie wir ihn brauchen, wenn wir diesen Krieg überhaupt beenden wollen, kann ich nicht beurteilen. Gott gebe es. — Sie kennen ja meine Ansichten, die sich mit den Ihrigen decken. — Der zweite Erfolg ist die Rückkehr des Generals Ludendorff zu Ihnen. Darüber bin ich sehr froh. — Mir scheint, man muß jetzt weitere Schritte unterlassen, die nur die Stimmung verschlechtern können. Es kommt ja doch nur auf die Sache an.

H. meinte, daß die volle Selbständigkeit Ihrer Operationen gewahrt bleiben werde. Auf Ihren Vorschlag, mich in meine alte Stellung zurückzuberufen, hat Se. Majestät kurzweg erklärt, ich wäre zu krank, wie ihm der Oberst v. M. gemeldet habe, der sich bei meinem Arzt erkundigt habe. Letzteres ist gelogen, er ist weder bei ihm gewesen, noch hat er schriftlich angefragt. Im übrigen geht es mir gut, ich bin wieder ganz auf dem Posten.

Auf meinen Brief an Se. Majestät habe ich bisher keine Antwort bekommen. Morgen kommt P., der sie mir wohl bringen wird. Ich sehe ihm mit Ruhe entgegen und bin ebenso wie H. bereit, alle Konsequenzen zu tragen.

sich heute in einem gemeinsamen Gedanken. Er richtet sich auf den Kaiser, und indem er gewissermaßen in ihm die Gesamtheit des deutschen Volkes begreift, bildet er den Zentralpunkt, in dem alles zusammenströmt, was an Wünschen für unser Land in der Gesamtheit der deutschen Volksseele lebt. So wollen auch wir heute unsere Wünsche auf unser Volk und unser Land richten. Wir wollen hoffen, daß es aus der schweren Prüfung, die ihm Gottes Ratschluß auferlegt hat, gestärkt im Innern und gereinigt von vielen häßlichen Seiten des langen Friedenslebens hervorgehen wird. — Heute wollen wir nicht in ein Hurra einstimmen, wir wollen ernst und still auseinandergehen, und an diesem Kaisergeburtstag wollen wir geloben, dem Vaterlande zu dienen mit aller Kraft, und wir wollen alle sagen: Gott segne, Gott schütze, Gott erhalte unser deutsches Vaterland.

Moltke an General Ludendorff.

Berlin, 29. Januar 1915.

Lieber Ludendorff!

Ich bin Ihnen herzlich dankbar für Ihren Brief und dafür, daß Sie bei Ihrer Arbeitsüberlastung sich die Zeit abgerungen haben, mir so ausführlich zu schreiben. Sie wissen wohl kaum, welche Wohltat Sie mir mit diesem Zeichen des Vertrauens erwiesen haben. Wer wie ich ausgeschaltet, mit Füßen getreten, verleumdeter ist, der empfindet das doppelt dankbar.

Mein Herz ist zerrissen, wenn ich an die Monate der Kriegsführung denke, die dahingegangen, die verloren sind, seit ich abgesetzt wurde. — Ich will nicht behaupten, daß ich es besser gemacht hätte, aber anders jedenfalls. Aber kein Mensch, weder der Kaiser

wenigstens Rumänien durch einen Erfolg dahin bringen, daß es uns die Einfuhr von Brotgetreide gestattet. Es hängt unendlich viel von der Gestaltung der militärischen Lage im Osten ab, daß dies nicht schon seit Monaten von leitender Stelle erkannt ist, ist ein Fehler, der sich in schwerster Weise an Land und Volk, an Thron und Monarchie rächen kann. — Gegen fünfzig Armeekorps liegen im Westen im Schützengraben, jeder Gedanke, dies Riesenheer wieder operationsfähig zu machen, ist aufgegeben. Man kann sich nicht entschließen, einen Meter Land aufzugeben und die Entscheidung in der offenen Feldschlacht zu suchen. Das ist keine Kriegsführung mehr, es ist ein vollständiges Fiasko.

Ich kann Ihren Operationen nur in Gedanken und mit heißen Wünschen folgen. Was Sie beabsichtigen, finde ich durchaus richtig. Die Operation auf das rechte Weichselufer zu verlegen, ist meiner Meinung nach das einzig Richtige. Wenn es gelingt, müssen die Russen aus ihrem Mauselloch heraus. Sie werden ja alle Mittel anwenden, um ihnen die Lebensader, die Bahn nach Warschau zu durchschneiden. — Gott sei mit Ihnen.

Ich weiß, wenn es jemanden gibt, der das Vaterland noch retten kann, so sind Sie es und Ihr Feldmarschall.

Treulichst wie in alter Zeit der Ihrige

v. Moltke.

Chef des Generalstabes des Feldheeres

Nr. 227.

Großes Hauptquartier, den ... Februar 1915.

Bei Gelegenheit einer Konferenz habe ich zufällig von einer Denkschrift über die Ernährungsfrage

sieht und der die Feuerwehr alarmiert, sagen würde, er tue dies aus Nervosität! Ich glaube, daß man im Großen Hauptquartier über die Zustände in der Heimat nicht sehr eingehend unterrichtet ist. Das ist ja auch begreiflich, da die Kriegsführung selbstverständlich im Vordergrund der Interessen steht und da die Zeitungen infolge der Zensur völlig gebunden sind. Dadurch ist es vielleicht erklärlich, daß die Notwendigkeit dessen, was ich getan habe, nicht erkannt worden ist. Ich kann aber versichern, daß es sehr nötig war, den verantwortlichen Behörden die Augen zu öffnen, wenn Unheil verhütet werden sollte. Da kein anderer da war, der dies übernehmen wollte, habe ich es getan. Von außerordentlich vielen Seiten ist mir auch dafür Dank geworden. — Wenn in der Umgebung Sr. Majestät mein Eingreifen gegen mich ausgenutzt worden ist, so bedauere ich dies, kann es aber nicht ändern, und würde in einem zweiten Fall genau ebenso handeln. — Allerdings war es schon zu meiner Kenntnis gekommen, daß man neuerdings auch den Rückzug von der Marne im September vorigen Jahres auf Nervosität meinerseits zurückführen will. Diese Unterstellung ist ebenso falsch, wie die obige. Der Rückzug war eine nach Lage der Dinge unvermeidlich gewordene Notwendigkeit, die ich — wenn auch schweren Herzens — mit voller Überlegung habe anordnen müssen, und ich bin sicher, daß die Kriegsgeschichte mir einmal Recht geben wird. — Doch dies bemerke ich nur nebenbei.

Wie ich Ende September hierher kam, haben mich zahlreiche Herren aus den Kreisen der Industrie, der Landwirtschaft, der Wissenschaft aufgesucht. Sie kamen alle unabhängig voneinander, aber alle mit derselben Bitte um Hilfe, und alle in derselben Über-

wenn der schwerfällige Apparat unserer Zivilverwaltung rascher in Bewegung zu setzen gewesen wäre. Immerhin ist das, was ich herbeiführen wollte, im wesentlichen erreicht und ich bin befriedigt in dem Bewußtsein, meine Pflicht getan und dem Kaiser und dem Lande einen guten Dienst geleistet zu haben.

Daß ich bei der Wichtigkeit der Sache sehr energisch vorgegangen bin, halte ich nicht für einen Fehler. — Ich glaube, hier zu Hause wird man schwerlich, außer vielleicht bei denjenigen, die in meinem Vorgehen eine Verletzung ihrer Privilegien gesehen haben, die Ansicht vertreten finden, ich habe aus Nervosität gehandelt.

Wenn dies jetzt dem Kaiser so dargestellt wird, so kann ich wohl vermuten, von welcher Seite das kommt, und ich werde mich auch hiermit gleichmütig abfinden. — Ich kann Ew. Exzellenz versichern, daß nach den Erfahrungen, die ich vom ersten Mobilmachungstage an habe machen müssen, meine Ruhe und mein inneres Gleichgewicht durch nichts mehr erschüttert werden können.

Verzeihen Sie dies lange Schreiben. Ich bin dankbar, daß Sie mir gute Kameradschaft immer bewahrt haben und es lag mir nur daran, daß nicht auch Sie zu falschen Vorstellungen über mich kommen. Es soll aber das letztemal sein, daß ich Sie mit meiner Person belästige.

Treulich der Ihrige

v. Moltke.

TELEGRAMM DES KAISERS AN MOLTKE.

Neues Palais, 23. Mai 1915.

Generaloberst v. Moltke, Königsplatz, Berlin.

Mein lieber Moltke! Empfangen Sie meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem Geburtstage. Das vergangene Jahr brachte

Moltke über den Rückzug an der Marne.

Berlin, Sommer 1915.

Ich habe mich nie über die Schwere des Kampfes getäuscht, den Deutschland durchzufechten haben würde, wenn einmal der Brand in Europa zum Ausbruch kommen sollte. — Meine alljährlich dem Reichskanzler eingereichten Denkschriften über die militärpolitische Lage, nicht am wenigsten diejenige, in der ich vor drei Jahren die letzte Armeeverstärkung forderte, die leider nicht in dem Maße, wie ich sie wollte, zur Durchführung gekommen ist, könnten darüber Auskunft geben.

Die schwerwiegendste Entscheidung, vor die ich als Chef des Generalstabes gestellt war, war diejenige, ob Deutschland den zu erwartenden Zweifrontenkrieg defensiv oder wenigstens nach einer Seite offensiv führen solle. — Ich habe mich nach eingehenden Prüfungen und Studien für das letztere entschieden und den Aufmarsch so angelegt, daß die Offensive im Westen mit möglichst starken, die gleichzeitige Defensive im Osten mit einem Mindestmaß von Kräften geführt werden konnte. — Es war zu erhoffen, daß im Westen eine schnelle Entscheidung herbeigeführt werden würde. Eine solche war nötig, um Freiheit des weiteren Handelns zu gewinnen, sie war aber nur zu erwarten, wenn man die französische Armee im freien Felde treffen konnte. Ein Angriff gegen die befestigte Ostgrenze Frankreichs mußte aller Voraussicht nach zu einem langwierigen Positionskrieg führen und eine Entscheidung hinausschieben. — Die

dernis sei, und ich habe alle Schwierigkeiten in den Kauf genommen, die unserem Aufmarsch und Vormarsch erwachsen mußten, wenn wir keinen holländischen Boden betreten wollten. Gleich nach dem Ausspruch der Mobilmachung habe ich dem holländischen Gesandten in Berlin erklärt, daß ich mich für eine strikte Achtung der holländischen Neutralität von seiten Deutschlands feierlich verbürge. Ich glaube, daß die Verhältnisse mir recht gegeben haben. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie sie sich gestaltet haben würden, wenn wir es mit einem feindlichen Holland, dessen Küsten einer englischen Landung offen standen, zu tun gehabt hätten, was aus dem Unternehmen gegen Antwerpen unter der Voraussetzung einer nicht neutralen Schelde geworden wäre, wieviel Truppen zu unserer Rückendeckung bei dem Vormarsch nach Westen erforderlich gewesen sein würden.

Ich war und bin noch heute der Überzeugung, daß der Feldzug im Westen scheitern müßte, wenn wir Holland nicht geschont hätten. — Außerdem war ich mir klar darüber, daß dieses Land gewissermaßen als Luftröhre für unser wirtschaftliches Leben unter allen Umständen erhalten werden mußte. — Schonten wir dagegen Holland, so konnte England, nachdem es angeblich zum Schutz der kleinen Neutralen uns den Krieg erklärt hatte, seinerseits die holländische Neutralität unmöglich verletzen.

Allerdings komplizierte sich der geplante Vormarsch durch Belgien in hohem Maße durch die Ausschaltung Hollands: unser durch die Bahnlinien bedingter Aufmarsch mußte mit dem rechten Flügel bis in die Gegend von Krefeld ausgedehnt werden. Es wurde nötig, die starke 1. Armee, die beim weiteren Vormarsch den Umfassungsflügel bilden sollte, nach Sü-

Bei dem von mir beabsichtigten Handstreich kam alles auf Schnelligkeit des Handelns an. — Ich hatte die Verhältnisse bei Lüttich auf das genaueste rekonoszieren und alle Wege festlegen lassen, auf denen Kolonnen gegen die innere Stadt vorgehen konnten, ohne in das Gesichtsfeld der Außenforts zu kommen. Es waren fünf solcher Straßen festgestellt, Offiziere zur Führung der Kolonnen auch bei Nacht waren durch örtliche Erkundungen ausgebildet und wurden dauernd ergänzt. Trotz des allgemein herrschenden Vorurteils gegen Unternehmungen mit immobilen Truppen habe ich fünf Friedensbrigaden für das Unternehmen bestimmt. Es kam darauf an, den Handstreich auszuführen, bevor die Zwischenwerke in der Fortlinie ausgebaut sein konnten.

Ich war mir völlig darüber klar, daß, wenn das Unternehmen mißglückte, mir von der gesamten militärischen Welt der Vorwurf gemacht werden würde, etwas Unmögliches gewollt und mit dem Wagnis eines infanteristischen Angriffs auf eine moderne Festung meine völlige Unfähigkeit bewiesen zu haben. Aber gerade der Umstand, daß Lüttich eine moderne Festung war, das heißt eine solche ohne innere Umwallung, ließ mich den Plan fassen, durch die Zwischenräume der Außenforts hindurch direkt in das Innere der Festung vorzustößen.

Ich habe mit diesem Unternehmen alles auf eine Karte gesetzt und dank der Tapferkeit unserer Truppen das Spiel gewonnen.

Man wird in Zukunft keine solche modernen Festungen mehr bauen.

Erst mit dem Falle von Lüttich war die Bahn für das Vorgehen der 1. Armee frei, außerdem war den Belgiern keine Zeit geblieben, die Maasbahn zu zerstören. Damit war ungeheuer viel gewonnen, wie im

um dann womöglich seine beiden Flügel von Norden und Süden her mit umso größerer Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg anzugreifen. — Die Erklärung des Führers der 6. Armee, daß er seine Truppen nicht weiter zurückgehen lassen könne, ohne ihren inneren Halt zu gefährden, daß er angreifen müsse, ließen diese Absicht nicht zur Ausführung kommen.

Die Schlacht in Lothringen wurde geschlagen, bevor die 7. Armee und die der 6. Armee zur Verfügung gestellten Ersatz-Divisionen vollzählig eingetroffen waren. Sie brachte einen vollen taktischen Erfolg, aber die Verfolgung kam an der Maas zum Stehen und der geplante Durchstoß zwischen Nancy und Epinal gelang nicht. — Zum erstenmal zeigte sich hier die Stärke der Defensive in feldmäßig vorbereiteten Stellungen, die dem ganzen Verlauf des Krieges nach der Schlacht an der Marne seinen Charakter aufgedrückt hat. — Bald wurde es klar, daß die von den Franzosen errichtete Verteidigungslinie zwischen Nancy und Epinal nur durch den Vormarsch der 5. Armee geöffnet werden würde.

Während die 1. bis 5. Armee in siegreichem Vorgehen über Maas und Sambre waren, machten die Verhältnisse im Osten, wo die Russen gegen Erwarten schnell in Ostpreußen eingedrungen waren, eine Entsendung von Verstärkungen dorthin nötig, bevor eine endgültige Entscheidung gegen das französisch-englische Heer hatte erreicht werden können. — Ich beabsichtigte, diese Verstärkungen der 7. Armee zu entnehmen, die ebensowenig wie die 6. trotz langem schwerem Ringen an der Maas vorwärts kommen konnte. Die bestimmten Meldungen beider Armeen, daß der Feind ihnen dauernd mit überlegenen Kräften gegenüberstehe und daß die eigenen Verluste

Teilen die Marne bereits überschritten. Sie beantragte, die Verfolgung noch einen Tag fortsetzen zu dürfen, um die Früchte ihrer Siege zu ernten. Das wurde ihr zugebilligt, die Notwendigkeit der Staffelung und Sicherung gegen Paris aber gleichzeitig nochmals betont.

Es erfolgte nun der französische Gegenangriff gegen den rechten Flügel der 1. und die Front der 2., 4. und 5. Armee. Die 1. Armee zog, um die Bedrohung ihres rechten Flügels abzuwehren, ihre beiden linken Flügelkorps hinter ihre Front herum auf den rechten Flügel. Dadurch entstand eine 25 Kilometer breite Lücke zwischen der 1. und 2. Armee, in die drei englische Divisionen eindrangten, worauf die 2. Armee ihren rechten Flügel zurücknahm.

Am 7. September kamen Nachrichten, die erkennen ließen, daß die 1. Armee einen sehr schweren Stand habe. Es erschien nötig, eine Anweisung zu geben für den möglichen Fall, daß sie geworfen werden sollte. Ich schickte deshalb den Oberstleutnant Hentsch zur 2. und 1. Armee. Er sollte sich über die Lage orientieren, hatte aber nicht den Auftrag, die 1. Armee zurückzuführen, sondern sollte sie nur anweisen, für den Fall, daß sie sich nicht halten könne, in die Linie Soissons—Fismes auszuweichen, um so wieder den Anschluß an den rechten Flügel der 2. Armee zu gewinnen — um so die entstandene Lücke zu schließen. Wie wenig ich daran gedacht habe, dem Oberstleutnant Hentsch den Befehl für die 1. Armee zum einfachen Rückzug hinter die Aisne mitzugeben, geht aus meinem Funkspruch vom 10. September, 10 Uhr nachmittags, an A.-O.-K. 1 und 2 hervor: »1. Armee stellt sich als rückwärtige Staffel bereit. Umfassung des rechten Flügels der 2. Armee ist durch Angriff zu verhindern.« Die 1. Armee be-

Zurücknahme der deutschen Mitte unter fester Anlehnung an linken Flügel 2. Armee bei Thuizy bis in Höhe von Suippes—St. Menehould und östlich kann dem begegnet werden. Später neue Offensive vom rechten Flügel aus dann aussichtsvoll.» — Wenn die Auffassung der 2. Armee richtig war, und ich hatte keinen Grund sie anzuzweifeln, so mußte ich nach den bei der 3. Armee empfangenen Eindrücken befürchten, daß sie nicht mehr imstande sein werde, den bevorstehenden feindlichen Durchbruchversuch abzuwehren. Gelang derselbe, so mußten die 4. und 5. Armee in eine so schwierige Lage kommen, daß eine Katastrophe zu befürchten stand. — Bei einer Besprechung, die ich am 11. September abends mit dem Oberbefehlshaber der 2. Armee in Reims hatte, bestätigte mir derselbe seine, dem Telegramm vom 11. früh zugrunde liegende Ansicht, er rechnete bestimmt mit einem schon am 13. zu erwartenden Angriff der Franzosen auf die 3. Armee.

Ich mußte mich daher entschließen, der 3. Armee eine verkürzte Linie zuzuweisen, in der sie sich meiner Ansicht nach mit Bestimmtheit halten konnte. Das war nur durch Zurücknehmen der Armee möglich. Damit wurde auch das Zurücknehmen der 4. und 5. Armee bedingt. Die Versammlung der 3., 4. und 5. Armee in der Linie Reims—Verdun bedeutete eine erhebliche Verkürzung der Frontlinie und mußte es ermöglichen, nachdem sie erreicht war, Truppen aus der Front zur Verstärkung des bedrohten rechten Heeresflügels herauszuziehen. — Ich gab daher, da hier rasch gehandelt werden mußte, am 11. September, 4 Uhr nachmittags, den Befehl aus, nach dem die 3. Armee die Linie Thuizy (ausschl.)—Suippes (ausschl.), die 4. Armee die Linie Suippes (einschl.)—St. Menehould (ausschl.), die 5. Armee die Linie St.

Fünfter Teil

Aus Moltkes letzter Lebenszeit

den«, und diese Einigkeit ist es, die uns unüberwindlich macht.

Wohl reißt der Krieg auch vieles nieder, vernichtet er viel Wertvolles, Leben und Güter, aber er erzeugt und offenbart auch Kräfte und Fähigkeiten, mit deren Hilfe nicht nur Bewährtes wieder aufgerichtet werden kann, sondern dem Menschenwerk neue, Größeres verheißende Bahnen gewiesen werden. Wer sollte es nicht fühlen, daß dieser Krieg einen der großen Wendepunkte der Weltgeschichte bedeutet, daß sein Ausgang entscheidend sein wird für die Richtung, die der Menschheitsentwicklung, der Menschheitskultur auf Jahrhunderte hinaus gegeben werden wird. Eine neue Zeit, neue Entwicklungsmöglichkeiten, ein neues gefestigtes Gemeinleben, neue Betätigungsformen des geistigen Lebens, muß dieser Krieg uns bringen. Wir werden manches hinter uns lassen müssen, das uns vorher der höchsten Mühe wert erschien und das sich doch als wertlos erwiesen hat, in dieser großen, eisernen Zeit. Aber wir haben die Überzeugung, daß in unserem Volk die Zauberkraft lebt, die furchtbaren Spuren des Kampfes zu tilgen, und neues, schaffendes Leben an den Stätten des Todes und der Verwüstung wachzurufen.

Diese schöpferische Kraft, die sich schon jetzt so vielfach und so herrlich offenbart hat, diese Einigkeit der Gesinnung, die uns gelehrt hat, Sonderwünsche und Sonderinteressen einem großen gemeinsamen Ziele unterzuordnen, müssen wir pflegen und bewahren als unser höchstes Gut, als die sicherste Gewähr einer aufwärtsstrebenden Zukunft. 1871 wurden wir ein Reich, jetzt gilt es, daß wir ein Volk werden.

Das sind die Gedanken, die der Gründung der »Deutschen Gesellschaft 1914« zugrunde gelegen haben. Daß sie ein wohl vorbereitetes Feld gefunden haben,

mit ihnen kann die Zukunft bezwungen werden. Es liegt so unendlich viel Ideales, nach oben Strebendes in der Seele unseres Volkes. Lange war es unterdrückt durch die dicke Schrift materiellen Lebens, es durchbrach sie, als der Krieg die Äußerlichkeiten des Daseins verschwinden ließ vor dem idealen Sturm der Vaterlandsliebe, der alle Herzen durchbrauste. — Wenn Gott unser Volk lieb hat, wird er diese geistige Erhebung ihm bewahren. Aber jeder muß dazu mitarbeiten. — Das wollen Sie mit Ihrer Zeitschrift, und das wollte ich mit dem Inslebenrufen einer Gesellschaft, die nicht, wie Sie sagen, ein »politischer Klub« sein soll, sondern ein Versammlungsort aller der Geister, die die Kraft haben, Einzelwünsche und Bestrebungen im Dienste des deutschen Einheitsgedankens zurückzustellen. In Klassen geschieden, in Parteien getrennt, haben wir uns vor dem Kriege kaum gekannt. Die Schranken, die der Egoismus der Einzulexistenz zwischen uns aufgerichtet hatte, wollten wir niederlegen und Mensch dem Menschen nahebringen. Gewiß, Sie haben recht, es wird darauf ankommen, dem Seelenadel zum Sieg über den Geschäftsgeist zu verhelfen, die Pflänzlein zu pflegen, die schon seit Jahren in vielen Menschen wuchsen, und von deren stiller Entfaltung sich jeder überzeugen konnte, der mit offenen Augen in unser Volksleben hineinsah. Über die Schwierigkeiten, die uns seit Jahren anerzogene mechanische Lebensauffassung zu überwinden, sind wir alle uns von Anfang an klar gewesen. Aber man darf vor den Schwierigkeiten nicht zurückscheuen, wo es sich um Großes handelt. Immerhin wird ein idealer Gedanke einmal in die Realität hineingeboren gewesen sein. Es ist bekannt, daß, wenn man einen Wald auf einem Boden aufforsten will, der vorher kein Waldboden war,

gemacht wurde, als es meiner Meinung nach hätte gemacht werden müssen. Erst nach langen und schweren Kämpfen habe ich mich selbst bezwingen können, und habe gelernt, die Schwere des Drucks zu tragen. Ich denke nicht an mich, sondern nur an unser Vaterland. Ihm nicht dienen zu können, ist das Opfer, das ich täglich wieder bringen muß.

Gestern war ich bei Tirpitz, auch einem Schicksalsgenossen. Er fühlt es wie eine Erlösung, aus dienstlichen Verhältnissen heraus zu sein, die ihm unerträglich geworden waren. Möge der Kaiser es nie bereuen, Männer beiseite geschoben zu haben, die doch vielleicht ihm hätten nutzen können.

Bethmann wird einen schweren Stand haben im Reichstag. Wie unsinnig handelt dieser Mann, indem er es versäumt, Fühlung zu nehmen mit dem Volk und seiner Vertretung.

Auszug aus einem Brief Moltkes.

Berlin, 21. April 1916.

Es war mir eine große und herzliche Freude, nach langer Zeit wieder eine Nachricht von Ihnen zu erhalten und aus Ihren Worten den alten Ton herzlicher Zuneigung herauszuhören, der alle Wechselfälle des Lebens überdauert. Haben Sie Dank für diese treue Freundschaft, die ich, wie Sie wohl wissen, von Herzen erwidere.

Ich danke Ihnen auch für das, was Sie mir über Ihre Unterredung mit Sr. Majestät schreiben. Wenn der hohe Herr mir so freundschaftliche Empfindungen entgegenbringt, wie Sie meinen, so hat er dieselben jedenfalls nur rein platonisch betätigt. — Ich habe mich Weihnachten 1914 persönlich bei ihm gesund gemeldet und auch telegraphisch gemeldet, daß

Dank geworden, daß ich eingegriffen habe, wo unsere Verwaltungsbehörden versagten; von dem General . . . habe ich dagegen gehört, daß an höchster Stelle meine Bemühungen als Nervosität, Schwarzseherei und unzulässige Einmischung bewertet worden seien. Der Kaiser könne einem so kranken Mann nicht die Verantwortung einer Heerführung anvertrauen. Damit war die Sache für mich erledigt, und ich habe mich nicht weiter vorgedrängt.

Übrigens habe ich Sr. Majestät zu den Erfolgen in Russisch-Polen seinerzeit meinen Glückwunsch telegraphisch ausgesprochen. Sie sehen, lieber . . ., daß ich keine Veranlassung habe, mich erneut an Se. Majestät heranzudrängen.

Betteln habe ich in meinem Leben nicht gelernt.

Ich weiß sehr wohl, daß der Kaiser persönlich nicht den Willen hat, mich links liegen zu lassen, aber er ist ebenso machtlos gegen die Einflüsse, die gegen mich gerichtet sind, wie ich.

Hätte er nicht z. B. jetzt mir den Oberbefehl in Schleswig-Holstein anbieten können? Auch hier wieder kein Wort an mich. Meine Vergangenheit ist ausgelöscht, für mich hat sie nur den Wert des Bewußtseins, meine Pflicht getan zu haben.

Gott helfe unserem Lande und unserem unvergleichlichen Volk, wir werden noch viel Schweres durchzumachen haben. Möge es dem Kaiser dann nicht an Männern fehlen, die nur den Gedanken haben, ihm und dem Lande zu dienen, und die ihre Person der Sache unterordnen.

Leben Sie wohl, lieber . . ., Sie tun meinem schwergeprüften Herzen wohl, wenn Sie mich ab und an etwas von sich hören lassen. Ich bleibe immer Ihr alter Freund

Moltke.

glaube, wenn auf irgend jemand der lateinische Spruch »Homo sum, nihil humani mihi alienum esse puto« zutrifft, so war es der Verstorbene. Seine hervorragenden menschlichen Eigenschaften, seine Herzensgüte gewannen ihm die Herzen aller, die mit ihm in Berührung traten. Diese kameradschaftlichen Empfindungen sind allen denjenigen geblieben, die das Glück gehabt haben, mit ihm in persönliche Beziehungen zu treten. Bei mir haben sie angedauert bis an sein Ende, und sie sind ausgeklungen in einem Briefwechsel, der erst kurze Zeit vor dem Tode des Feldmarschalls seinen Abschluß gefunden hat.

Meine hochverehrten Herrschaften! Ich darf das nicht wiederholen, was hier gesagt worden ist. Sie wissen ja den Lebensgang des Verstorbenen, Sie wissen, daß er als junger Offizier bereits nach der Türkei ging, daß er dort zwölf Jahre lang dem Sultan gedient hat, und daß er damals den Grundstein gelegt hat zu den freundschaftlichen Beziehungen, die heute das Osmanische Reich und das Deutsche Reich in gemeinsamen Kriegsunternehmungen vereinigen. Sie wissen, daß er, von dort zurückgekehrt, die Geschäfte als Generalinspekteur der Pioniere übernahm, und alle diejenigen, die damals mit ihm gearbeitet haben, bewahren ihm noch heute ein Andenken, denn auch diese ihm fremde Materie wußte er nach kurzer Zeit entsprechend zu beherrschen. — Dann kam seine schönste Zeit, als er von Sr. Majestät zum Kommandierenden General des I. Armeekorps berufen wurde. Wie freute sich sein Herz, da war er in seinem Element, unermüdlich im Zusammenleben mit der Truppe, die höchsten Anforderungen an sich selbst stellend. Keine Mühen scheuend, lebte er mit seinen Soldaten zusammen, als Vater, Freund und Kamerad. Er mußte dann die Stellung eines Generalinspek-

Engländer aufzunehmen. Als er in Bagdad eintraf, fand er die Engländer in starker Stellung bei Kut el Amara. Seine Aufgabe war, sie zurückzuschlagen. Mit wie schwierigen Verhältnissen, mit welch schlechten Zufahrtsstraßen, mit einer wie großen Entfernung mußte er rechnen, bis überhaupt Verstärkungen herangeführt werden konnten.

Meine verehrten Herrschaften! Es wiederholt sich in der Geschichte öfters, daß Heldentum und Tragik nebeneinander stehen. — So war es auch hier. So, wie es Moses einstmals zwar vergönnt war, einen Blick in das Gelobte Land zu tun, nicht aber es zu betreten, so war es auch dem Generalfeldmarschall nicht vergönnt, den letzten Kampf seiner Armee zu erleben, aber sein scharfer Blick hat wohl den Ausblick in das Gelobte Land getan, denn sicher hat er den Sieg von Kut el Amara vorausgesehen.

Meine verehrten Herrschaften! Ich habe dem Bilde des Feldmarschalls nur noch eine persönliche Note hinzufügen können. Ich habe es getan, weil ich glaube, daß ich in diesem Falle wohl im Namen der Armee und namens des Generalstabes sprechen darf, dem wir beide lange Jahre angehört haben.

Ich will nicht sprechen von dem tiefen Schmerze, der auch mich ergriffen hat, als die Kunde von dem tragischen Ende des Feldmarschalls eintraf, und ich möchte nicht, daß dieser Tag vorbeigeht, ohne daß wir an diesem Tage ein Lorbeerblatt auf die Bahre gelegt haben*.

* Fast unmittelbar nach der Beendigung dieser Rede starb Helmuth v. Moltke noch während der Gedächtnisfeier für Generalfeldmarschall Frhrn. v. d. Golts im Reichstagsgebäude an Herzschlag am 18. Juni 1916.

»So wie die anderen macht der Kronprinz die Sache noch lange.«
Und dann, wie mein Vater mir gesagt hatte, ich müßte das tun,
was Knobelsdorff mir riete, drückte mir Ihr Mann warm die Hand
und sagte: »Lassen Sie sich nur nicht Ihr gesundes eigenes Urteil
ausschalten, Sie sind und bleiben der Armeeführer, der allein
Sr. Majestät verantwortlich ist!« — Ich habe diese Worte den
ganzen Feldzug über beherzigt und bin gut dabei gefahren.

Sein Andenken bleibt groß und rein in meinem Herzen. — Es
küßt Ihre Hand, liebe gnädige Frau, Ihr getreuer

Wilhelm,
Heeresgruppe Kronprinz.

5. 02 79

456 ^{1/2}

100

100

